



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### **Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### **About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

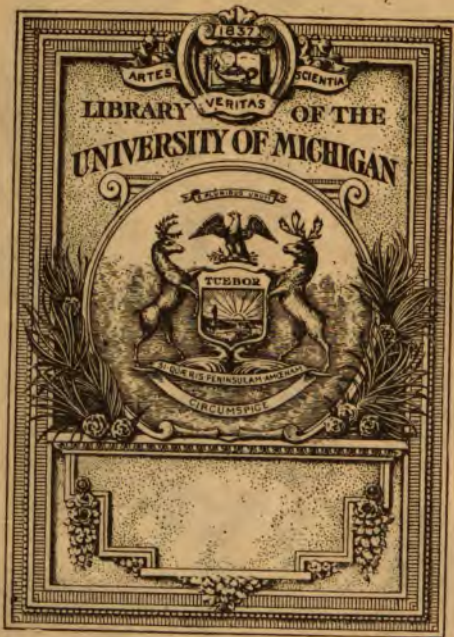
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.







X 119

Karl Gjellerup  
Die Gottesfreundin

6.—9. Tausend.

U. 80000001  
1857  
Karl Gjellerup

Die  
Gottes  
freundin

Roman

Quelle & Meyer, Leipzig





Copyright 1928 by Quelle & Meyer, Leipzig



Buchschmuck und Einbandzeichnung von Paul Hartmann

Druck von Dr. Reinhold & Co., Leipzig.

Der mein ganzes Schaffen gehört  
**meiner Eugenia**  
widme ich dies Buch besonders  
in Erinnerung an schöne in  
der Heimat der Gottes-  
freundin verbrachte  
Herbsttage

1899



## Inhaltsübersicht.

### Erstes Buch.

	Seite
Erstes Kapitel. Das sarazenische Gläschen . . . . .	3
Zweites „ Was der Hausmeier meldet . . . . .	11
Drittes „ Was der Hausmeier flüstert . . . . .	16
Viertes „ Der schwachbietende Läufer . . . . .	22
Fünftes „ Der Bischof . . . . .	31

### Zweites Buch.

Erstes Kapitel. In der Laube . . . . .	43
Zweites „ Der Inquisitor . . . . .	68
Drittes „ Selbstgespräche auf der Brücke und in der ‚Stadtstube‘ . . . . .	84
Viertes „ In der Bibliothek . . . . .	94
Fünftes „ Der Volksfänger . . . . .	112
Sechstes „ Das Mittelmünster . . . . .	134

### Drittes Buch.

Erstes Kapitel. Defensio Eckehardii . . . . .	157
Zweites „ Zum goldenen Stierkopf . . . . .	169
Drittes „ Teufelstrallen und Fliegenbeine . . . . .	188
Viertes „ Im Kerzenlichte . . . . .	193
Fünftes „ Der Sluch des Kreuzritters . . . . .	217
Sechstes „ Auf dem Kalvarienberge . . . . .	229

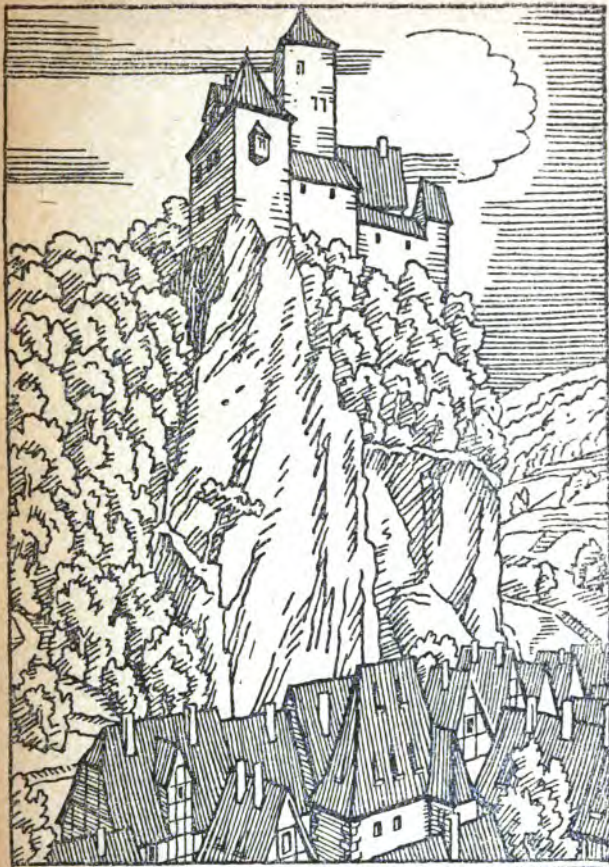
### Viertes Buch.

Erstes Kapitel. Der barmherzige Samariter . . . . .	243
Zweites „ Intrat amicus Dei . . . . .	258

	Seite
Drittes Kapitel. In Erwartung des Meisters .	262
Viertes „ Galle und Honig. Eine Predigt des großen Gottesfreundes . . .	269
Fünftes „ ‚Nur das Spankörbchen‘ . . .	281
Sechstes „ Zu Grunde gelassen . . . .	289
Siebentes „ Der Weise gibt nach . . . .	305

**Fünftes Buch.**

Erstes Kapitel. Die Überraschung im fünfeckigen Zimmer . . . . .	323
Zweites „ Vincentius unterwegs . . . .	331
Drittes „ Vogler und Vogel . . . . .	345
Viertes „ Es plagt die Burg . . . . .	357
Fünftes „ Exit Vincentius . . . . .	364
Sechstes „ Exit amicus Dei . . . . .	371
Siebentes „ Exeunt . . . . .	384



Erstes Buch.



## Erstes Kapitel.

### Das sarazenische Gläschchen.



Das Burgzimmer ist klein und beklommen.

Ein gemischter, häuslicher Geruch von Lingemachtem, frischer Wäsche, Lavendel, Salbei, Gewürz und getrockneten Kräutern erfüllt es.

Durch das offenstehende Fenster dringt nur wenig Luft herein, und die ist heiß und schwer, mit Rauchdunst beladen.

Die Frau, die an die zurückgeschlagenen Bugenscheiben gelehnt steht — eine noch jugendlich-schlankte Gestalt — blickt in das Tal hinaus, dessen regungslose weißgelbe Kornfelder etwa eine halbe Meile entfernt von tannendunklen Hügeln eingefaßt werden. Ein gemächlich dahingleitendes Gläschchen durchzieht es in großen Schleifen.

Unten, wo die Felsmasse, auf der die Burg steht, steil herabstürzt, drängen sich die Schindeldächer des Städtchens zusammen. Im Schatten zweier mächtiger Kofkastanien wadet eine Brücke gar gewaltig auf steinernen Pfeilern bis zur Mitte des Flußbettes aus, um dann dort, wo die Flut im Sonnente glitzert, auf Holzstelzen bescheiden das dies-



seitige Ufer zu erreichen. Wo das Wasser am schatten-grünsten ist, blinkt ein Goldstreifen — die Spiegelung eines Wirtshauschildes, das sich hinter dem Laube verbirgt.

Vom stämmigen Kirchturme läutet die Vesperglocke.

Ein liebliches, idyllisches Bild! Aber die schöne Burgfrau, die es betrachtet und dabei oft mit ungeduldigen Blicken den die Burgklippe erklimmenden Weg absucht, sie weiß nur zu wohl, warum dieser Anblick keine friedliche Stimmung bei ihr auslöst. Nur zu lebhaft fühlt Frau Kenata, wie dies Abendläuten sie an ein Sterbeglöcklein gemahnt; und der bläuliche Dunst, der, aus hundert Schornsteinen sich emporfädelnd, über dem Neste lagert, kommt ihr wie das Sangnetz einer ungeheuren Spinne vor.

Sogar das wie Dukatengold aufglitzernde Wasserbild des sich verbergenden Wirtshauschildes erscheint ihr als ein freches Späherauge, das bis in ihr Geheimgemach dringt, an dessen niedriger Deckenwölbung die Reflexe spielen.

Noch einmal durchforscht ihr Blick die verschiedenen Windungen des Pfades, die zwischen Felsstücken und Buschwerk sichtbar sind.

„Wenn er nur bald zurückkäme!“

Mit diesem Stoßseufzer wendet sie sich in das Zimmer.

Sast ein Drittel davon ist durch die offenstehende Thür eines großen Eichenschrankes verdeckt.

Vor diesem kniet ein junges Mädchen. Ein Ritterfräulein scheint sie zu sein, obwohl ihr Werkeltagskleid recht einfach ist. Sie ist eifrig damit beschäftigt,

einen Koffer und ein paar Satteltasche mit Sachen voll zu packen, die sie aus dem Schranke herorgeholt hat. Auf einem Tische neben ihr liegt Wäsche, stehen Büchsen und Flaschen. Ein Stuhl trägt einen offenen Ebenholzschrein.

„Renata,“ sagt sie aufblickend und ein paar schwarze Locken sich aus der Stirn streichend, — „wenn uns der Meier nun die Nachricht bringt, daß es wirklich der schwarze Tod ist, gehst du dann auch zu den Kranken hinunter?“

„Gewiß.“

„Ich auch. Ich begleite dich.“

„Nein, du bleibst hier, Gertrud. Du könntest zu leicht angesteckt werden, denn du fürchtest dich.“

„Und wer sich nicht fürchtet, der wird auch nicht angesteckt!“

„Wenn die Lebensgeister gesund sind, so wehren sie die bösen Kräfte ab. Aber wenn du von Angst geschüttelt wirst, dann ist deine Imaginatio schon krank und bindet die Lebenskräfte in Ohnmacht. Das ist, wie wenn ein Zauberer sie mit seinem Willen bannte, daß sie sich nicht rühren können, und die Krankheit bringt in deinen Körper ein, wie der Feind in eine Festung, wenn die Wache schläft. So ist das zu verstehen, und deshalb kann ein Furchtsamer nicht mitgehen, wo solche teuflische Krankheiten wüthen.“

„Und du? Du fürchtest dich also wirklich gar nicht? Wie ist das möglich?“

„Ich weiß nicht. Vielleicht mache ich mir wenig daraus, ob ich krank werde und sterbe.“

Die großen schwarzbraunen Mädchenaugen starren Frau Renata an mit einem Blick, in dem der Ausdruck scheuer Bewunderung sich mit dem ausgesprochenen Gefühl des Unheimlichen mischt.

Dann schüttelt Gertrud den Kopf.

„Das kann nicht richtig sein,“ erklärt sie sehr fest, wie um sich selbst zu behaupten.

Renata lächelt nachsichtig.

„Und warum sollte denn das nicht richtig sein?“

„Weil uns Gott das Leben gab. Es muß ein gar köstliches Geschenk sein. Wie undankbar ist es dann, gleichgültig zu sein, ob man es verliert oder nicht.“

„Gast du den Meister so sprechen hören?“

Bei dieser unerwarteten Frage errötet Gertrud wie ein Schulmädchen.

„Den Meister? . . . Nein, das wohl nicht. Aber er spricht auch nicht wie die Anderen.“

Renata lacht still vor sich hin.

„Sreilich nicht! Täte er das, wie könnte er dann der Meister sein, dem wir uns an Gottes Statt zu eigen gegeben, zu Grunde gelassen, wie er zu sagen pflegt!“

„Das ist wahr. Aber weil seine Reden so tief sind, versteh' ich sie auch nicht immer . . . Und“ — sie sieht auf mit einem festen Blick, und in ihrer Stimme bebt ein leiser Unterflang von Trog — „und Hugo hat den Meister auch nicht immer so recht verstanden.“

Über die Lippen der Burgfrau gleitet ein wehmütig-mitleidiges Lächeln. Sie selber merkt es nicht, aber Gertrud sieht es vorüberhuschen, und jener Unterton ihrer Stimme wird lauter, fast aufrehrerisch.

„O, ich weiß! Du meinst, der arme Hugo habe keinen sehr tiefen Verstand gehabt. Aber er hatte Verstand genug, um dich zu lieben, wie nur wenige Ehemänner ihre Frauen lieben. Denn das war schon mehr was sie ‚die hohe Minne‘ nennen und sonst einer fremden Dame widmen — denn sie ehelichen nicht, wo sie minnen,“ fügte sie altflug hinzu, offenbar stolz auf ihre Weltkenntnis.

„Es ist wahr, dein Bruder hat mich sehr geliebt. Übrigens hat er wohl bessere Beweise für seinen Verstand gegeben als gerade den —“ —

„Aein, Renata,“ ruft Gertrud und wirft sich ihr ungestüm an den Hals: „Aein, denn du verdienstest es und warst besser als alle Anderen, und das hat er sehr wohl verstanden, und das zeigt, daß er Flug war. Das heißt, nicht daß ich meine, daß ich Flug bin . . . oder daß ich dich nicht liebe . . . aber . . . ja, siehst du, ich möchte alles besser verstehen — auch dich. Aber ist es denn ein Wunder, wenn manches, was der Meister sagt, mir zu tief ist? Sagen sie doch, er sei der weiseste Mann der ganzen Christenheit.“

„Nun, wenn du alles besser verstehen möchtest, wirst du ja hoffentlich bald Gelegenheit haben, ihm selber dein Herz auszuschütten und ihm alle deine Fragen vorzulegen.“

„Eigentlich müßte er schon gekommen sein, nach dem was er uns vor zwei Monaten durch den Maurergesellen aus Straßburg wissen ließ.“

„Er wird gewiß nicht lange mehr auf sich warten ffen. Wenn etwas von dem Umbau noch in diesem

Jahre, bevor der Frost kommt, beendet sein soll — und das war ja sein ausgesprochener Wunsch — dann darf es mit den Vorarbeiten nicht zu lange mehr dauern. Es wird bald Zeit, daß der rechte Baumeister die letzte Hand anlegt und seine endgültigen Bestimmungen trifft. Auch denke ich, Konrad wird uns von unten irgendeine Kunde über seinen Verbleib mitbringen.“

Die junge Burgfrau wendet ihre Aufmerksamkeit wieder dem felserklimmenden Pfade zu.

„Ist schon alles eingepackt?“ fragt sie nach einer Weile, ohne den Blick von der Berglehne abzuwenden.

„Ich denke ja — das heißt — soll diese mit?“

Schnell dreht Kenata den Kopf.

Ermüdet von dem ungedulbigen Spähen und geblendet vom Licht des freien Raumes blinzeln ihre Augen, als sie in den Dämmer der Stube dringen. In der Hand, die das knieende Mädchen emporhält, flimmert goldig ein kleiner Gegenstand.

Kenata erblaßt.

Ist wohl ein Hauchdämon vom Heere des schwarzen Todes dort unten auf den Rücken des blauen Torfrauches gesprungen und hat die blühenden Lippen der jungen mutigen Frau am Fenster erreicht?

Wohl könnte ein solcher Gedanke dem jungen Mädchen kommen. Denn obschon das Gesicht der Schwägerin dem Lichte abgewandt ist, wird sie die plötzliche Veränderung deutlich gewahr.

Jedoch sie denkt nichts dergleichen.

Ihre Augen blicken seltsam, fast boshaft den Gegenstand an, den sie zwischen den Singern spielen läßt.

Sie hat ihn dem offenen Ebenholzschrein entnommen, der neben ihr auf dem Stuhle steht.

Es ist ein zierliches Gläschen, länglich, fünfseitig, mit feingeschwungenen Einkerbungen, die Glasflächen überall mit goldenen Linien, Kurven und Sternchen wie mit einem mystischen Zierat bedeckt. An dem Verschuß, der einen Totenkopf darstellt, hängt ein schmaler Pergamentstreifen, der in schönster Mönchsschrift eine Legende — die Übersetzung der arabischen Inschrift — trägt: —

Das Leid des Leibes weicht zehn braunen  
Tropfen,  
Doch fünfzig heben ab des Lebens Last.

Gertrud hält das Gläschen schräg gegen das Licht, um die braune Flüssigkeit deutlich zu sehen.

„Willst du das mitnehmen? . . . Es blieb noch zweimal soviel zurück . . . wie das letztemal.“

Sie sagt die letzten Worte mit Nachdruck, und ihre Lippen schließen sich danach fest und hart.

Renata antwortet nicht. Sie geht zu ihr hin, nimmt das Gläschen sanft aus ihrer Hand und sagt mit leiser Stimme:

„Du kannst mir das nie verzeihen.“

Aber mit erschrockenen, schuldigen Augen blickt Gertrud hinweg.

„Was wäre wohl da zu verzeihen? . . . Hast du es doch nur zum Besten getan!“

„Ja, Gott weiß, ich tat es zum Besten . . . Gott weiß, ich habe deinen armen Bruder nie höher geliebt, als in jener schweren Stunde.“

„Er weiß es, und ich weiß es auch, Liebste!“ sagt Gertrud, zu ihren Süßen sich hinkauernd und ihre Hand drückend. Denn Renata hat auf dem Stuhle Platz genommen, von dessen Sitz sie den Ebenholzschrein entfernte.

Das Mädchen aber denkt — und ihre Schwägerin weiß gar wohl, daß sie es denkt —:

„Du hast ihn freilich nie höher geliebt, denn geliebt hast du ihn ja nie, nur Mitleid mit ihm hast du gehabt, und dein Mitleid gab seinem Leibe den Tod, wie es einst seiner Liebe das Leben gab. Ich weiß, daß du viel tun kannst, vieles, was ich nie tun könnte. Nur das möchte ich wissen: würdest du es auch haben tun können, wenn du ihn geliebt hättest, so wie du den Lienen geliebt hast? Jenen, der jetzt ein Großer und Mächtiger ist, und der nimmer, nimmer der Deine werden kann!“

Unbeweglich, wie aus Stein gebildet, sitzt die Burgfrau da, den Ebenholzschrein auf dem Schoße haltend, und starrt vor sich hin. Auch das Mädchen zu ihren Süßen starrt vor sich hin.

Und beide Augenpaare schauen dasselbe: —

Ein geräumiges Gemach, von einem düsteren Abendrot traurig erleuchtet. In dem halbdunklen Kofen auf dem weißen Kissen der großen eichenen Bettstelle das graue Gesicht des todkranken Mannes, den flehenden Blick der matten und doch so glühenden Augen, die bebenden Lippen, die kaum hörbar die

letzte Bitte hervorbringen — die Bitte um die braunen Tropfen des sarazenischen Weibes — um die fünfzig Tropfen — —

Unten wird eine Thür geöffnet und wieder geschlossen. Hastige, feste Tritte ertönen auf der steinernen Treppe.

Kenata rafft sich auf.

Sie nimmt das sarazenische Gläschen von der Tischplatte, wo sie es zwischen Wäschestücke hingelegt hat, und nachdem sie es in ein seidenes Tuch sorgfältig eingewickelt hat, verbirgt sie es in der einen Ecke des Ebenholzschreines.

„Nein, Gertrud; wir wollen das nicht mitnehmen. Wir wollen es für uns selber aufheben — für alle Fälle.“

## Zweites Kapitel.

### Was der Hausmeier meldet.

Die beiden Frauen, deren gespannte Blicke dem eintretenden Hausmeier begegnen, sind keine Sekunde im Zweifel darüber, daß er wichtige und böse Nachrichten bringt. Daß er sie so schnell wie möglich bringt, sehen sie auch.

Aus dem krausen Haare, das wie eine rotbraune Mütze tief in die Stirn gezogen ist und jede andere opfbedeckung überflüssig macht, perlen die Schweißropfen in die Runzeln hinunter, die den schmalen



Hautstreifen über den buschigen Brauen durchfurchen. Unter dem struppigen, graugesprenkelten Bart arbeiten die Muskeln sichtbar, als ob ein zäher Bissen tüchtig zusammengekauet und hinuntergewürgt werden müsse.

„Nein, Herrin! der schwarze Tod ist es nicht!“

Ein Befreiungsseufzer aus zwei halbgeöffneten Lippenpaaren! Schon den schrecklichen Namen gebannt zu wissen, ist ein großer Gewinn.

„Aber schlimm genug ist es, wie es auch heißen mag. Wohl ein paar Duzend sind gestorben, meistens Kinder. Im Gäßchen hinter der Brücke ist die Krankheit fast in jedem zweiten Haus, und in der Badergasse steht's nicht viel besser. Der Küster ist krank, dem Stadtschreiber liegen seine Frau und seine jüngste Tochter darnieder.“

„Gehst du mit hinunter?“

„Wie Ihr befehlt, Herrin.“

„Nein, ich meine, bist du nicht zu müde? Die Luft ist schwül, und du hast dir gewiß keine Ruhe gegönnt.“

Ein paar kleine scharfe Augen und eine starke Reihe gelber Zähne lachen plötzlich mitten im haarigen Gesicht auf. Dies ist seine ganze Antwort, aber sie genügt.

„Nun, dann kannst du mir ja unterwegs alles Nähere berichten . . . Und was sonst? . . . Denn ich sehe, daß mehr da ist . . . Hast du etwas vom Meister gehört?“

„Nein — das heißt, wo er ist, hab' ich nicht erfahren — leider.“

„Aber was sonst? . . . Etwas hast du gehört . . . um Gottes willen! es ist ihm doch nichts Böses zugestoßen!“

„Noch nicht, Herrin, beruhigt Euch!“

„Noch nicht —?“

„Aber ich habe das gesehen, was sich gar wohl als eine härtere Heimsuchung erweisen könnte denn irgendeine Seuche und Landplage, und wäre es auch der schwarze Tod selber. An der Kirchentür fand ich eine Bekanntmachung angeschlagen des Inhaltes, daß jeder, der den Mann Gottes in die Hände der Schriftgelehrten und der Pharisäer überantwortet — — das heißt, das war nicht gerade der Wortlaut — — —“

„Nein, nein — ich verstehe —“

„Item ein jeder, der Mitteilungen macht, die zu seiner Gefangennahme führen, soll zweihundert rheinische Gulden empfahn.“

„Barmherziger Himmel! Ein Preis auf seinen Kopf! — Und von wem rührt die Bekanntmachung her?“

Das haarige Gesicht scheint noch haariger zu werden.

„Bischof Ottmar hat Hand und Siegel darunter gesetzt.“

„Ottmar?“ ruft Gertrud, — „dachte ich mir's doch!“

Von Renatas Lippen kommt kein Ausruf.

Sie ist aufgesprungen und steht eine Weile, tief atmend und vor sich hinstarrend, unbeweglich da.

Endlich schüttelt sie mit Gewalt die Lähmung ab, die der Laut eines Namens über sie geworfen hat.

„Ist sein Name angegeben?“

„Es war kaum zu erwarten, daß die Männer Belials einen Namen auf ihre unreine Zunge nehmen sollten, den seine eigenen Getreuen nicht kennen. Sonst aber ist er richtig genug genannt: ‚Der Erzfege, den sie den großen Gottesfreund nennen‘ — das sind die Worte, wie sie an der Kirchentür zu lesen stehen.“

„Aber keine Beschreibung seiner Person ist gegeben, wonach ihn bösgesinnte Leute erkennen können?“

Diese Frage läßt einen schalkhaften Funken in den kleinen klaren Augen aufleuchten, die im Schatten des Brauengebüsches liegen, und verursacht ein seltsames Kräuseln der Lippen, wo sie sich im Bartgestrüppe verbergen. Auch ruft sie einen leisen, beinahe grunzenden Laut hervor, der seine Antwort einleitet: —

„Doch, gnädige Herrin, eine Beschreibung ist gegeben. Der Erzfege sei ein alter Mann mit einem weißen Bart, der ihm über die Brust herabwallt. Er sei in ein grobes Gewand gehüllt und ziehe durchs Land als einer der fahrenden Leut', ein Spielmann oder ein Bänkelsänger, auch sei er gewöhnlich von einem Knaben begleitet, der seine Särge trägt.“

Auch um Kenatas zusammengepreßte Lippen spielt jetzt ein Lächeln:

„Es steht geschrieben: ‚Seid einfältig wie die Tauben und Flug wie die Schlangen.‘ Mich sollte es wahrlich wundernehmen, wenn wir den Meister

diesmal in derselben Gestalt zu sehen bekämen wie das legtemal.“

„Wenn ich mir die Freiheit nehmen darf, eine Meinung zu äußern, so war das derselbe Gedanke, der durch meinen eigenen Kopf ging, als ich die Beschreibung las. Aber wie auch immer der Mann Gottes sich verkleiden möge — und ich denke, diese Augen sollten wohl durch eine Mönchskutte und durch einen Koller oder einen Harnisch sehen können, falls er als Landsknecht oder als Rittersmann käme: — sicher ist, daß alles, was ich das Meinige nenne und was ich der Gunst und Freigebigkeit meines seligen Herrn und der gnädigsten Herrin verdanke, das gäbe ich gern dafür, um dorthin gehen zu können, wo er jetzt weilt. Dann würde ich ihn auf verborgenen Wegen hierher führen. Haben wir ihn erst hier, dann glaube ich auch, daß wir ihn verbergen können, während sie alle fahrenden Spielleute mit weißem Bart nach Regensburg in den bischöflichen Palast schleppen, bis sie das Spiel satt bekommen.“

„Du hast recht, Konrad. Auch das wollen wir unterwegs besprechen, was wir wohl unternehmen könnten, um ihn sicher hierher zu geleiten. Und ist er erst innerhalb dieser Mauern, und sie kämen mit Speeren und Katapulten — erst über unsere Leichen sollten sie zu ihm vordringen.“

Kanl und stolz steht sie da, ein paar Zoll höher denn sonst. Halb scheu, halb bewundernd blickt Gertrud die Schwägerin an. Der Hausmeier nickt einem derben, treuherzigen Lächeln: — ‚Mögen nur kommen! So denken wir alle hier.‘

„Und auch dann sollen sie ihn nicht lebendig in ihre blutigen Hände bekommen, den! ich, um ihn zum Scheiterhaufen zu schleppen und seinen Tod zu einem Schauspiel für den Pöbel zu machen, Dafür ist gesorgt.“

Bei diesen Worten taucht ihr Blick in den offenen Ebenholzschrein hinab. Unwillkürlich greift ihre Hand den goldglänzenden Seidenstoff, der das sarazenische Gläschchen umhüllt, dessen kühles Glas sie durch die Salten fühlt, während sie es, noch sorgfältiger von weichen Sachen geschützt, in die Lücke hineindrückt. Sie klappt den Deckel zu und verschließt ihn mit einem kleinen Stahlschlüssel, den sie an einer Schnur am Halse trägt. Dann stellt sie den Schrein auf den Boden des Schrankes.

„Aber es wird schon Abend, und wir müssen die Zeit nützen! Ich gehe, mich zurechtzumachen. Laß Kurt die Satteltasche dort holen und sage der guten Ursula, sie möge dir ein kräftiges Abendbrot geben, was du wohl verdient hast.“

### Drittes Kapitel.

#### Was der Hausmeier flüstert.

Anstatt sich zu beeilen und dieser Weisung zu folgen, tritt Konrad, sobald er sich mit dem jungen Mädchen allein sieht, ganz nahe an sie heran und sagt mit gedämpfter, eindringlicher Stimme: —

„Das muß verhütet werden, Fräulein Gertrud. Die Gebieterin darf nicht mit den Sachen zu den Kranken in die Stadt hinuntergehen.“

„Ich wünsche selber, daß sie es aufgebe. Aber daran ist nicht zu denken. Sie ist überzeugt, daß ihr die Seuche nichts anhaben kann, weil sie sich nicht vor ihr fürchtet. Mit mir ist's anders, darum will sie mich nicht mithaben.“

„Ich denke nicht an die Ansteckung. Es gibt etwas Schlimmeres dort unten.“

„Schlimmeres! . . . Was kann dort unten schlimmer sein als die Seuche, wenn es auch nicht der schwarze Tod ist?“

„Abergläubische Menschen in ihrer Angst und böse Menschen in ihrem Haß, das ist's, was ich schlimmer als die Seuche und als den schwarzen Tod selber nenne, Fräulein Gertrud. Von der ersten Art wimmelt's dort unten; und wenn Stephan, der Wirt im ‚goldenen Stierkopf‘, kein gutes Beispiel der zweiten ist, so kann ich nur sagen, ich habe nicht das Bedürfnis, ein besseres kennen zu lernen.“

„Ist er daran, Böses zu stiften? Gallig sieht er einen ja immer an, wenn man einmal vorbeikommt, obwohl er honigsüß lächelt und sich krümmt, als ob er den Weg dahinrollen möchte. Ich wünschte, er hätte nie die Erlaubnis bekommen, sich dort als Gastwirt niederzulassen, gerade da an der Brücke, wo ich jeden Tag, wenn Gott die liebe Sonne scheinen läßt, sein vergoldetes Schild im Wasser blinken sehe. Das ist mir immer wie eine Drohung, wie wenn jemand den bösen Blick hat. Und meine Schwägerin fühlt es auch, denn es ist noch keine Stunde her, da sagte sie: ‚Wenn nur wenigstens das Schild nicht so hinge, daß es sich im Wasser spiegelt!‘“

„Ich wünsche von Herzen, weder sein vergoldetes Schild noch seine runde Frage, die eher einem Kupferkessel gleicht, wären so nahe, daß sie sich hier spiegeln könnten. Und ich sagte es schon damals, mehr als einmal habe ich's unserer gnädigsten Herrin gesagt, es war verkehrt, ihm zu erlauben, sich dort niederzulassen.“

„Ich weiß wohl. Aber meine Schwägerin meint, sie würde ihr Herrschaftsrecht mißbrauchen, wenn sie ihm das verböte. Es sei schon hart für ihn, von hier weggejagt zu werden — —“

„Hart? nach seinen Betrügereien und Diebstählen? Mit der Zundpeitsche hätte man ihn jagen sollen, so weit, daß er nicht wagte, die Zinnen des Burgfrieds auch nur von ferne zu sehen! Aber was geschehen ist, ist halt geschehen, und Böses wird daraus fließen, wenn wir uns nicht vorsehen.“

„Aber im Namen aller Heiligen: was kann er uns denn Schlimmes antun?“

„Das kann er tun, daß er jedem, der bei einer Kanne Wein oder bei einem Krug Bier sein Gewäsch anhören will, sagt und beteuert, alle Seuche und Pestilenz, die Städtchen und Gegend plagen, komme von dieser Burg herunter, die ein Kegernest sei, ein Begardenhaus, das man austräuchern müsse, damit nicht alle darunter leiden.“

„Das sagt er?“

„Er sagt Schlimmeres als das.“

Gertrud stüzt sich erblässend auf den Tisch — ihre bebenden Lippen können kaum ein „Noch Schlimmeres?“ hervorstoßen.

Der lange Hausmeister beugt sich, als ob er das, was er zu sagen hat, selbst unter vier Augen und in einem wohlverschlossenen Zimmer nur flüsternd mittheilen könne: —

„Stephan war ja noch hier, vor fünf Jahren, als mein guter Herr, Luer Bruder — Gott hab' ihn selig! — so hinsiechte und schließlich heimging.“

Das junge Mädchen nickt. Ihr blühendes Gesicht ist nicht mehr blaß; es ist grau.

„Und Stephan fängt an, den Leuten ins Ohr zu raunen — er hat's meinem Paten, dem Bader, ins Ohr geraunt — daß Lure Schwägerin ihren Gemahl niemals leiden mochte. Gott verzeih' es ihm, dem ehrenschänderischen Schurken! Als ob wir nicht gesehen hätten, wie die beiden zusammen lebten, daß jedes Ehepaar der Christenheit sich's zum Muster hätte nehmen können . . . Sie sei einem anderen in Liebe zugetan gewesen, einem hohen, vornehmen Manne, aber den Namen hat er nicht genannt; und wegen solcher sündhaften, ehebredherischen Liebe habe sie ihren Gemahl vergiftet.“

Ein Schrei unterbricht ihn.

Gertrud sinkt auf den Stuhl nieder.

„Und wir, die wir gesehen haben, wie die Gebieterin ihn pflegte, ohne von seinem Lager zu weichen! Sollte man wohl glauben, daß es solche Schändlichkeit gäbe! Zwar der heilige Apostel sagt uns, daß die Zunge ein Feuer und eine Welt von „gerechtigkeit sei, — und ein solches Feuer ist die Zunge Stephans, die Gott in seinem Munde verorten lasse, bevor sie die verbrennt, deren Gewand



er nicht wert ist zu berühren. Denn die getreueste Fürsorge, womit je eine Gattin ihren todkranken Gemahl gepflegt hat, die wendet er gegen unsere gnädige Herrin, bezeugend und beschwörend, sie habe ihm ein schleichendes Gift aus einer kleinen Flasche gegeben, die er selber in ihrer Hand sah und die sie in dem Ebenholzschrein aufbewahrt, der gerade hier auf dem Tische stand und den Eure Schwägerin in den Schrank stellte. Und daß der Schrein viele Arzneien enthält, das wissen wir ja alle. Es sei aber ein längliches Gläschen von goldgesprenkeltem Glase, das der Großvater der gnädigen Frau vom Kreuzzuge nach dem Lande der Sarazenen, wo sie solche Teufeleien wie Giftmischerei und Zaubertränke gar fleißig betreiben, mit nach Hause gebracht habe. Denn Stephan hatte das von seinem Vater gehört, der damals ein Bub war, als der Kreuzfahrer heimkehrte . . . Nein, nein, Fräulein Gertrud, Ihr dürft den Mut nicht sinken lassen.“

„Aber was sollen wir tun? was sollen wir tun?“

„Wir sollen Gott vertrauen, und wir sollen vor allem dafür sorgen, daß die Gebieterin nicht zu den Kranken in die Stadt geht.“

„Ist's möglich, daß sie sich vor ihr fürchten, die ihnen immer nur Gutes getan?“

„O, es werden wohl nicht viele dem bösen Gerede Stephans glauben, bis jetzt wohl nicht, obwohl es besser ist, nicht daran zu erinnern, gerade in diesen Tagen. Besser sagen, sie fürchte sich vor der Ansteckung; das können sie verstehen. Wenn aber die Herrin die Kranken besuchte und die Seuche

nähme zu und viele von ihnen starben: wer weiß dann, was für eine Feuersbrunst die Kleine Flamme, die Stephan im Munde trägt, anzünden kann! Ach ja, dies sind böse Zeiten, gleich jenen, als die erste Gemeinde auf der Erde in die Gewalt der Heiden gegeben war, die auch nicht schlimmer sein konnten als das, was sich jetzt die Kirche Christi und ihr Haupt und ihre Diener nennt. Steht jemand in dem Rufe, etwas mehr als sein Vater unser zu wissen, dann ist's nicht weit bis zum Scheiterhaufen. Nein, wir müssen die Herrin von der Stadt fernhalten, das müssen wir vor allem tun."

"Aber was sollen wir ihr sagen, damit sie ihren Voratz aufgibt?"

"Ja, was glaubt Ihr wohl, Fräulein Gertrud, was ich getan habe, seit ich über die Brücke ging? Nichts anders als mein bißchen Kopf geplagt, um das herauszufinden! Und nichts als Schweiß hab' ich herausgebracht. Das war ja gerade mein Trost, daß Ihr, mit Verlaub, so viel Witz in Eurem Kleinen Singer habt, wie ich im ganzen Körper."

Das junge Mädchen scheint für eine solche Vertrauensklärung nicht ganz unempfänglich zu sein. Sie neigt sich vor, das Kinn in die Hand gestützt, die Stirn in ratlosem Grübeln gerunzelt. Ganz im Gegenteil glättet sich unterdessen das schmale Stück Stirnhaut, das zwischen den fast zusammengewachsenen Brauen und der braunen Haarmütze des Mannes sichtbar ist — glättet sich zusehends unter dem beruhigenden Einflusse der verheißungsvollen Gedankenarbeit, die augenscheinlich gerade unter seinem Blick am Werke ist.

## Viertes Kapitel.

### Der schachbietende Läufer.

„Wer ist gekommen?“

Die beiden fahren auseinander, als ob man sie bei einer Verschwörung überrascht hätte.

Kenata ist hereingetreten.

In einen dunklen Mantel gehüllt, die Kappe über den Kopf gezogen, steht sie auf der Schwelle zum Alkoven ihres Gemaches, gleich einem Sehmrichter.

„Wer sollte wohl gekommen sein, Kenata?“

„Habt Ihr's nicht gehört? Es wurde ans Tor geklopft, und die Gattertür wurde geöffnet . . . Ihr wißt, wer es ist!“

Sie wissen nichts, haben nichts vernommen.

Aber sie werden von ihrer Ahnung ergriffen, daß irgend etwas Feindseliges sich in die Burg geschlichen habe und sich nähere.

„Pst!“

Lautlos verschließt Kenata hinter sich die Tür, deren Griff sie noch nicht losgelassen hat.

Unten schlägt eine Tür zu.

Von der Treppe her sind Tritte hörbar — mehrere — zweierlei — die einen leichter, die anderen schwerer.

Eine Stimme hallt gedämpft im engen Trepperraume.

Es ist die Kurts.

Offenbar warnt er einen Fremden, sich in acht zu nehmen vor der halbabgebrockelten Stufencke, da wo die Treppe umbiegt.

Wer kann dieser Fremde sein?

Sollte er es sein, der schon den Weg nach dem schützenden Asyl gefunden?

Aber die Tritte, die jetzt schon die obersten Stufen erreicht haben, sind leichter als die feinigern.

Wäre es möglich, daß man schon Verdacht habe, er könne hier verborgen sein, und käme, um alles vom Bodenraum bis zum Keller zu durchstöbern?

Mehr als ein Ding gibt's im Hause, das sich nicht für jedermanns Blick eignet. Besser wär's wohl, wenn jene Bücher verborgen lägen als da sind: Dionysios der Areopagit, die Schriften Meister Eckharts, die Predigten Taulers; ferner deutsche Übersetzungen der Evangelien und der Episteln; und die schlimmsten von allen — seine eigenen, des großen Gottesfreundes Sendschreiben und Briefe . . .

Es pocht. Vorsichtig, bescheiden.

Mit einem kräftigen Griff, der von einer endlich ausgelösten Spannung zeugt, reißt Konrad die Tür auf.

Draußen breitet die von Kurt getragene Hornleuchte einen rötlich-gelben Hintergrund aus, gegen den sich eine dunkle Gestalt abhebt, mittelgroß, etwas schwächling: schwarzer Reitanzug, schwarze Mütze, schwarzes Haar. Ein Safranschein, der als Abschiedsgruß vom westlichen Abendhimmel hereinströmt, beleuchtet zwischen Mantel, Mütze und Haar ein jugendliches, bartloses Gesicht — ein elfenbeinernes Dreieck in einem Ebenholzrahmen —: breite Stirn, schmale Wangen, spitzes Kinn.

Viel mehr ist nicht zu unterscheiden. Höchstens sieht man, daß die Augen mit gebogenen Brauen, die Nase und der dünne Lippenstrich genau angebracht sind. Das genügt jedoch, um Gertrud im Stillen ausrufen zu lassen: —

„Welch schöner junger Mann!“

Sie hat monatelang nichts Männliches gesehen als was in Hof und Garten und in der Kemenate der Burg davon zu finden ist.

„Einer der Schwarzen“, denkt der Hausmeier. „Pharisäer, Schriftgelehrter . . . Otterungezücht, getünchtes Grab — das sieht ja ein Blinder.“

Er steht dem Ankömmling am nächsten, und das Gesicht behagt ihm weniger als dem Fräulein.

Kenata denkt: —

„Er steht da wie ein schwarzer Läufer auf einem Schachfelde. Will er uns matt setzen, dann möge er sich vor der Königin in acht nehmen!“

Der Gast verneigt sich tief. Die Mütze kommt vom Kopfe mit einem Schwunge, daß ihr Sammetrand die Schwelle fegt.

„Tonsur hat er jedenfalls nicht“, bemerkt der Hausmeier in seinem Innern — „es sei denn, daß er sie verbirgt. Das aber sind die Schlimmsten.“

„Welch edler Anstand!“ ist Gertruds Eindruck.

Kenata denkt: —

„Er grüßt mich über meinen Rang, als ob ich Reichsgräfin oder gar Fürstin wäre. Das ist immer verdächtig.“

Aber auch sie kann nicht leugnen, daß seine Stimme recht angenehm ist. In den Ohren Ger-

truds Klingt sie gleich der eines Erzengels — als er nun fragt, ob er die Ehre habe, der Gebieterin dieser Burg, der Edelfrau von Laufen-Langenstein gegenüber zu stehen.

Mit einer Kopfneigung bestätigt Renata seine Vermutung.

„Wer seid Ihr, junger Mann? und was führt Euch in so später Stunde hierher?“

„Später als ich gehofft hatte, edle Frau. Ein Mißgeschick, von dem ich unterwegs betroffen wurde, hat mich nicht unerheblich verspätet. Ich bin der Samulus Seiner Hochwürden Ottmar von Winterstetten, Bischof zu Regensburg.“

Dieser Name erinnert Gertrud daran, daß selbst wo dies verheißende und anscheinend himmelgesandte Wesen sich zeigt, nicht alles Friede und Engelswonne ist. Ein unwillkürlicher, nur halberstickter Ausruf der beiden Frauen und ein schneller, zwischen ihnen und dem Hausmeier gewechselter Blick entgeht nicht der Aufmerksamkeit des Gastes. Ebenso wenig aber bleibt das flüchtige Lächeln, womit dieser den Eindruck des Namens bucht, von Konrad unbemerkt. Der Hausmeier verschlingt den Fremden mit einem Blicke, der durch die Enthüllung des Woher an Freundlichkeit nicht gewonnen hat.

„Der Bote Bischof Ottmars ist ein werter Gast auf Burg Langenstein. Tretet näher, Herr, und nehmt Platz, bevor Ihr uns mitteilt, in welcher Veranlassung Seine Hochwürden Euch schickt!“

Solchermaßen aufgefordert überschreitet der junge Mann mit abermaliger, noch tieferer Verbeugung

die Schwelle und setzt sich auf den Stuhl, den der Hausmeier zurechthellt. Darauf schließt Konrad die Thür, an deren Pfosten er regungslos wie eine Bildsäule stehen bleibt, den Gast mit einem Blicke durchbohrend, den dieser, obwohl halb abgewandt, fortwährend fühlt; während Renata mit Schrecken darin den wilden und wagen Gedanken liest, daß nöthigenfalls ein offenes Fenster nahe bei der Hand ist und unter demselben eine dreihundert Fuß senkrechte Felswand nach dem Fluß hinab, dessen Stromschnellen jetzt, in der zunehmenden Abendstille, ihr Brausen deutlich vernehmbar herausschicken.

Nur sehr wenig Licht dringt noch zum Fenster herein. Genug zwar, um die Gestalten zu unterscheiden, aber bei weitem zu wenig, um die Gesichtszüge zu erforschen. Ihre eigenen befinden sich im Schatten. Sie weiß, daß sie starr und blaß ist. Sie fühlt das Herz unterm Brustlatze pochen. Von den Jugendtagen an ist es eine liebe Gewohnheit dieses törichten Herzens, beim Namen Ottmars zu klopfen. In der letzten halben Stunde aber hat er sich ein neues furchtbares Recht erworben, ihre Pulse unruhig zu machen.

Sie zweifelt so wenig wie die anderen, daß dieser Besuch in genauem Zusammenhange mit jenem Preise steht, den der Bischof auf den Kopf des großen Gottesfreundes gesetzt hat.

Der Samulus räuspert sich: —

„Von meinem Herrn, dem Bischof, habe ich seinen huldvollen Gruß auszurichten. Seine Hochwürden befinden sich auf einer Rundreise in seinem Sprengel

und bitten Euer Gnaden, ihm und seinem nicht sehr großen Gefolge einige Tage lang Gastfreundschaft auf Burg Langenstein zu gewähren.“

Die Botschaft wirkt befreiend. Ob wohl der Überbringer fühlt, daß in dieser Stube plötzlich drei Menschen wie erlöst aufatmen?

„Eine solche Bitte ist als eine große Ehre zu schätzen. Nur wünschte ich, daß sie zu einer günstigeren Zeit käme. Hat Seine Hochwürden nicht von der schrecklichen Seuche gehört, die unsere kleine Stadt heimsucht?“

„Als ich heute früh meinen Herrn verließ, war noch nichts davon bekannt. Ich erfuhr es erst unten in Langenstein.“

„Wäre es dann aber nicht richtiger gewesen, zurückzureiten, um Bischof Ottmar zu warnen, damit er beizeiten umkehren könne und nicht sein für die Kirche so kostbares Leben gefährdet?“

„Edle Frau, Ihr kennt meinen Herrn nicht. Nie würde der Bischof sich durch persönliche Gefahr verhindern lassen, einen Schritt zu tun, den ihm seine Amtspflicht zu gebieten scheint. Wie denn sein frommes Gemüt sich überall in den Händen des Höchsten fühlt, dessen Wille geschehe. Amen!“

„Amen!“ brummt Konrad und flüstern zwei Frauenlippen responsorienartig.

„Und wann können wir den Besuch Seiner Hochwürden erwarten?“

„Sehr bald — leider, muß ich hinzufügen, insofern es mir höchst peinlich ist, Euch keine langfristige Anmeldung geben zu können, welche, wie



mein Herr sehr wohl weiß, eine Burgfrau schätzt und worauf sie Anspruch machen kann. Diese unziemliche Vernachlässigung, die ich sehr zu entschuldigen bitte, ist durch einen Unfall verschuldet, worauf ich schon hindeutete. Einige Meilen von hier stürzte mein Pferd, das dadurch lahmt und mich nur in sehr langsamer Gangart nach Eurer Stadt tragen konnte. Dort brachte ich es im Wirtshaus ‚Zum goldenen Stierkopf‘ unter, das den Eindruck macht, sein Versprechen guter Verpflegung für Mensch und Vieh einlösen zu wollen, nach dem höchst zuvorkommenden Wirt zu urteilen.“

„Da kann ich Euch nur wünschen, daß Euer Pferd mehr Hafer fürs Geld bekommen möge, als die meinigen erhielten. Der Mann stammt aus dieser Burg und verwaltete mir die Landwirtschaft, bis ich ihn Unterschleife halber wegjagen mußte.“

„In der Tat! . . . Eine edle Ritterdame wird es einer armen Schreiberseele zugute halten, wenn selbige nicht gerade durch Menschenkenntnis glänzt. Auch möge es zu meiner Entlastung dienen, daß der Mann mit sonderlicher Ehrerbietung von der Herrschaft sprach.“

Ein seltsames Brunzen scheint von der Bildsäule am Türpfoften auszugehen.

Renata lächelt: —

„Wenn er es meint, ist Stephan der Wirt ein besserer Christ, als ich glaubte . . . Nun, Hausmeier, es scheint nicht des Himmels Wille zu sein, daß ich heut' Abend zu den armen Seuchenkranken

in Langenstein hinunterkomme. Denn das ist die Ursache dieser Unordnung, in die Ihr, mein Herr Samulus, so hereingeschneit seid; ich stand im Begriff, in die Stadt hinunterzugehen, mit mancherlei Sachen, deren Kranke Leute bedürfen und die ich aus meinen Vorräten in aller Eile zusammengesucht habe.“

„Aber im Namen der Heiligen, edle Frau, Ihr dachtet doch nicht daran, selber in die Höhlen der Seuche hinunterzusteigen?“

„O, die Witwe meines Bruders fürchtet sich nicht vor der Seuche. Deshalb kann sie auch nicht angesteckt werden.“

Bei dieser kindlich stolzen Erklärung Gertruds schaudert die schwarze Gestalt zusammen.

Eine Bewegung, die die Hand unter der Tischplatte macht, wäre unbemerkt geblieben, wenn nicht die Bildsäule am Türpfosten gewesen wäre.

Die Kleinen hellen Augen sehen gar wohl, wie ein paar weiße Singer mitten in all dem Schwarzen ein lustiges Elfenbeinkreuz zeichnen. Die Stirn runzelt sich, als ob der Haarzopf in die jetzt völlig vereinigten Brauen hinunterwachsen wollte.

Eine Weile herrscht vollkommene Stille.

Vernehmbarer denn je dringt durch das offene Fenster das Brausen der Stromschnellen am Fuße des Burgfelsens in das Gemach.

Renata erhebt sich.

„Laß also Kurt die Sattelsäcke holen und mit dem Esel hinuntergehen. Er möge die Sachen nach dem Hause der Elisabethinerinnen bringen, wo die

Vorsteherin schon den rechten Gebrauch davon machen wird. Sorge für unseren Gast, wenn er einiger Erfrischung bedürfen sollte, was nach dem Tagesritt wahrscheinlich ist . . . Komm, Gertrud, für uns gibt es jetzt unten genug zu tun.“

Ein Hornruf in unmittelbarer Nähe, eher durch ungefüge Tonstärke denn durch Wohlklang ausgezeichnet!

„Schon so bald! Und wir sind keineswegs in einem Anzug, der sich für den Empfang eines Gastes von so hoher Würde geziemt.“

Der Schwarze ist beim Klange des Türmerhornes aufgesprungen.

„Et mea culpa — mea maxima culpa\*), wenn eine so profane Benützung des heiligen Wortes erlaubt ist.“

„Ihr seid doch nicht selber zu Schaden gekommen, Herr Samulus?“ fragt eine teilnehmende Mädchenstimme.

„Eine wohlbedachte Frage, Gertrud! und um so beschämender für mich, die Wirtin, daß ich sie nicht schon längst gestellt habe! Hoffentlich kann unser Gast uns in dieser Beziehung beruhigen.“

„Vollkommen. Kein anderer Schaden ist geschehen als der, von dem meine hochedle Wirtin soeben sprach; und der dürfte sehr geringfügig sein. Wenn Seine Hochwürden an der Schwelle der Kemezate von so viel Schönheit und Anmut empfangen wird, kann er für die äußere Hülle kaum noch den geringsten Blick übrig haben. Ganz davon zu ge-

\*) „Meine Schuld, meine größte Schuld!“ (Worte aus dem Messe-Kanon).

schweigen, daß die Samariter-Absicht, die sich in Lurer Einfachheit äußert, und von der ich nicht unterlassen werde, meinen Herrn zu benachrichtigen, nicht umhin kann, das menschenfreundliche Gemüth des Bischofs aufs tiefste zu rühren.“

Indem er mit großer Befriedigung diesen wohlgegliederten Satz zum volltönenden Abschluß bringt, bildet der Schwarze vor dem ledigen Türpfeiler ein Seitenstück zum Hausmeier.

Zwischen beiden sich vorbeugenden Torwächtern verlassen die Frauen die fast ganz dunkle Stube. Beide pochenden Herzens. Die ältere blaß, im Schatten schwermütiger Erinnerungen; die jüngere sanft erglühend im Dämmerchein der ausleuchtenden Frage: ob wohl ein Teil von ‚so viel Schönheit und Anmut‘ — wenn auch nur ein ganz kleiner Teil — auf ihre eigene jungfräuliche Rechnung zu setzen sei.

## Sänftes Kapitel.

### Der Bischof.

Der Hausmeier hält den breiten, gestickten Fächer, während der Samulus bereit steht, seinem hohen Herrn beim Absitzen behilflich zu sein — sorgfältige Vorbereitungen, die, wie sich sogleich zeigt, lediglich zeremoniellen Wert haben.

Der milchweiße Zelter steht so still vor den Stufen des Portals, als wäre er aus Marmorstein gebildet; und trotz des langen Gewandes schwingt sich der Reiter mit derselben Behendigkeit vom Sattel, wie

er es an derselben Stelle vor anderthalb Jahrzehnt schon so oft getan hat — springt aus dem Steigbügel und befindet sich im blendenden roten Scheine der Rieserfackeln zwei Frauengestalten unmittelbar gegenüber. Die eine in einem einfachen, aber anmutigen Werkeltagskleide; die andere, wie zum Sortgehen bereit, in einen dunkelgrauen Kappenmantel gehüllt — beide sich so tief verneigend, daß sie fast knien.

Und während er die Hände segnend emporhebt, fliegt sein Blick forschend zu der Frau im Mantel.

Die Gestalt ist zu tief in den eisengrauen Strom geknickter Salten getaucht, als daß es möglich wäre, zu erkennen, ob sie jungfräuliche Schlankeheit gegen matronenhafte Würde eingetauscht hat. Die Rundung der Wange, undeutlich in flüchtender Linie erblickt, scheint eher ihre Weichheit eingebüßt zu haben. Aber das Haar — diese braunen Flechten, deren Fülle, mit Goldwirbeln im Scheine der wabernden Sackel-  
flammen flimmernd, über das Bogenjoch des weißen Nackens fließt und deren Glanz in der Grotte der zurückgeschlagenen Kapuze erlischt: — ist es Verblendung? ihm scheint, es sei noch prachtvoller, noch königinhafter geworden! Und als nun die segnenden Hände sich senken, streifen die Singerspitzen der Rechten diese Haarfülle, so daß der große Siegelrubin einen zögernden Augenblick zwischen den Flechten glüht und bligt. Eine Berührung so leicht wie ein Hauch, und doch springt dadurch ein Funken der Lebensflamme in seinen Körper hinüber, daß ihm ist, als wäre dieser Körper fünfzehn lange Jahre nur ein sinnlich wahrnehmender und denkender Leichnam gewesen.

Was hätte er nicht darum gegeben, dieses haar-  
gekrönte Haupt mit beiden Händen umfassen zu  
können, diese Gestalt zu sich emporzuheben, nein,  
selber vor ihr niederzusinken, sein Gesicht in diesen  
Mantelfalten zu verbergen und zu schluchzen——!

Aber schon ist neues Emporheben der Hände er-  
forderlich — diesmal drinnen in der Halle, wo das  
versammelte Burggesinde Knieend den Segen des  
Kirchensürsten erbittet und empfängt.

Jetzt kann Renata den Kopf erheben. Hier, wo  
die Sackeln mit fast stillstehenden Flammen brennen,  
kann sie endlich sein Gesicht betrachten.

Ja, er hat sich verändert. Die gebogene Nase  
erscheint schärfer und länger zwischen den einge-  
sunkenen Wangen, die hellgrauen Augen haben sich  
tiefer unter die Stirn zurückgezogen; besonders aber  
ist die Linie, die sich vom Nasenflügel um den  
Mundwinkel herumzieht, scharf geworden und hat  
sich bis in das Kinn hinaus fortgesetzt.

Er hat viel gedacht, noch mehr gelitten.

Noch gänzlich in Anspruch genommen von diesem  
neuen Gesicht, welches das alte ist, bringt sie ihre  
förmlichen Entschuldigungen vor, daß sie Seine  
Hochwürden in dieser Kleidung empfangen müsse,  
die so wenig der feierlichen Gelegenheit angepaßt  
sei, sowie auch, weil sie das Gesinde nicht habe  
ordentlich versammeln können, um Hochwürden  
einen Empfang zu bereiten, wie ihn unter günsti-  
gen Verhältnissen Burg Langenstein ihrem bischöf-  
lichen Oberherrn gegenüber gewiß nicht hätte ver-  
missen lassen.

Und es ist nichts Neues in diesem leuchtenden Lächeln, womit Bischof Ottmar — nein, schlecht und recht Ottmar — ihren Entschuldigungen lauscht und sie für völlig überflüssig erklärt; und ebensowenig in dem fast schalkhaften, womit er den Bericht seines Samulus über dessen Unfall empfängt, und das die Bereitwilligkeit des geborenen Junkers, die ungelenke Reitkunst des bürgerlichen Schreibers in Rechnung zu ziehen, gar deutlich widerspiegelt. Neu ist ihr auch nicht der besorgte Ausdruck menschenfreundlicher Teilnahme, der aus seinen Augen spricht, als er sie selber und den Hausmeier nach dem Zustand des verseuchten Städtchens fragt.

Als er nunmehr aber kurz und klar dem Samulus Anweisung gibt, verschiedene Schriftstücke an seine Kanzlei aufzusetzen, dieses und jenes Inhaltes, alle zu dem Zwecke, schnelle und wirksame Hilfe zu schaffen — Sendung von allerlei Heilmitteln und eine Mission von arzneikundigen Franziskanern — Briefe, die ihm noch heute Abend zur Unterschrift vorgelegt werden und dann mit reitenden Boten abgehen müssen — als er so in der Würde und Macht seines Amtes dasteht, da wird auch das Neue sichtbar: das Gepräge des fertigen Mannes, der gewohnt ist, Verhältnisse und Anforderungen des Augenblicks zu übersehen, um schnell seine Entschlüsse zu fassen, und der gewiß ist, daß seine Verfügungen ausgeführt werden.

Mehr als einmal hat Renata von Ottmar sagen hören, er würde bis zu den höchsten Rangstufen

der Hierarchie emporsteigen. Jetzt sagt sie sich selber, daß ein Kardinalshut nicht übel auf diesem Kopfe sitzen müßte.

Vergeblich aber späht sie mit ängstlicher Erwartung nach dem Neuen, das sie fürchtet: einem Gluschimmer des Sanatismus, einem Schatten des Dunkelmannertums, das doch nicht ganz fehlen kann bei einem Manne, der soeben einen Preis auf den Kopf ihres Herrn und Meisters, des großen Gottesfreundes, ausgesetzt hat.

Dies Element hat keine Gelegenheit gefunden, sich zu offenbaren, und findet sie auch vorläufig nicht. Denn von seinem Samulus wendet er sich jetzt an sie selbst, während jenes leuchtende Lächeln noch immer auf den ausdrucksvollen, vielleicht etwas zu kräftig geschnittenen Lippen liegt:

„Ich darf Euch wohl bitten, edle Frau, meinem Samulus eine ruhige Ecke anzuweisen, wo er seiner Schreiberlei obliegen kann, die, wie ich hoffe, Euren Städtchen zu Nug und Frommen gereichen wird. Habt Ihr übrigens schon Bestimmungen getroffen, wo Ihr den ungebetenen Gast unterbringen wollt, der Euch zu so später Stunde überfällt? Ihr habt kurze Frist dazu gehabt.“

„Ich brauchte keine lange, Hochwürden. Das Gemach meines Vaters ist der einzige Raum, der sich für einen Gast Eures Ranges ziemt. Ihr werdet auch dort den Vorteil genießen, Euren Samulus unmittelbar bei der Hand zu haben, da er in der fünfeckigen Kammer wohnen kann.“



„Nichts könnte bequemer sein! Indessen bin ich froh, daß wegen der kurzen Frist noch keinerlei Veranstaltungen getroffen worden sind. Denn ich habe, als ich heraufritt, mir gedacht, daß ich heute Nacht gern an der alten Stelle schlafen möchte.“

„In der Turmkammer?“ ruft Renata.

Eine zarte Röte breitet sich über ihre blaffen Wangen. In diesem Gedanken liegt etwas, das sie überrascht und ihr zu Herzen geht.

Bischof Ottmar nickt: —

„In der Turmkammer, ja.“

„Wir können natürlich sehr wohl ein Bett hinauffchaffen . . . Nur — die Kammer ist lange nicht benutzt worden . . . ich fürchte, für einen Mann in Lurer Stellung — —“

„— in ecclesia militans! Nun, da muß man gerade zum Kampieren bereit und nicht verwöhnt sein. Was ein Bett betrifft, so würde die alte Ruhebank, wenn sie sich noch dort oben befindet, mir vollkommen genügen. Ich glaube, ich werde auf ihr leichter einschlafen, als auf dem weichsten Seidenbett, zumal wenn ich vorher, so wie ich mir es versprochen habe, einen Blick nach dem Kalvarienberg hinüberschicke und die Kleinen Kapellen im Mondschein herüberleuchten sehe. Kein Zug, den die einfache Kunst des Holzschnitzers seinen Gestalten gegeben hat, dessen ich mich nicht gar wohl erinnere. Ich habe seitdem so manche berühmte Passion gesehen, aber keine, die mich so tief gerührt hätte.“

Die Stimme des Bischofs ist weich geworden. Weniger denn je ist in seinen Gesichtszügen irgendein Zug von Sanatismus zu entdecken. Ein Mann, würde man sagen, für den der Glaube eitel Gefühl und schwärmerische Andacht ist.

„Daß Euer Hochwürden das Wenige, was unsere Gegend bietet, in so wohlwollender Erinnerung behalten haben, ist uns sehr lieb zu hören,“ bemerkt Renata leise.

„Also die Turmkammer. Ihr seht, edle Frau, daß ich über Eure Burg verfüge, fast als ob ich hier zu Hause wäre. Ja, ich habe mir sogar unterwegs die Freiheit genommen, einen Gast hierher einzuladen.“

„Jeder Gast, den Euer Hochwürden mit einer Einladung beehrt, wird uns willkommen sein.“

„Und Ihr fragt nicht einmal, wer dieser Gast wohl sein mag? . . . Wodurch Ihr mich freilich einigermassen in Verlegenheit brächtet. Das ist eben ein kleines Reiseabenteuer. Als wir gestern nachmittag in Lengefeldt rasteten, traf ich im Wirtshause einen Kaufmann, mit dem ich ins Gespräch kam. Es war leicht, sich mit ihm zu unterhalten, denn seine Reisen hatten ihn weit umher geführt, nach Italien, ja sogar bis ins ferne Ungarland; zudem besaß er eine seltene Redegabe und eine so herrliche weiche und tiefe Stimme, wie ich sie kaum je gehört habe. In der Lehre der Kirche war er wohl beschlagen, weit über die Grenzen gewöhnlicher Laienkenntnis hinaus, und auf seinen Wanderungen hatte er sich gründlich mit der Kirche

lichen Baukunst vertraut gemacht. So befanden wir uns mitten in einem sehr ernsthaften Gespräch, das ich zu meinem lebhaften Bedauern abbrechen mußte, um meine Reise fortzusetzen. Da er sich nun in dieser Gegend wegen seiner Kaufmannschaft aufhält, um alte Verbindungen zu befestigen und neue anzuknüpfen, forderte ich ihn auf, während meines hiesigen Aufenthaltes auch die Burg Langenstein zu besuchen, was er denn auch versprach.“

„Wir leben hier sehr zurückgezogen und haben, wie Ihr Euch denken könnt, nur wenig Verwendung für Waren, wie sie ein so weit gereister Kaufmann abzusetzen wünscht. Euretwegen aber ist er uns willkommen. Und nun darf ich vielleicht Euer Hochwürden dahin geleiten, wo Ihr Euch ausruhen könnt, indes meine Schwägerin und ich dafür sorgen, daß es an nichts fehle, was das Haus Euch zu bieten vermag.“

---

Als Renata und Gertrud durch die nunmehr leere Halle zurückkehren, um sich in die Küche zu begeben, bleibt die Burgfrau plötzlich auf demselben Stein in der Mitte stehen, wo sie vor dem Bischof stand, und berührt den Arm ihrer Schwägerin.

„Was hältst du von jenem Kaufmann, Gertrud?“

„Kaufmann?“

„Ja, von dem der Bischof sprach.“

Gertrud, die mit einer verwunderten Frage die Schwägerin anschaut, als diese plötzlich von einem Kaufmann spricht, wendet den Blick ab und erröthet.

Sie hatte sich in der Halle nur damit beschäftigt, den Samulus zu betrachten, dessen Gesichtszüge sie oben bei dem spärlichen Tageslicht eher erraten als erblickt hatte. Hier im Sackelschein erwiesen sie sich nicht ganz so jugendlich, wie sie es sich vorgestellt; dafür um so eigentümlicher und bedeutender. Kein Wunder, daß dies Studium ihr wenig Aufmerksamkeit für das, was der Bischof sagte, übrig gelassen hatte! Jetzt freilich glaubt sie, sich darauf zu besinnen, daß er irgendwo einem Kaufmann begegnet sei.

„Ganz recht — der Kaufmann . . . Ja, was sollte ich wohl von ihm halten?“

„Stiel dir dabei gar nichts auf? Die herrliche tiefe Stimme, seine Kenntnisse der Kirchenlehre, seine weiten Reisen, die ihn sogar ins Ungarland geführt — —“

„Kenata! . . . meinst du denn — —?“

„— — dieser baukundige Kaufmann — —“

„Alle Heiligen! . . . Könnte es — —“

Die Hand der Burgfrau legt sich weich aber fest auf die Lippen des Mädchens.

„Ich denke, wir haben erfahren, worauf wir so begierig waren. Und ich zweifle, ob er sein höfliches Versprechen halten wird und Burg Langenstein besuchen, während Bischof Ottmar hier weilt.“





Zweites Buch.



## Erstes Kapitel.

### In der Laube



uf der vom Fluß und Städtchen abgekehrten Seite hat Burg Langenstein ihren Obst- und Gemüsegarten.

Wohlig streckt er sich dort auf dem schrägen Hang aus. Im Rücken die Burgmauer, an deren Fläche Aprikosen und Weintrauben reifen und an deren Fuße die Kürbisse schwellen. Vor ihm der Wald, von dem ihn eine hohle Gasse trennt. Die dichtgedrängten Sichten steigen den Berg empor, hoch genug, um vollkommen Schutz zu gewähren, und mählig genug, um keinen schädlichen Schatten zu werfen.

Den ganzen Vormittag und bis tief in den Nachmittag hinein ruht der Sonnenschein auf diesem begünstigten Erdenfleck, wo das Laubnetz der Obstbäume einen dunkelgrünen, goldig-gesprenkelten Schattenteppich über das Gras breitet.

Die Burgfrau und ihre Schwägerin haben ein paar Stunden lang Schoten gepflückt und haben sie Körbe in eine Laube getragen, wo auf dem schlichten Brettertisch ein paar große Tonschüsseln zur Aufnahme der Ernte bereit stehen. Aber zum



Auskernen braucht Renata keine Hilfe. Sie schickt Gertrud hinauf, um die Arbeiten in Küche und Milchammer zu beaufsichtigen.

Sie hat das Bedürfnis, allein zu sein.

Gar zu viel ist am gestrigen Abend auf sie her- eingestürmt.

Obwohl die Nacht weniger als zuträglich dem Schläfe gewidmet war, und die Gedanken Stunde auf Stunde ihr Gemüt als freien Spielplatz be- saßen, sehnt sie sich doch schon wieder, sich ihnen ungestört hingeben zu können. Vielleicht in der Hoff- nung, daß sie hier in der freien Luft des hellen Tageslichtes etwas ruhiger und klarer werden.

Eine große Stille umfriedet sie — eine Stille, in der das Summen der Insekten taftmäßig schwingt und die nur belebt, nicht unterbrochen wird durch das Singen der Amseln in den Obstbäumen und der Sinken am Waldrande.

Diese lieben Vogelstimmen künden die Wehmut des Abschieds, denn der Johannistag liegt mehr denn eine Woche zurück.

Jetzt aber wird die Stille gestört, obwohl der Ton, der an ihr Ohr dringt, leiser als Vogelge- sang ist.

Die Gittertür des Gartens knarrt, die Klinke klirrt.

Über den Rasen nahen Schritte, die sie kennt, die sie mit unruhigem Herzpochen bewillkommet.

Ist's ein Besuch, den sie erwartet? Ist es viel- leicht gar mehr dieses Besuches als ihrer Gedanken wegen, daß sie hier die Einsamkeit suchte?

Sie weiß, daß er kommen muß.

Jetzt aber, als Bischof Ottmar ihr „Guten Morgen“ bietet und ihr gegenüber Platz nimmt, steht ihr kein anderer Gesprächsanfang zu Gebot als die Frage, ob Seine Hochwürden in der ersten Nacht auf Burg Langenstein gut geschlafen habe.

Sie findet zu ihrem Schrecken, daß diese alltägliche aller Fragen geradeswegs in die allertiefsten Geheimkammern ihres Seeleninneren führt.

„Die erste, und doch weit davon die erste zu sein, wie Ihr wohl wisset, edle Frau. Obwohl — was für Nächte ich hier verbracht habe, das kann nur ich selber wissen. Übrigens mehr geträumt als geschlafen, um Eure freundliche Frage nicht unbeantwortet zu lassen. Aber freilich war es nicht des Schlafes wegen, daß ich mir die alte Turmkammer auswählte.“

Seine weiße Hand streicht über die Brauen, und er blickt eine Weile schweigend vor sich hin, zuerst nach unten, dann auf seine Wirtin, die sich über ihre häusliche Arbeit beugt, so daß das leinene Kopftuch wenig mehr als die Nasenspitze, die Lippen und die Rundung des Kinnes unverborgen läßt.

„Ich sagte Euch gestern abend, daß ich mir selber versprochen hatte, bevor ich zur Ruhe ginge, einen Blick hinüber nach dem Kalvarienberg zu senden. Dies Gelübde habe ich treulich gehalten. Wohl ein paar Stunden saß ich am offenen Fenster in der lauen Nachtluft und konnte meinen Blick nicht von dem Passionswege abwenden, der im Vollmondlichte deutlich zu sehen war, wie er sich die

Zügellehne hinan windet und von den weißen Kapellen gleichsam punktiert wird. Mir war's, als ob alle Meilensteine eines ganzen Lebensweges sich dort versammelt hätten, zur bequemen Übersicht. Und gewißlich gab es unter diesen weißen Zeichen eines, das ich sehr wohl unterscheiden konnte und das für mich ein Meilenstein gewesen ist, und zwar ein solcher, bei dem sich die Wege teilen, nach Aufstieg und nach Niedergang."

„Euer Weg, Hochwürden, hat Euch weit und hoch geführt. Ohne Zweifel wird er Euch noch höher führen. Wie Ihr dort saßet und den Pafsionsweg überschautet, muß es für Euch ein tröstlicher Gedanke gewesen sein, daß Ihr keinen Grund habt, die Wegwahl zu bereuen, die Ihr an jenem Meilensteine getroffen."

Die roten Lippen, die am Rande des Kopftuches gerade noch sichtbar sind, sprechen diese Worte leise, fast flüsternd, und ein kaum merkliches Zittern gleitet über die bewegten Wellenlinien.

„Sagen wir das nicht so sicher, auf daß wir nicht zuschanden werden! Was einer armen irrenden Menschenseele am besten fromme, das zu entscheiden ist dem Verstande nicht leicht, und der gerade Weg ist nicht immer der sicherste."

Das Kopftuch erhebt sich ein wenig.

Ein Blick der warmen, goldigbraunen Augen fliegt rasch zu ihm hinüber — voll Verwunderung und Überraschung, wie Ottmar wohl erkennt. Gerade jetzt aber fehlt dem stolzen Kirchenfürsten der Mut, um mit diesen Frauenaugen einen Blick zu wechseln.

Er faßt sich bald genug ein Herz, aber schon haben sie sich wieder unter das Tuch geflüchtet.

„Es ist dort, wo der Weg zum erstenmal nach links umbiegt. Die Kapelle lehnt sich an die alte vom Blitz getroffene Eiche. Damals hatte sie nur noch ein Drittel ihrer Krone, mag sein, daß sie später ganz eingegangen ist.“

„Sie grünt noch immer,“ klingt es unter dem Kopftuch hervor.

„Das ist mir lieb zu hören. Ihr Laub flüsterte so traulich in jener Herbstnacht, als ich dort vor der Kapelle lag. Es ist, wie Ihr wißt, die Station des Passionsweges, wo Jesus unter dem Kreuze zusammenbricht. An dieses Bildwerk dachte ich eben, als ich gestern sagte, ich hätte Passionen berühmter Meister gesehen, die keinen so starken Eindruck auf mich gemacht hatten, wie gerade dieses. Zwar war es wohl nur ein einfacher Künstler von geringer Ausbildung, der damals diesen Christuskopf in Holz schnitzte. Ich glaube aber, er muß wohl selber großes Herzeleid und bittere Seelenqual durchlitten haben, da es ihm möglich war, einen solchen Ausdruck in die Züge des Schmerzensmannes zu legen, so daß es mir immer vorkommt, als seien sie das lebensvolle Abbild eines Menschen. Und vollends in jener Nacht, als mein Herz sich im Todeskampfe wand und ich zu diesem Antlitz emporblickte! Der Mond umfloß es mit seinem Lichte, und die Wettereiche ließ den Schatten ihrer Blätter darüber spielen: wurden die Züge so lebendig, daß ich in meinem rren und geängstigten Zustande meinte, der Zelland

selber habe sich zu mir herabgebeugt und sei gegenwärtig in dem, was bis dahin nur geschnitztes und bemaltes Lindenholz war. So sprach ich denn zu diesem Bilde gleichwie zu einem Freunde und klagte ihm meine bittere Not. Ja, ich fragte — vermessen und gotteslästerlich, wie ein sündhafter Mensch nur zu fragen vermag, wenn Krankheit der Seele die Vernunft von ihrem hohen Thron gestoßen hat — fragte, ob das Kreuz, worunter er zusammenbrach, schwerer sei als das, welches er auf meine schwachen Schultern gelegt hatte.“

Bischof Ottmar schweigt.

Sein Blick ruht geistesabwesend auf dem Rasengrün vor der Laube, wo eine Amsel zwischen den Sonnenflecken umherhüpft und mit schräg gehaltenem Kopfe so herzhaft singt, als ob es in dieser Welt weder Dornenkrone noch Kreuztragung gäbe.

„Wenig habt Ihr, als Ihr friedlich in Eurem Kämmerlein schliefet — wenig habt Ihr da geahnt, was Euer Verlobter zur selbigen Stunde litt. Denn ich ließ nicht die Sonne lächeln zu dem, worüber der Mond geweint, und wenn ich bei Euch war, gab ich streng acht, daß eitel Lachen um meine Lippen und Scherz auf meiner Zunge war.“

„Ihr tatet das. Und mag sein, es wäre für uns beide besser gewesen, wenn Ihr Euch weniger Zwang angetan hättet und Euch mit Fleisch und Blut beraten, anstatt mit bemaltem Holz. Aber trotzdem besinne ich mich sehr wohl, daß mein Vater in jenen Tagen besorgt sein Haupt schüttelte und sagte: „Es steht nicht gut mit Ottmar. Er scheint die Schwer-

mut ererbt zu haben, die sein Großvater vom heiligen Lande zurückbrachte, und ich fürchte, er hat schwere Glaubensanfechtungen zu bestehen und verbirgt es vor uns.“ —

„Glaubensanfechtungen? Ach ja, so kann man's wohl nennen. Doch handelte es sich nicht um Zweifel, wie bei so Vielen, die da fürchten, nicht den rechten Glauben zu haben, und mit ihrer vermessenen Vernunft Ärgernis daran nehmen, daß sie die tiefen Mysterien der Kirchenlehre nicht zu durchschauen vermögen. Ich dürfte wohl mit dem Apostel sagen, ich hätte meine Vernunft unter den Gehorsam Christi gefangen genommen. Nein, meine Anfechtung war die, daß es mir immer deutlicher wurde — wie ein furchtbares, Herz und Nieren durchdringendes göttliches Licht ging es mir auf, daß ich meine Braut verlassen müsse. Euch, die ich geliebt habe, solange ich wußte, daß ich ein Herz hatte.“

Die fleißigen Singer, die so eifrig der häuslichen Arbeit obliegen als gälte es das Leben, daß dies Gericht rechtzeitig fertig werde, zittern vielleicht ein wenig, halten jedoch keinen Augenblick mit ihrer Tätigkeit inne. Die Schoten zerplagen mit regelmäßigen, kleinen Knallen, während die grünen Perlen reihenweise in die Tonschüssel rollen, die auf ihrem Schoße ruht.

„Das war das Kreuz, von dem ich Sünder meinte, es dürfe wohl noch schwerer sein, als jenes, das meinen Heiland in die Knie drückte.“

„Ihr habt Euren Beruf zum Dienst der Kirche stark und gebieterisch empfunden“ — Klingt es fe, halb als Erläuterung, halb als Frage.

Allein der Bischof schüttelt den Kopf.

„Das kam erst später . . . und auch nicht gerade als Beruf . . . Wohl aber hatte Luer guter Vater recht, wenn er meinte, ich habe von meinem Großvater etwas ererbt. Und das war mehr als bloß ein Bluterbe. Seine Geschichte war sonderbar und mag Luch wohl unbekannt geblieben sein. Zwar war Luer eigener Großvater, auf dessen Knien Ihr so oft saßet, sein getreuer Waffengefährte gewesen und wird Luch viel erzählt haben von dem, was sie zusammen erlebten, als sie für das heilige Grab stritten. Das aber, glaube ich, hat man Eurem jungfräulichen Ohre vorenthalten . . . Denn es war da eine sarazenische Magd, ein wunderherrliches Weib anzusehen — ja von ihr habt Ihr freilich gehört, denn Luer Großvater trug sie aus dem brennenden Palaste, den die Kreuzfahrer stürmten, und rettete sie mit eigener Lebensgefahr. Und zum Dank schenkte sie ihm das köstliche Kristallfläschchen, gefüllt mit einer Essenz arabischer Kräuter, die jeden Schmerz zu stillen vermag. Gewiß habt Ihr es noch in Eurem Besitze.“

„Ich habe es, und ich habe von jener Sarazenin gehört, aber auch nicht mehr.“

„So dachte ich mir's. Es gab aber eine andere Feuersbrunst, die hatte sie selber angefacht, und in der ging sie zugrunde. Mein Großvater sündigte mit ihr, deren Leben der Lurige gerettet — mit dem heidnischen Weibe — doppelte und dreifache Sünde, denn er hatte Weib und Kind zu Hause. Die Sarazenin war aus vornehmerm Geschlecht.

Ihre Verwandten entdeckten das Verhältniß und ließen sie umbringen. Seit jenem Tage war mein Abnherr nicht mehr der Mann, der er gewesen. Als nun gar die Stadt Akka verloren ging, gerade hundert Jahre nachdem die Ritter des Kreuzes sie erobert hatten, und als wir den letzten Fußbreit des gelobten Landes aufgeben mußten, da wurde es mehr und mehr sein fester Glaube, daß dies um der Sünden der Kreuzfahrer willen geschehe, und daß er der größte Sünder von allen sei, ja daß er recht eigentlich die Schuld trüge, daß das heilige Grab verloren ging. „Gleich Judas habe ich meinen Heiland mit einem Kusse verraten,“ rief er dann — „und gleich ihm muß ich ewig brennen.“

Diese Worte ergreifen den Bischof so stark, daß seine Stimme zittert und sich eine kleine Weile durch Schweigen erholen muß.

„Der arme Mann!“ seufzt Renata. „Von seiner Schwermut habe ich wohl gehört, aber nie geahnt, was es für eine Bewandnis damit hatte.“

„Ja, ein armer Mann war und blieb er. Er wurde ein alter Mann, alt genug, um mich auf seinen Knien reiten zu lassen, den Kopf über mich zu schütteln und zu murmeln, ich sähe ihm ähnlich und auch über meinem Haupte schwebte der Sluch. Zeitweilig war es besser, aber nie auf die Dauer. Es halfen ihm weder Bußübungen noch Geschenke an die Klöster. Als er auf den Tod daniederlag, wurde es nun ganz arg, obwohl sein Jugendfreund, ein frommer Abt aus Regensburg, Tag und Nacht bei ihm las und betete. Dann



kam Luer Großvater herüber. Er hatte die Flasche der Sarazenin mitgebracht und träufelte einige Tropfen in einen Becher Weines. Als mein Großvater getrunken hatte, wurde er viel ruhiger, und wir glaubten, er dürfe jetzt in Frieden heimgehen. Wir waren alle knieend um ihn versammelt; der Abt las das Miserere, und ein Chorknabe schwenkte das Räuchergefäß, um die bösen Geister zu verschrecken. Plötzlich aber richtete sich der Sterbende im Bette auf und rief laut einen fremden, heidnischen Frauennamen, so daß wir uns alle bekreuzten. — ‚Siehst du sie, Valentin?‘ rief er Lurem Großvater zu, ‚ist sie nicht schön in ihren Flammen? du sahst sie doch schon einmal in den Flammen . . . siehst du sie, meine Höllebraut? Sagte ich dir nicht, ich müsse ewig brennen? Sie kommt, mich zu holen, ich werde in ihren Armen brennen!‘ — Zu meinem unsagbaren und unvergeßlichen Grauen gab er mit diesen Worten und mit lautem Geschrei seinen Geist auf.“

„Entsetzlich!“

„Ich war damals noch ein Knabe, gerade fünfzehn Jahr alt. Vielleicht war der Eindruck auf meine Imaginatio deshalb um so stärker, weil er noch ungehemmt war von der Vernunft, die wenige Jahre nachher zur Entwicklung gelangte. Dazu kamen noch jene Worte, die ich den Greis mehr denn einmal hatte murmeln hören: — ‚Der arme Junge! er sieht mir ähnlich, er wird mir nacharten; über seinem Haupte schwebt der Fluch!‘ — Ja, er schwebte darüber und warf schon seine Schatten über mein junges Leben.“

Wie Ihr Euch wohl erinnert, war mein Vater gleich Eurem eigenen, seinem treuen Freunde, ein frohgemuter Mann, leichten und lichten Gemütes, fröhlich mit seinem Salken auf dem Handschuh oder mit dem Becher in der Hand. Allein die Sünden der Väter werden bis ins vierte Glied heimgesucht — die Wahrheit dieses Schriftwortes lernte ich in ihrer ganzen Surchtbarkeit kennen, als ich dann in die Jahre hineinwuchs, die sonst die hellsten des Lebens sind, das rechte Erbteil des Mutes und der Hoffnung. Nur ein lockender Gedanke leuchtete mir: das gelobte Land! . . . O, daß doch ein zweiter Petrus von Amiens durch die Lande zöge, die nochmals von jenem mächtigen ‚Gott will es!‘ widerhallten! Mit welcher flammender Seele wäre ich in den Kampf gegen die Ungläubigen gezogen, um mit meinem jungen Blute für die Sünde des Großvaters zu büßen und seine arme Seele aus dem Segesfeuer zu erlösen! Denn zuversichtlich hoffte ich, daß es dessen Flammen und nicht die unauslöschlichen der Hölle seien, die ihn im Augenblicke des Sterbens umlodert hatten. Und damit hätte ich wohl auch den Fluch von meinem eigenen Haupt abwenden können. Aber ach — die große Glaubenszeit war auf immer dahin, das empfand ich mehr und mehr, als ich in das waffentüchtige Alter hineinrückte, wo ich jener und ihrer Kreuzzüge so sehr bedurste. Bei dieser Erkenntnis wurde es gar bitter um mich. Dann aber kam Licht — und war aus einer ganz anderen Himmelsgegend als er, von der es heißt: ex oriente lux. Mein be-

sorgter Vater entschloß sich, mich hierher zu schicken, zu seinem alten Kameraden auf Langenstein, in dem er einen Spiegel aller ritterlichen Tugenden sah — und mit Recht.“

„In der That, ein edlerer Rittersmann wäre nicht leicht zu finden gewesen, seine Tochter darf das wohl sagen. Auch weiß ich, daß er die Gefühle Eures Vaters völlig erwiderte.“

„Gott lohne es ihm! Ja, ihr gegenseitiges Vertrauen war wohl begründet. Auch wurde mein Vater in der Hoffnung kaum getäuscht, daß auch ich aus solchem Rittertugendspiegel einige Lichtstrahlen empfangen würde. Obwohl eher Licht auf mich ausstrahlte von einem Spiegel noch viel höherer Tugenden, den unsere heilige Frau im Glanze der Altarkerzen uns vorhält, den jedoch auch ab und zu ein irdisches Frauenbild im Tageslicht erstrahlen läßt. Übrigens mag es sein, daß mein kluger Vater auch dies in seinen Gedanken hegte, als er mich nach der Burg Langenstein schickte, wo, wie er gar wohl wußte, solch ein Spiegel zu finden war.“

Hätte Renata von ihrer Arbeit aufgeblickt, würde sie sich wohl gefragt haben, ob in jenen Jugendentagen je ein liebevollerer Blick auf ihr ruhte — einer, der deutlicher als dieser jetzt sich dem schönsten Bilde seiner ritterlichen Madonna-Andacht gegenüber befand.

„Mit diesem Bildnis in meinem Herzen besaß ich freilich einen Talisman gegen die Dämonen, die anfangen, meine Seele zu einer Wüste zu machen. Und da es mir nun mit erwidrender Liebe zu-

lächelte, meinte ich selber im Paradies zu sein, geborgen vor allen Greueln der Hölle. Als aber dieser Seligkeitsrausch etwas von seiner ersten betäubenden Süßigkeit verlor und nun ein täglicher Kräftigungsstrahl der Seele wurde, da rührte sich wieder jener Lumenidenchor in der Tiefe des Gemütes, der sich nur hatte einschläfern lassen, und die Schreckenschatten stiegen empor und krochen über mich. Wohl wollte ich dann Zuflucht suchen bei der Lichtgestalt, die mir der Himmel gesandt hatte. Aber ach, ich konnte sie nicht mehr erreichen. Sie wich zurück, wenn ich meine Hand nach ihr ausstreckte. Und sprach ich dann zu Euch von der Erbsünde und vom heiligen Zorne Gottes, vom Segesfeuer und von der Hölle, von der Slucht des Zeitlichen und der furchtbaren Majestät der Ewigkeit, so hattet Ihr nur wenig Gehör für solche Rede.“

„Ich war ein leichtsinniges Geschöpf, leider — das ist nur zu wahr.“

„Ach nein, das nicht . . . wir wollen das nicht sagen, nicht leichtsinnig, wenn auch Euer Sinn gegen den meinen gewogen, sicherlich leicht war, wie es der Jugend natürlich ist. Am liebsten saßet Ihr hoch im Sattel auf Eurem guten Schimmel, der so stolz mit Euch durch den grünen Wald und über die braune Heide flog. Und wenn in den Sälen der Regensburger Rittertürme die Kerzen strahlten, wer Euch da so leicht im Tanze dahinschweben sah, dem mochte wohl das Herz im Leibe lachen. Ich finde jedoch darin wenig oder nichts zu tadeln.“

„Und dennoch war es eitelstöriches Wesen. Wäre nur mehr Ernst, ja Trauer und Reue in mir gewesen, dann hätte ich Euch damals ein Trost und eine Stütze sein können.“

„Möglich, daß Ihr mir das hättet sein können — und doch —! . . . Wer weiß? . . . Wer weiß, ob ich Euch dann mit derselben einfach-schönen, großen Liebe geliebt hätte, für die nichts anderes auf der Welt war als Ihr? . . . Wer darf das sagen? Denn seltsam gemischt ist der Lebensstrunk, der uns an der Schwelle dieses irdischen Daseins dargeboten wird . . . Nein, nein! lassen wir meiner Jugend dies lichte Bildnis, das ihr gehört. Stören wir seine Züge nicht — nicht einmal mit dem Wunsche, es zu tieferem Ernste, zu innigerem Ausdruck umwandeln zu können! . . . Damals freilich drang die Frage immer unabweislicher auf mich ein, ob all diese Lieblichkeit, die einem Andern ein Segen gewesen wäre, nicht mir, mit meinem schweren Geisteserbe, zum Fluch gereichen würde? Und schließlich stand es vor meinen Augen wie ein Schicksalspruch: Du mußt zwischen deiner Liebe und dem Heil deiner Seele wählen. Da war es denn, daß ich in jener Nacht vor der Kapelle an der Wettereiche lag und in meiner Verzweiflung so vermessen den zusammenbrechenden Heiland fragte, ob sein Kreuz schwerer sei, als das, das auf meinen Schultern lag. Als ich dann aber traurig und wankelmütig zögernden Fußes den Berg hinabschritt und mich plötzlich vor der Kapelle befand, wo das Geschehnis in Gethsemane mit kaum geringerer

Kraft als jenes mit Simon von Kyrene dargestellt ist, und gerade in demselben Augenblicke der Vollmond aus einer Wolke hervortrat — da zitterten die Knie unter mir: — wenn dort der unter dem Kreuze hinsinkende Jesus lebendige Züge zu bekommen und meinen Worten zu lauschen schien, so wandte er hier den Kopf nach mir um, öffnete die Lippen und sagte: „Willst du mich gleich Judas durch einen Kuß verraten?“ Dies waren die Worte, die ich nur zu wohl kannte und die mein Großvater in seiner Seelenangst immer wiederholt hatte. Da flüchtete ich entsetzt den Berg hinunter, eilte in meine Turmklammer und vergrub das Gesicht in die Kissen — doch nicht um Ruhe zu suchen. Denn bevor noch jemand in der Burg erwachte, war ich schon weit weg, und wir sahen uns, wie Ihr wißt, erst in Regensburg wieder.“

Ein tiefer, aber kaum hörbarer Seufzer hebt und senkt den Brustlaß der jungen Frau. Von ihren Singern fallen die grünen Perlen wie die Kugeln eines Rosenkranzes.

„Wohl weiß ich, welche Frage jetzt auf Euren Lippen schwebt.“

Renata erhebt fragend den Blick zu ihm, als ob sie es selber nicht wisse.

„Es ist die Frage: — Wie steht aber dies mit Eurem Betragen zu Regensburg im Einklang, als ich dort in den Karnevalswochen bei meiner Mühme war?“ —“

Ist das nicht der Widerschein eines Lächelns in ihren Augen, um die Lippen? wehmütig, bitter,

spöttisch, verschämt, oder etwa nur erwartungsvoll  
— er weiß es nicht.

„Allerdings ist die Frage nur zu berechtigt, und ich bin hier, um sie zu beantworten. Als ich gestern nacht am Fenster saß und dort hinüberblickte, da überkam es mich, daß ich Euch offenbaren müsse, was Ihr jetzt hören sollt. Das heißt nun freilich gleichsam wie mit einem künstlichen Erdbeben den Bau umstürzen, den ich zu Eurem Schutze selber mit blutenden Händen Stein auf Stein aufgeführt habe — ein Entschluß, fast ebenso furchtbar wie jener, womit ich damals den Plan zu diesem seltsamsten aller Wahnbauwerke legte. Aber es muß sein. Ich kann es nicht mehr ertragen, nein, ich will es nicht mehr ertragen, von Euch verkannt, der Gegenstand Eurer Verachtung, Eures Abscheus zu sein. Eure Liebe, die ich einst besaß, könnt Ihr mir nicht wieder schenken: aber Verständnis will ich bei Euch finden.“

Ein entschlossener, fast harter Zug liegt um Ottmars Mund, als er jetzt schweigt. Die kräftigen, beweglichen Lippen pressen sich fest zusammen, öffnen sich jedoch ein paar mal ein wenig, um sich von der Zungenspitze benetzen zu lassen, als ob die Worte, die jetzt hervorgebracht werden müssen, sonst nicht über sie gleiten könnten.

Das Vogelgezwitscher vom Waldbrande, der Gesang der Amsel in den Obstbäumen ist verstummt. In schläfrigem Insektensummen schwingt die Mittagsstunde ringsum wie mit Klanglosem Geläute.

„Denn noch war mein Kreuz auf meiner Schulter; jetzt aber sollte ich daran festgenagelt werden. Gott verzeihe mir, wenn meine Worte lästerlich klingen, aber ich weiß es nicht anders auszudrücken, wie mir zumute war: gerade so, als ob ich mich selber festnageln sollte . . . Wie sollte ich sie verlassen, die ich liebte? — Nein, das war ja nicht die Frage, sondern so: — wie sollte ich das Band der Verlobung, das uns verknüpfte — wie schon alle wußten, obwohl die Feier noch nicht stattgefunden hatte — wie sollte ich es lösen? Sollte ein Schatten auf ihren Namen fallen? Sollten die Leute sagen: — Er mag wohl Grund gehabt haben, sie zu verlassen. Er ist ein frommer, gottesfürchtiger Herr, sie ein leichtsinniges Wesen. Um seiner Seele willen hat er das Band zerrissen, durch das sie ihn hinuntergezogen hätte, da er sie doch nicht zu sich emporzuziehen vermochte? — Unmöglich! Schon der Gedanke ein Frevel! Nein, auf meinem Haupte mußte, für alle sichtbar, die Schuld ruhen. Und zwar nicht auf die Art, daß ich mich schuldig erklärte, so daß die Leute wohl gar sagen könnten: er war edelmütig genug, die Schuld auf sich zu nehmen.“

Wäre sein Blick auf Renata gerichtet gewesen, so hätte er ein leises, unwillkürliches Kopfschütteln gewahrt, von dem sie offenbar selber nichts weiß.

Wie unwahrscheinlich, daß die Leute gerade so gedacht und geurteilt hätten! Wie viel wahrscheinlicher, daß sie ganz von selber auf seiten der verlassenen Braut gewesen wären! Aber wie be-



zeichnend die Selbstverständlichkeit, womit er die Leute für sich Partei ergreifen ließ! Wie erkannte sie ihn wieder in diesem spitzfindigen Zuge seiner fast genialen Manneselbstsucht, einer Selbstsucht, die keineswegs die größte Selbstaufopferung ausschloß, wohl aber unwillkürlich alles auf sich selbst als auf die Hauptperson bezog!

Solche Gedanken ziehen durch den Frauenkopf, als er sich so leise und unbewußt schüttelt.

Aber Ottmar blickt nicht auf. Das straffe Zusammenfassen seiner Gedanken zu einer klaren Mitteilung seines damaligen sonderbaren Gemütszustandes nimmt ihn zu sehr in Anspruch.

„Nein, nein — ich mußte mich nicht schuldig bekennen, ich mußte die Schuld sichtbar auf mich nehmen. Und sie selber! Mußte die Welt betrogen werden, dann vor allem auch sie, die zu täuschen am schwierigsten war. Sie mußte mich in einem solchen Licht erblicken, daß sie ihrem Gott danke, wenn sie einem Zusammenleben mit mir entging. Ja, noch mehr: ich mußte es so wenden, daß sie sich einbildete, sie selbst sei es, die das Tischruch zwischen uns beiden durchschneide, damit kein Gefühl des Verlassenwerdens und der Demütigung einen Schatten über ihr stolzes, jugendfrohes Gemüt werfe, geschweige denn, daß eine Sehnsucht nach mir, dem Verabscheuten, ihre Freiheit binden, ihre Zukunft hemmen könne.“

Jener Zug von Härte — der Härte des Asketen gegen sich selbst — liegt eisern um Mundwinkel und Kinn. In dem halb gesenkten Auge erblickt

Kenata jenen Schimmer träber Sanatismusglut, nach dem sie am vorhergehenden Abend so ängstlich gespäht hatte.

„Das war es, was ich als meine grausame Pflicht auffaßte, und Ihr wißt, wie vollkommen es mir gelang sie zu erfüllen.“

Diesmal sieht er auf, in Erwartung eines Wortes, eines bestätigenden Zeichens — nur eines Kopfsneigens. Aber vergebens. Seine fleißige Wirtin und stumme Zuhörerin — fast mehr das erstere könnte man glauben — vertauscht nur die volle Tonschüssel mit einer leeren, in welche die Schoten sofort mit einem kalten, trockenen Klang zu fallen anfangen.

„Die Saftnachtszeit in Regensburg mit ihren Festlichkeiten, ihren Aufzügen, ihrem Mummenschanz kam meinem Vorhaben in hohem Grade zustatten, und noch besser half mir Lure Base, die übermütige und leichtsinnige Adalgunde von Seuchtwangen. An ihr war wenig oder nichts zu verderben. Ohne Bedenken konnte ich mich zu ihrem betörten Sklaven machen; ebenso wie sie sich auf dem Gipfel des Glückes befand, weil sie an ihren Triumphwagen denjenigen fesseln durfte, der von Rechts wegen ihrer Base gehörte; ihrer Base, deren edle und anmutige Schönheit, wie sie sehr wohl wußte, neben ihren eigenen zur Schau gestellten Üppigkeiten wie ein Rosenbusch neben einem bunten Beete Giftblumen wirkte. Wenn sie von Eitelkeit noch mehr als vom Wein berauscht mit mir scherzte, und wir um die Wette spöttische Blicke zu Euch hinübersandten, wo Ihr blaß und

schweigsam in einer Ecke saßet: — dann thronte wohl in ihrem Herzen eine teuflische Freude; was aber in dem meinigen wütete, ja, um das mit Worten zu schildern, müßte ich wohl die Geistesgaben eines Vergil und Ovid und anderer heidnischen Poeten haben.“

„Was für ein auserlesenes Stückchen jungfräulicher Einfalt muß ich gewesen sein, um all das für bare Münze zu nehmen! Es ist wenigstens ein Trost, sich zu erinnern, daß ich keineswegs in jener einsamen Ecke sitzen blieb, sondern bald lernte, an der Hand Anderer zum Tanz anzutreten, um Luch und Lurer Dame Blick um Blick wiederzugeben.“

Bischof Ottmar blickt sie einigermaßen verwundert an.

Diesen Eindruck hatte er sich von seiner angefangenen Beichte nicht erwartet. Der Ton stimmt so wenig im Zusammenklange, daß es eine kleine Weile dauert, bevor er seinen eigenen wiederfindet.

„Ihr tathet das, und das war gut. Darin irrt Ihr aber höchlich, wenn Ihr von Einfalt sprecht. Denn wie hättet Ihr nicht glauben sollen, was Ihr mit eigenen Augen gewahrtet? Niemals hat ein Sistrione, der in einem Mysterium tragierte, sein Gesicht fleißiger vor dem Spiegel geübt, um sich die Züge und Mienen eines Judas anzueignen, als ich in jenen schlimmen Tagen mit Fleiß und Studium mein Gesicht lehrte, sich in die rechten Schalksfalten zu legen. Und je mehr meine Zähren flossen, wenn ich mich allein in meinem Kämmerlein befand, desto eifriger achtete ich darauf, daß frecher Schimpf

und herzlose Lache mir im Aug' und auf den Lippen saßen, wenn ich mich draußen mitten in der lärmenden Menge zeigte, und besonders da, wo Ihr mich sehen konntet.“

„Und als dann zuletzt der gute Hugo sich zu meinem Ritter aufwarf, um den mir zugefügten Unglimpf zu rächen und sehr gegen meinen Wunsch vor aller Augen Euch seinen Handschuh ins Gesicht warf und Euch zum Zweikampfe herausforderte, und Ihr dann heimlich unsere lustige Stadt verließet: — da geschah das wohl nicht, weil Euch der Mut fehlte, ihm in einem Waffengange zu begegnen?“

Ein tiefes, zorniges Rot flammt bis in die Schläfe Ottmars hinauf. Er lacht hart und kurz.

„Es kann mich kaum Wunder nehmen, wenn Ihr wie alle Anderen meine Stucht so deutet. Hab' ich doch selber damals nichts Besseres gewünscht! Denn hätte ich das Schicksal selbst zum Mitspieler gehabt, damit es mir die rechten Karten in die Hand spiele, was hätte ich mir Besseres ausbitten können als gerade diesen Degen? Aber allerdings war dies die schwerste Probe, auf die mich mein bitterer Vorsatz stellte, daß ich, ein Abkömmling des ruhmvollen Geschlechtes derer von Winterstetten, ich, dessen Großvater um das heilige Grab gekämpft hatte, — mich nun heimlich davon schleichen mußte, damit mein Name als der eines Feiglings in den Straßenschmutz des Karnevals getreten werde . . . Und dabei sagte ich mir noch, daß ich gerade dafür dankbar sein müßte. Denn mit dieser falschen Karte gewann ich das Spiel.“

„Ihr glaubt es so gewiß?“

„Und hatte ich nicht recht? Ich gewann es auf zwiefache Weise. Denn nicht nur setzte ich mich selbst so tief herab, daß ich nunmehr gänzlich aus Eurem Herzen ausgeschlossen war, so daß gewiß von da an sich kein schwacher Sehnsuchtsge-  
danke mehr nach dem ehrlosen Flüchtling verirrte. Nein: gleichzeitig hob ich ihn empor, und das genau in demselben Maße, so daß ich hoffen durfte, er würde jetzt meinen verschmerzten Platz einnehmen. Wie es ja auch geschah.“

„Ja, da habt Ihr freilich zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen und habt allen Grund, auf diesen Schwabenstreich stolz zu sein.“

Ottmar seufzt.

„Und dennoch ward es mir schwer genug. Ein bleiernes Gewicht fiel mir vom Herzen, als Hugo meiner Spur folgte und mich in Straßburg fand.“

„Und so mußte denn der Ärmste mit seinem Blut die Zechen bezahlen.“

„Mit meinem Willen nicht. Gott ist mein Zeuge, daß es mir fern lag, ihm Schaden zufügen zu wollen. Einmal, weil er recht hatte, noch mehr, weil er Euch liebte, am meisten jedoch, weil ich in ihm das Werkzeug der Vorsehung sah, das wieder gut zu machen, was ich gegen Euch verbrochen hatte. Ich wußte, und jeder in unserem Kreise wußte es, daß ich ein Meister in der Waffenföhrung war. Es konnte mir nicht schwer fallen, ihn zu entwaffnen, so daß er höchstens mit einer leichten Schramme

davon kam. Und so wäre es auch gekommen, wenn nicht seine unbändige Festigkeit im Ausfall ihm meine Schwertspitze in die Seite gerannt und ihm eine recht tiefe Wunde beigebracht hätte. Indes er hat doch wenig Grund gehabt, dies zu beklagen, wenn, wie ich vermute, die Verlegung, die er Luretwegen sich zuzog, ihm einen kürzeren und sicherern Weg zu Lurem Herzen bahnte, als er sonst wohl gefunden hätte. Auch könnt Ihr glauben, daß ich Gott für seine Führung danke, als ich kaum ein Jahr nachher die erhoffte Nachricht von Lurer Verlobung mit Hugo erhielt.“

„Ich glaube das gern und preise die Schöpferhand, daß sie das Weib aus der Rippe des Mannes bildete und nicht etwa aus einem Stückchen des Stirnknochens: — auf daß es für einen klugen Mann ein Leichtes sei, einer törichten Jungfrau ein X für ein U vorzumachen.“

Diesmal ist jener Mißklang so grell, daß Ottomar fast erschrocken ausblickt.

In der Tiefe ihres Auges sprüht ein Licht, das ihn an die Schalkheit des jungen Mädchens erinnert. Nur, daß es so von Wehmut überschattet ist und aus einem so großen Ernst hervorbricht, daß dieser Blick zu ihm herüberleuchtet wie ein Band zarter Regenbogenfarben auf der Gewitterwolke durch den zerrissenen Silberschleier eines Regenschauers.

Seine Stimme ist weniger fest, sie klingt fast bittend, als er antwortet: —

„O sagt nicht, daß es mir leicht war, was mir schwer fiel!“

„Vielleicht fiel es noch schwerer und war dennoch unendlich leichter für ein junges Mädchen, die angehende Leuchte der Kirche hinter's Licht zu führen.“

Sragend, zweifelnd — ob er auch recht höre — blickt der Bischof die Burgfrau an.

„Ja, wer von uns beiden war nun eigentlich das Leichtgläubigere Wesen? — Ich, die ich mich sofort fragte: — ‚Sind dies Ottmars eigene Züge, die sich verändert haben, oder nur eine Larve, die er vors Gesicht nimmt, um mich zu täuschen?‘ — oder Ihr, die Ihr Euch keinen Augenblick gefragt habt: — ‚Sollte sie wirklich keinen Verdacht schöpfen? ob ihr Herz doch nicht meine Mumme durchschaut und das meine unter diesem Narrenputz verbluten sieht?‘ —“

Bischof Ottmar ist aufgesprungen. Seine Hände erheben sich, halb abwehrend, halb als ob sie nach etwas Flüchtigem griffen.

„Mein Gott! versteh' ich Euch recht? Nein, nein — das ist nicht möglich! Wie oft hab' ich damals Zorn und Verachtung aus Euren Augen blitzen sehen, daß ich mich am liebsten Klastertief in der Erde verborgen hätte! Und Schlimmeres noch: — Euren Schmerz, Eure Tränen, die Ihr zurückdrängtet!“

„Und glaubt Ihr, nur Ihr Männer hättet einen Schreibrief auf die Verstellungskunst? Meint Ihr, im Hause meiner Muhme hätte kein Spiegel gehangen, vor dem ich mein Gesicht in betrügerischen Salten üben konnte?“

„Aber warum? — warum? — Wenn es mir doch nicht gelungen war, Euch von mir selbst und von Eurer Minne durch frommen Betrug frei zu machen — — warum dann — —?“

„Warum sollte ich Euch das Spiel dadurch verderben, daß ich selber nicht mitspielte? Nein — so wollen wir es nicht sagen! Sondern wie ich es selber fühlte, als ich von Eurer Liebe überzeugt war, Eure Glaubensanfechtungen ahnte und auch erriet, daß ich Euch als ein der Litelkeit dieser Welt verschriebenes Wesen vorkam, ohne wahres Verhältnis zu Gott, fern der festen Grundlage, auf der du selber leben und sterben wolltest! — Freilich war ich auch teilweise so, wenn auch nicht ganz so, wie du glaubtest. Denn mir war es nicht wie dir gegeben, über diese Dinge zu sprechen. Und da ich auch genau die seltsam gewundenen Irrgänge deiner Denkungsart erkannte, so daß ich sie verstand — das heißt, nicht sofort, o nein, im Anfange war das, was du von Enttäuschung und Bekränktheit sahst, echt genug; aber nach und nach verstand ich doch alles — verstand zumal, was du bei jedem Schritt auf dem Dornenpfad littest, den du dir vorschriebst und, wie du meinstest, zu meinem heilsamen Betrug wandeln mußtest. Als ich nun so weit war, wie konnte mich etwas anderes als tiefes Mitleid erfüllen? Ja was konnte ich wohl anderes tun, als dir bei diesem Werke behilflich sein, damit du den Trost<sup>erdest</sup>, den du suchtest: das Bewußtsein, meinen nicht verkrüppelt zu haben, die Überzeugung, es dir gelungen sei, mich von meiner Liebe



und von aller Anhänglichkeit an dich befreit zu haben.“

Bischof Ottmar sinkt vornüber zusammen — das Gesicht in die Hände verborgen: —

„Renata! . . . Renata!“

## Zweites Kapitel.

### Der Inquisitor.

Als Bischof Ottmar sein Haupt erhebt, ist er allein in der Laube und im Garten.

Das wiegende Insektensummen ringsum ist die einzige Stimme der Mittagsstunde.

Die Körbe mit den leeren Schotenhülsen auf der Bank und die Schüsseln mit den Kernen — die grünen Perlen, die durch ihre Finger glitten — sind vor ihm auf dem Tische zurückgeblieben als Zeugen, daß er nicht geträumt hat.

Geträumt? O nein! Ein Traum, ein böser, grausamer Traum, der wie ein Alp ihn lebenslänglich bedrücken wollte, ist von ihm gewichen, verscheucht durch den Strich einer milden Hand — verscheucht auf immer!

Ihre Verachtung, ihr Abscheu hatten ihn nie getroffen! Ihre Liebe war stärker als seine Verstellungskunst gewesen!

So wenig wie er je aufgehört hat sie zu lieben, ebenso wenig sie ihn.

Als sie Hugo von Laufen heiratete, der Faun mehr als das Schwert, das er im Kampfe mi

ihrem verräterischen Verlobten Kreuzte, sein eigen nannte, hatte Ottmar in diesem Schritte den Beweis erblickt, daß sie ihren Liebeskummer überwunden habe und daß der Zweck seines abgefeymten Fastnachts-spieles, sie von ihm selber frei zu machen, völlig erreicht sei. Das war ein bitterer Trost. Es war aber, was er gewollt hatte, und er war tapfer genug, es als einen Triumph zu genießen.

Nur ein Gedanke hatte ihn damals beunruhigt und ihm zugleich geschmeichelt: ob vielleicht in dieser Zeit etwas von ihrer Liebe zu ihm in seltsamer Verkleidung verborgen läge, und zwar als Trost, der ihm zeigen sollte, daß sie seiner nicht mehr bedürfe? Nein, das war es nicht gewesen, das fühlte er jetzt. Nunmehr stellte sich aber eine neue Ahnung ein. Wäre es wohl doch am Ende möglich, daß die Liebe zu ihm bei diesem Ehebunde mitgewirkt habe, nicht freilich als Trost verkleidet, wohl aber in Gehorsam verhüllt? Daß sie so gehandelt hatte, wie er wünschte, daß sie handeln sollte? Sie wollte — ihm das Spiel nicht verderben! — lauteten ihre Worte. Wie, wenn nun ihre Ehe der letzte große Trumpf wäre, womit sie eben dies Spiel zu seinem Vorteil entschied?

Wenn es so war, dann hatte die Geliebte nicht aus Trost einen Anderen geheiratet — was alltäglich und landläufig war, die leichte Zuflucht kleiner Jungfernseelen — nein, hier war etwas Unerhörtes — heroisches geschehen! In liebevollem Verständnis seines Willens, mit dem zartfühlenden Wunsche, von allem Selbstvorwurf zu befreien, hatte sie

die letzte Hand an seinen sinnreich geplanten Trugbau gelegt. Ja, sie hatte wirklich, nicht nur etwa „sozusagen“, aus Liebe zu ihm einen Anderen gehehlicht. Diese Vorstellung hat in ihrer verwegenen Widersinnigkeit etwas so Anziehendes für seinen spitzfindigen und grübelnden Verstand, daß sie trotz ihrer Neuheit sofort ein vertrautes Antlitz zeigt. Sie spricht ihn unmittelbar an mit ihrem Tertullianischen „Prorsus credibile, quia ineptum, quia impossibile certum“.\*)

Allerdings, Lines ist gewiß: dieses Weib hat ihn gedemütigt. Sein ganzer schlauer Plan scheiterte an ihrer klugen Liebe. Aber darin staß wiederum ein Paradoxon, das ihn mehr und mehr bezaubert; je länger er es betrachtet, um so mehr ist es nach seinem Geschmack. Er hat eine Demütigung erlitten, gewiß. Was hat er aber bezweckt? Daß Renata aller Demütigung entgehen möchte. Und hat er nicht gerade dadurch, daß sie ihn demütigte, dies Ziel in allervollkommenstem Maße erreicht? Ja, dann war er ja gerade nicht gedemütigt worden. Dies war das Paradoxon!

Er spielt mit diesen Gedanken wie ein Marktgaukler mit seinen Kugeln.

Ein Lächeln umflattert seine Lippen, und ein fast glucksendes Lachen klingt in seiner Stimme, als er vor sich hinmurmelt: — „tunc bene navigavi cum naufragium feci“.\*\*) Und inzwischen gewinnt der eine Gedanke die Oberhand: — „Sie liebt

\*) Es ist glaubhaft, weil töricht, gewiß, weil unmöglich

\*\*) Da machte ich gute Schiffahrt, als ich Schiffbruch erlitt

mich! Keinen Augenblick hat sie aufgehört mich zu lieben!“

Dieser Gedanke ist überall. Der ganze weite Himmelsraum scheint ebenso davon erfüllt zu sein wie von dem einformig schwingenden Insektensummen.

Als er den Kopf wieder erhebt, ist er nicht mehr allein.

Schritte im Grase sind es, die ihn zum Aufblicken veranlassen. Aber Renata ist nicht zurückgekehrt.

Draußen vor der Laube steht sein Samulus.

Ein schwarzer Schatten im Sonnenlichte.

Vincentius hat den Kopf zu ehrerbietigem Grusse geneigt. Das Gesicht ist nur als ein unregelmäßiges, gelbweißes Dreieck sichtbar — als ob die Luchsfarbe hier das Pergament nicht gedeckt hätte.

Von dem Kleinen weißen Fleck im großen schwarzen Kommt eine weiche Stimme:

„Euer Hochwürden haben eine lange Unterredung mit der Rittersfrau gehabt. Ist's erlaubt zu fragen, ob Euer Hochwürden dadurch dem Zweck dieses Besuches schon näher gerückt sind?“

Bischof Ottmar richtet seinen Blick auf den Kleinen weißen Fleck, von dem die Stimme ausgeht — einen leeren Blick, in welchem Schatten der Verwunderung und des Nichtverstehens schweben. Längst schon hat sich der Fleck zu einem wohlgeformten, wenn auch etwas scharfen Gesicht umgewandelt, bevor ein verstehendes Lächeln in diesem Blick aufleuchtet. Das Lächeln ist voll paradoxer und onischer Laune. Es wäre keineswegs schmeichlerhaft für den Frager, wenn es ihm gegolten hätte.

Es haftet jedoch nirgends, und wenn es den großen schwarzen Fleck mitnimmt, geschieht das nur, weil es eben das Ganze umfaßt.

„Der Zweck meines Besuches?“ Es dauert eine Weile, bevor Bischof Ottmar aus den Gefühls-höhen, in denen er schwebte, endlich zum staubigen Fußboden der Bischofs-Kanzlei, auf dem er für gewöhnlich mit seinem Samulus verhandelt, zurück-kehren kann, und zwar so endgültig zurückkehren, daß diese Worte sich mehr als nur äußerliches Ge-hör verschaffen können.

„Mein Zweck —?“ Ja, so ist es! Der Fleck draußen hat recht: — er hat einen Zweck hier; und im Lichte jenes Gespräches, dessen warme, bewegte Worte noch in seinem Herzen widerhallen, ist der Gedanke, daß er sich hier eigentlich in der Eigen-schaft eines Katechisators, um nicht zu sagen eines Inquisitors befindet, eine Vorstellung, die seinen Sinn für Widerspruch ungemein ligelt.

Von mehr als einer Seite waren nämlich Ver-dächtigungen gegen Frau von Laufen-Langenstein laut geworden: — sie hege kegerische Anschauungen, gehöre einer verbotenen Sekte an, ja, ginge mit Plänen um, die eine große Gefahr für die Rech-tgläubigkeit und für die heilige Sache der Kirche im ganzen Lande bedeuteten.

Zwar hatte Ottmar in seinem Allerheiligsten des Regensburger Palastes ob solcher Unschuldigun-gen die Achseln gezuckt; jedoch nur um bald danach in seiner Kanzlei die Miene des Großinquisitors aufzusetzen und zu erklären, dies sei eine ernste

Sache, die er von Grund aus untersuchen müsse. Um dies jedoch ohne Aufsehen tun zu können, beabsichtige er, eine Visitationsreise zu unternehmen. Diese sei nun so zu legen, daß sie ihn gleich anfangs nach Langenstein führe. Er hoffe zuversichtlich, daß die dort wohnende Edeldame sich von allem Verdacht werde reinigen können; sei sie doch die Enkelin eines frommen Kreuzritters, der rühmlich an dem letzten Kampf um das heilige Grab betheiliget war. Um jedoch seiner Umgebung zu zeigen, daß er keineswegs gesonnen sei, der Kezergefahr gegenüber ein Auge zuzudrücken, führte er sofort eine Maßregel aus, die er schon längere Zeit erwogen hatte. Er ließ jene Bekanntmachung anschlagen, die eine hohe Belohnung auf die Gefangennahme des ‚großen Gottesfreundes‘ aussetzte. Denn auch das Gerücht lag in der Luft, daß dieser Erzkezer, der um so gefürchteter war, weil niemand etwas Rechtes von ihm wußte, sich auf einer apostolischen Wanderung befinde, um die geheimen Gemeinden in Süddeutschland und besonders, wie man glaubte, in Franken zu besuchen . . .

Geduldig wartet der Samulus auf Antwort. Er ist daran gewöhnt, daß sein hoher Vorgesetzter bisweilen recht zerstreut ist. Bei dieser Gelegenheit peinigt ihn freilich die Angst, daß er durch seine unberufene Frage seinen Herrn vor den Kopf gestoßen habe. Bald beruhigt ihn jedoch das launige, keineswegs grimmige Lächeln, das die Lippen Seiner Würden umspielt und auch nicht verläßt, als sich nun endlich bewegen.

„Vincentius, Ihr seid ein junger Mann, allerdings im Besitze sehr brauchbarer Fähigkeiten, immerhin aber noch ein zu grüner Baum, um Früchte zu tragen, die nicht im Handumdrehen reifen. Wollte ich auf solche Weise mit der Tür ins Haus fallen, dann ist es sehr unwahrscheinlich, daß ich die Wahrheit ans Tageslicht fördern würde; eher dürfte ich sie wohl bis in das tiefste Kellerloch verschwehen. Deshalb bin ich nicht nach Langenstein aufgebrochen. Warum dann nicht ruhig in Regensburg bleiben und die Dame vor mein Tribunal laden? Nein, nein, mein Lieber! Diese Sache will Weile haben. Das Gespräch, das ich hier mit Frau von Laufen führte, ist höchstens als ein Exordium zu betrachten.“

Vincentius neigt den Kopf, dankbar für die erteilte Belehrung.

Allein obwohl eine fast unmerkliche Handbewegung und der abgewandte Blick andeuten, daß der Bischof das Gespräch als beendet ansieht, bleibt er stehen und räuspert sich — mehr ein aufdringliches als ein bescheidenes Räuspern.

Bischof Ottmar blickt — nicht gerade einladend — auf: —

„Nun?“

„Nämlich, ich glaube — mit Erlaubnis Eurer Hochwürden glaub' ich etwas entdeckt, eine Spur gefunden zu haben, die vielleicht weit führen könnte.“

Die Kräftigen, geradlinigen Brauen des Bischofs heben sich bogenförmig — ob vor Bewunderung

für den Scharfsinn des jungen Mannes, oder vor Mißbilligung, weil dieser auf eigene Faust handelt, oder einfach vor Ungeduld — ist nicht zu unterscheiden.

„Luer Hochwürden werden entschuldigen, wenn meine einleitende Bemerkung vielleicht etwas eitel klingt. Ich konnte nämlich bei meiner Ankunft gestern bemerken, daß die junge Dame, namens Gertrud, wenn ich recht verstand, eine Schwester des verstorbenen Gemahls der Burgfrau — —“

„Ja!“

„— daß ihre Aufmerksamkeit mit einer gewissen Anteilnahme, sogar mit Gefallen an meiner geringen Person haftete — — unzweifelhaft eine Folge des einsamen Lebens in einer solchen Burg — —“

„Unzweifelhaft!“

Der Samulus räuspert sich, etwas überwältigt durch die Bereitwilligkeit, womit der Meister die seelenkundige Erklärung dieses Wunders gutheißt.

„Da nun solche Dinge, an sich sehr unbedeutend, bisweilen zu wichtigen Aufklärungen führen, werden Luer Hochwürden es gewiß billigen, wenn ich den Entschluß faßte, diesen Umstand zu benützen und dem gnädigen Ritterfräulein meine Zuldigung zu Säßen zu legen.“

Bischof Ottmar sieht nicht aus, als ob er etwas billige.

„— Und ich darf sagen, daß schon mein erster Schritt vom Glück gekrönt wurde.“

„Gm —“



„Es gelang mir, Fräulein Gertrud zwischen Keller und Speisegewölbe abzufangen. Obwohl sie recht beschäftigt und eilig tat, ließ sie sich willig genug zu einem Gespräche verlocken, in dessen Verlaufe sie mit ihrer Kenntnis der lateinischen Sprache ein wenig groß tat. Nun stellte ich mich an, als ob ich einigen Zweifel rücksichtlich der Tiefe solcher Gelehrsamkeit hege; und um scherzhafterweise das Fräulein zu examinieren, nahm ich ein Büchlein hervor, das ich bei mir trug und das kein anderes war als Vulgata, Novum Testamentum. Ich habe nämlich die Gewohnheit, vereinzelte müßige halbe Stunden zum Studium dieses Buches zu benutzen, weil ja die Keher ganz besonders aus diesem Quell schöpfen.“

„Ein gut erwählter Lesestoff und ein trefflicher Beweggrund.“

Vincentius neigt den Kopf, für das ihm zugeheilte Lob dankend.

„Die Stelle, die ich aufschlug — es war in den Episteln — übersezte sie ganz nett; an einem Punkte jedoch wollte ich ihre Verdeutschung nicht gelten lassen. Sie ereiferte sich und behauptete, sie könne mir beweisen, daß sie recht habe. — „Und wie würdet Ihr das wohl beweisen?“ — fragte ich mit einer Verwunderung, die nicht ohne die frohe Erwartung war, es könne nunmehr wohl etwas Wichtiges an den Tag kommen. Statt aller Antwort sprang sie die Treppe hinan, wohl nach ihrer Kammer, und lehrte sogleich, eine kleine Schrift in der Hand, zurück. Und was für eine Schrift meint

Ihr wohl, daß es war? Die Episteln Sankt Pauli in deutscher Sprache.“

Die Züge des Bischofs, die bisher zur Enttäuschung des Samulus nur eine recht mäßige Teilnahme bezeugen, werden jetzt plötzlich von einem ernstern, ja fast bestürzten Ausdruck überschattet.

„In deutscher Sprache, Euer Hochwürden.“

Eine kleine Weile verstreicht, ehe sich die Lippen seines Herrn und Meisters bewegen.

„Es ist gewiß nicht zu billigen, daß das Neue Testament sich in den Händen der Laien befindet, ohne auch nur den Schutz gegen Mißverständnisse der gänzlich Unmündigen zu haben, den die lateinische Sprache doch einigermaßen gewährt.“

„Und ich gebe zu bedenken, daß ein Gerücht wissen will, diese Burg stehe im Begriffe, sich zu einem Beginenhaus umzuwandeln. Ist nun nicht solch ein Sund geeignet, dies Gerücht zu bestätigen?“

„Ich will das nicht leugnen. Doch müßt Ihr wissen, Vincentius, daß ich die Sache dieser Begarden und Beginen keineswegs in einem so schwarzen Lichte sehe, wie die meisten meiner Amtsbrüder. Und was zumal ihre Häuser und Stifte betrifft, so erblicke ich darin nur Asyl für arme und Kranke oder auch nur einsam stehende Menschen, die gemeinsam ein stilles Leben führen wollen. Solche sollte man an der Hand nehmen und sie auf den rechten Weg leiten. Was ich auch hier zu tun genehme, falls die Frau dieser Burg ähnliches im Sinne haben sollte.“

„Euer Hochwürden müssen das am besten verstehen. Aber sonst haben wir doch das Wort eines heiligen Vaters dafür, daß diese Begarden eine pestilenzialische Plage der Christenheit seien.“

„Eines ‚Vaters‘, der seine ‚Heiligkeit‘ dadurch erhielt, daß er seinen Vorgänger auf dem Stuhle Petri vergiftete!“

„Ich habe wohl solches flüstern hören, aber ich meine halt, auch ein Papst hat seine Feinde in diesen bösen Zeiten — —“

„Wohl mögt Ihr dies ‚böse Zeiten‘ nennen, wo die heilige Kirche geteilt ist, und die Gefangenschaft ihrer Oberhäupter mit doppeltem Recht ‚das babylonische Exil‘ genannt wird, weil der päpstliche Hof zu Avignon ein wahres Babel, ein Sammelplatz aller Laster ist, ja wo ein Mann den Thron der Christenheit bestieg, der in seiner Jugend Seeräuber war.“

Vincentius erhebt seine Augen gen Himmel: —

„O über die unerschöpfliche Gnade Gottes und ihre unerforschlichen Wege! Muß uns das nicht an ihn erinnern, der zur rechten Hand des Heilandes gekreuzigt ward und längst mit ihm im Paradiese ist!“

Der Bischof betrachtete seinen Samulus mit einem verwirrenden Blick, voll halbverborgener Verachtung und unverhohlener Bewunderung — beides zu einem Lächeln vereinigt, das Vincentius sehr gut kennt und das er keineswegs mag.

„Vincentius, Ihr könnt Euch Hoffnung machen, die Ritterwürde zu erlangen, wenn nicht bei leben-

digem Leibe so doch im Tode, der hoffentlich noch auf sich warten läßt, dieweil ich für Eure Sähigkeiten noch Verwendung habe.“

„Ich danke Eurer Hochwürden für die gute Meinung. Aber wie versteh' ich das von der Ritterwürde?“

„Wißt Ihr nicht, daß ein Scholastikus das Vorrecht hat, als ein Ritter begraben zu werden? Und wahrlich, Ihr seid ein großer Scholastikus.“

Vincentius neigt den Kopf, wie es sich bei solcher Gelegenheit geziemt. Vielleicht doch hauptsächlich, um sein Gesicht zu verbergen. Es hat Röte in den gewöhnlich so blassen Wangen bekommen und ein Lächeln um die dünnen Lippen. Es würde jedoch schwierig zu entscheiden sein, ob der junge Mann sich bis zur Verlegenheit geschmeichelt fühlt oder ob er sich unter dem Stich eines versteckten Stachels krümmt.

„Euer Hochwürden betrachten mich wohl mit zu gütigen Augen. Wenn ich aber mit meinem Bericht fortfahren darf — —“

„Ach, der ist noch nicht zu Ende!“

„Hätte ich nichts Wichtigeres zu berichten als was ich schon die Ehre hatte, Hochwürden zu sagen, dann wäre ich zu der Behauptung kaum berechtigt gewesen, ich hätte eine Spur gefunden, die vielleicht weit führen dürfte.“

„Nun, also!“

„Als ich nun diese wichtige Schrift in der Hand hatte, ließ ich mich durch die offenbare Ungeduld des Mädchens nicht irre machen, sondern blätterte

darin und sah mir besonders das Titelblatt an, das in kräftigen Schriftzügen die Inschrift trug: „An Hugos Schwester, von ihrem und Gottes Freunde.“

Bischof Ortmar ist gewohnt, seine Gesichtszüge zu beherrschen. Ein plötzlicher Ruck der Mundwinkel und ein Aufblitzen der Augen zeigt jedoch dem jungen Manne, daß diese Worte seinen Herrn nicht gleichgültig lassen.

„Also als ‚Gottesfreund‘ bezeichnet sich der Geber, offenbar ein Freund des verstorbenen Herrn von Laufen-Langenstein. Sollten wir hier nicht unvermutet auf die Fußstapfen des Erzkegers gestoßen sein, auf dessen Kopf Hochwürden einen Preis setzen?“

Der Bischof lächelt — etwas geringschätzig.

„Die Hoffnung dürfte etwas voreilig sein. Unzählige nennen sich Gottesfreunde. Ich sehe darin keinen Grund, daß dieser gerade der sogenannte ‚große‘ sein sollte.“

„Nicht? Ich glaube doch einen zu sehen. Euer Hochwürden werden nicht vergessen haben, daß unter den verschiedenen Verdächtigungen, die gegen Frau von Laufen eingingen, auch die war, sie stehe in heimlicher Verbindung mit dem Erzkeger.“

„Ein Gerücht, worauf ich nicht das Geringste gebe. Was ihren verstorbenen Gemahl betrifft, so habe ich Hugo von Laufen in jungen Jahren gut gekannt. Er war eine offene, fröhliche Natur, ein Mann für Wald und Haide, keineswegs gehörte er zu den Leuten, die leicht eine Beute solcher Wandersapostel werden.“

„Könnte es sich aber nicht um eine Jugendbekanntschaft handeln? Solche werden oft durch äußere Umstände zwischen recht verschiedenartigen Naturen geschlossen und sind sehr dauerhaft. In diesem Falle wäre es wohl möglich, daß jener Unbekannte hier eine Spur hinterlassen hätte. Die ganze Sache scheint mir aber, mit Verlaub Eurer Hochwürden, von solcher Wichtigkeit zu sein, daß man auch das scheinbar Geringfügigste nicht aus dem Auge lassen sollte.“

Vincentius räuspert sich, der Bedeutung seiner Ausführung bescheiden bewußt, und tritt einen Schritt näher, mit der Miene eines Kanzlers, der seinem Herrscher Vortrag hält.

„Euer Hochwürden wissen, daß der Papst zwei Inquisitoren nach Deutschland schickt; vielleicht sind sie jetzt schon auf dem Weg über die Alpen. Seine Kaiserliche Majestät hat, wie ich gestern unterwegs hörte, an alle Obrigkeiten einen Erlaß gerichtet, daß sie in jeder Beziehung den Inquisitoren bei ihrer schwierigen Aufgabe, die Kezerei im Reiche auszurotten, behilflich sein sollen. Wenn es Euch nun gelänge, noch bevor die päpstlichen Inquisitoren ihre Wirksamkeit eröffnen, diesen geheimnisvollen Hauptkezer gefangen zu nehmen und abzuurteilen, dann wäre dies eine große Tat, die Euch die Kirche hoch anrechnen würde. Ja, ich stehe nicht an zu sagen, es würde ein mächtiger Schritt vorwärts sein auf dem Wege, der einen Mann von Euren Gaben und rer Tatkraft weit und hoch führen muß. Sogar Kardinalshut wäre nur die geringere Aussicht

am Ziele dieses Weges. Denn mich sollte es nicht wundernehmen, wenn durch Euch die Hoffnung in Erfüllung ginge, daß die Tiara wieder einmal ein deutsches Haupt krönt.“

Wenn der Samulus der Eitelkeit seines Herrn hat schmeicheln wollen, scheint er sich verrechnet zu haben. Unter gerunzelten Brauen blüht ein zorniger Blick seinem eigenen lächelnden entgegen, und eine barsche Stimme weist ihn zurecht: —

„Meint Ihr, solche weltliche Beweggründe, Ehrgeiz und Machtgier, seien meine Triebfedern, wenn ich mich endlich entschliefse, gegen einen gefährlichen Keger einzuschreiten? Glaubt Ihr, ich will meinen Purpur mit Kegerblut färben?“

„Gott behüte! Ihr mißverstehet meine Worte, die vielleicht schlecht gewählt waren. Weiß doch niemand besser als Euer Samulus, daß, wenn Ihr nach der höchsten Kirchenwürde strebt, es nur geschieht, um das Übel, worüber Ihr plagt, zu beseitigen, der babylonischen Gefangenschaft ein Ende zu bereiten, das Getrennte zu vereinigen, Zucht und heilige Ordnung wieder herzustellen und wie ein zweiter Sildebrand wieder eine goldene Ara heraufzubeschwören.“

„Ja, ja — genug dieses unziemlichen Geredes, wie gut es auch gemeint sei! Dessen aber könnt Ihr gewiß sein, daß ich nichts unbeachtet lassen will, was zur Festnahme des großen Kegers führt. Denn er gehört den Brüdern des freien Geistes an, und der Gott, dessen Freund er sich nennt, ist somit kein anderer als der alte heid:

nische Pan, und seine Geheimlehre ist eine Verherrlichung, ja Vergöttlichung aller Gelüste des Fleisches, weshalb ich denn auch geschworen habe, daß, falls er sich auf mein Gebiet wagt, es sein letzter Gang sein soll . . . Gibr's noch mehr?“

„Nur dies: Wenn Luer Hochwürden nicht gerade jetzt meiner Dienste bedürfen, möchte ich um Erlaubnis bitten, nach Langenstein hinuntergehen zu dürfen, um zu sehen, ob das Pferd sein Lahmen überstanden hat.“

„Das ist recht wohl bedacht, denn es ist allerdings wünschenswert, daß das Tier bald wieder gebrauchsfähig wird. Zwar zweifle ich nicht, daß der Burgstall Luch beritten machen kann; aber Ihr seid nun einmal an den Schimmel gewöhnt, der ein ruhiges Tier ist und auch sonst gar nicht zum Stolpern geneigt, wenn man nicht sitzt und ößt und ihm die Zügel über den Kamm hängen läßt, was ein Reiter eben nicht darf. Wenn man reitet, dann reitet man. . . . Es ist Mittag jetzt. Nach der Mahlzeit habt Ihr Lure Freiheit.“ —

Ein Befreiungsseufzer hebt und senkt die Brust Ottmars, als der schwarze Schatten aus dem Sonnenlicht entschwunden ist und sein Blick ungehindert auf dem grünen Grasteppich ausruhen kann, über den das Laubnetz der Obstbäume sein unregelmäßiges Muster goldener Kreisgruppen breitet.



am Ziele dieses Weges. Denn mich sollte es nicht wundernehmen, wenn durch Euch die Hoffnung in Erfüllung ginge, daß die Tiara wieder einmal ein deutsches Haupt krönt.“

Wenn der Samulus der Eitelkeit seines Herrn hat schmeicheln wollen, scheint er sich verrechnet zu haben. Unter gerunzelten Brauen blizt ein zorniger Blick seinem eigenen lächelnden entgegen, und eine barsche Stimme weist ihn zurecht: —

„Meint Ihr, solche weltliche Beweggründe, Ehrgeiz und Machtgier, seien meine Triebfedern, wenn ich mich endlich entschliefte, gegen einen gefährlichen Keger einzuschreiten? Glaubt Ihr, ich will meinen Purpur mit Kegerblut färben?“

„Gott behüte! Ihr mißverstehet meine Worte, die vielleicht schlecht gewählt waren. Weiß doch niemand besser als Euer Samulus, daß, wenn Ihr nach der höchsten Kirchenwürde strebt, es nur geschieht, um das Übel, worüber Ihr flagt, zu beseitigen, der babylonischen Gefangenschaft ein Ende zu bereiten, das Getrennte zu vereinigen, Zucht und heilige Ordnung wieder herzustellen und wie ein zweiter Hildebrand wieder eine goldene Ara heraufzubeschwören.“

„Ja, ja — genug dieses unziemlichen Geredes, wie gut es auch gemeint sei! Dessen aber könnt Ihr gewiß sein, daß ich nichts unbeachtet lassen will, was zur Festnahme des großen Kegers führt. Denn er gehört den Brüdern des freien Geistes an, und der Gott, dessen Freund er sich nennt, ist somit kein anderer als der alte held:

nische Pan, und seine Geheimlehre ist eine Verherrlichung, ja Vergöttlichung aller Gelüste des Fleisches, weshalb ich denn auch geschworen habe, daß, falls er sich auf mein Gebiet wagt, es sein letzter Gang sein soll . . . Gibr's noch mehr?“

„Nur dies: Wenn Luer Hochwürden nicht gerade jetzt meiner Dienste bedürfen, möchte ich um Erlaubnis bitten, nach Langenstein hinuntergehen zu dürfen, um zu sehen, ob das Pferd sein Lahmen überstanden hat.“

„Das ist recht wohl bedacht, denn es ist allerdings wünschenswert, daß das Tier bald wieder gebrauchsfähig wird. Zwar zweifle ich nicht, daß der Burgstall Luch beritten machen kann; aber Ihr seid nun einmal an den Schimmel gewöhnt, der ein ruhiges Tier ist und auch sonst gar nicht zum Stolpern geneigt, wenn man nicht sitzt und döst und ihm die Zügel über den Kamm hängen läßt, was ein Reiter eben nicht darf. Wenn man reitet, dann reitet man. . . . Es ist Mittag jetzt. Nach der Mahlzeit habt Ihr Lure Freiheit.“ —

Ein Befreiungsseufzer hebt und senkt die Brust Ottmars, als der schwarze Schatten aus dem Sonnenlicht entschwunden ist und sein Blick ungehindert auf dem grünen Grasteppich ausruhen kann, über den das Laubneg der Obstbäume sein unregelmäßiges Muster goldener Kreisgruppen breitet.

### Drittes Kapitel.

#### Selbstgespräche auf der Brücke und in der 'Stadtstube'.

Leichfüßig und unternehmungslustig eilt Vincentius den steinigen, wurzeldurchflochtenen Fußpfad hinab, der die Windungen des Weges abkürzt.

In seinem Kopfe wimmelt's und summt's wie in einem Bienenkorbe, wenn das Schwärmen angeht.

„Es sollte mich wundern, wenn der Schimmel beim Stolpern mir nicht einen besseren Dienst leistete, als je ein Freund tun konnte. Hätte es sich nicht ereignet, dann wäre ich spornstreichs über die Brücke geritten, ohne den Wirt im goldenen Stierkopf kennen zu lernen und ohne Veranlassung zu haben, ihn jetzt wieder zu besuchen. Er gefiel mir sofort, und was die edle Burgfrau gestern sagte, zeigt mir, daß ich in ihm tatsächlich eine wertvolle Bekanntschaft gemacht habe. Gerade von solchen Leuten bekommt man was zu wissen, insbesondere über die Herrschaft, die sie weggejagt hat. Hat sie im Keller ein Faß, das vor allen andern dicht und wohl verpicht sein muß, dann wird es gewiß bei dem Spund herausfickern.“

„Sicher gibt es hier Verschiedenes, worüber es gilt, Klar zu werden. Ei, habe ich gestern Abend die Ohren gespitzt, wie der Bischof kaum zur Thür herein ist, als er als alter Hausfreund angesprochen wird und selber so spricht. Die edle Rittersfrau will ihn im Gemach ihres Vaters behausen u

meine Wenigkeit in der ‚fünfeckigen Kammer‘, und Seine Hochwürden zieht es vor, in seiner alten Turmkammer zu übernachten, um vor dem Einschlafen gemüthvolle Mondscheinerinnerungen mit dem Kalvarienberg auszutauschen. Und ich ahnte gar nicht, daß er je schon seinen Fuß über diese Schwelle gesetzt hatte! Er ist also in seinen jungen Tagen hier zu Hause gewesen — offenbar bevor Herr Hugo hier einzog, und diesen hat er auch ‚sehr gut‘ gekannt. Und die Witwe ist jetzt eine hübsche Frau, wenn auch nicht nach meinem Geschmack; als junges Mädchen war sie gewiß reizend. Ich möchte wohl wissen, was die beiden einander sagten in dem langen Gespräch in der Laube, das freilich ‚höchstens als ein Exordium‘ zu betrachten ist! Er ließ mich nur deshalb so willig laufen, um mich los zu sein und freie Hand zu haben, wieder allein mit ihr zu sprechen; und die Besorgung im Elisabethinerinnenhause gab er mir nur, damit meine Abwesenheit umso länger dauere.

„Nun, glücklicherweise bin ich ja auf dem Wege — au! verflucht holperiger Weg, muß ich sagen, man muß auf seine Gedanken achten, daß sie dem Fuße nicht zu weit vorausseilen — auf dem Wege nach meinem Quell, der ein Bierfaß ist. Was übrigens die letzten feinen Rätsel angeht, so vertrau‘ ich mehr darauf, meinen Durst dort oben an meiner kleinen frischen Burgquelle löschten zu können.

„Ja wahrlich, wenn der Wirt ein Singer der Vorung ist — ein fetter, schmieriger Singer —, dann Sräulein Gertrud eine ganze Handreichung, und

zwar eine, die, richtig benutzt, Linnen ein gutes Stück in die Höhe bringen kann. Ich wäre ein Narr, wenn ich nicht auch diese Seite in Betracht zöge. Sollte es gelingen, die Gestrenge dort oben böser Kezerei zu überführen, so muß sie in einem Kloster für den Rest ihres Lebens Buße tun. Wir wollen sie nicht auf dem Maidplatz in Regensburg verbrennen lassen; das wird wohl der Bischof um alter Bekanntschaft willen zu verhindern wissen, und es wäre auch schade; denn alsdann würde die schöne Burg der Kirche zufallen. Muß sie aber ins Kloster gehen, dann ist das nette Mädchen, das seine Augen auf mich warf, offenbar die Erbin . . . So, nun ist man glücklich unten angekommen, ohne sich den Fuß zu verstauchen.'

Mit Wohlbehagen fühlt er die Bretter der Brücke unter seinen Sohlen federn. Dort vorn blinzelt ihm das Gasthofschild schon seinen Gruß entgegen.

Mitten auf der Brücke bleibt er jedoch stehen und blickt nach der Burg hinauf, die seine dreisten Träume schon in Besitz genommen haben.

Das Wasser, das still und glasblank unter ihm hinsießt, wirbelt und braust dort vorne, wo ein Teil des Burgfelsens gleich einem Strebepfeiler in den Fluß hineintritt, um oben seine fast senkrechte Linie mit einem erkerartigen Ausbau der Burgkemenate fortzusetzen. Dort oben unterbricht ein Fenster die graue Einförmigkeit von Fels und Mauer.

Jenes Fenster könnte ganz wohl der Stube angehören, in der ich gestern empfangen wurde. Sie muß ja nach Westen blicken; ich sehe noch, wie

dunkel die Burgfrau gegen den Abendhimmel stand. Und das Brausen der Stromschnellen drang herauf. Ja, gewiß ist es das Fenster.

„Es steht jetzt jemand dort oben. Vielleicht Gräulein Gertrud — vielleicht sieht sie mir nach und hat meinen Weg mit ihren schönen schwarzen Augen verfolgt. O ja, sie ist mir gewogen, und ich ihr auch.“

„Wenn es nicht die Burgfrau ist mit ihrem bösen Blick. Den hat sie gewiß, und sie ist wahrscheinlich eine Hexe. Das dachte ich mir sofort, als die Kleine damit herausplagte, ihre Schwägerin fürchte sich nicht vor der Seuche. Dann glaub' ich's wohl. Der Teufel schützt die Seinigen. Gut, daß ich mich sofort ungesehen bekreuzigen konnte — von wegen des Blickes. . . Am Ende ist es aber nur der Tölpel von einem Hausmeier. Der aber, na, wenn er nicht den bösen Blick hat, so schießt er doch wie eine Dogge, die Einem an die Kehle springen will.“

Ihn schaudert.

Der Gedanke, daß jemand dort oben steht und hinunterblickt, verursacht ihm Schwindel. Er kann sich der Vorstellung nicht erwehren, daß die Person dort oben schwindlig wird und zum Fenster hinausstürzt. Ja, seine Einbildungskraft muß dem fallenden Körper folgen: dort halbwegs hinunter würde er entlang des steinernen Kammes scheuern, dessen violetter Schatten sich so scharf auf die Felswand zeichnet . . . dort, weiter unten, würde die verkrüppelte Zwergkieser mit ihren Nadelbüscheln über ihn hinwegfegen . . . und jetzt — jetzt würde er ins Wasser hinunterplatschen!

Es ist tief dort in der Krümmung, wo der Strom jahrhundertlang eine Höhle in den schwarzgrauen Stein hineingewühlt hat.

Mit einem Gefühl der Übelkeit wendet sich Vincenzius ab und eilt über die steinerne Hälfte der Brücke.

„Ich will ein Eisengitter vor das Fenster setzen lassen, sollte ich je dort oben gebieten“, murmelt er, während er durch den Kastanienschatten nach dem niedrigen Sachwerkbau hinüberkreuzt, in dessen Torwölbung der Wirt mit tiefem Bückling den schon längst erspähten Gast begrüßt.

---

Die erste Vermutung des eiteln jungen Mannes hat ins Schwarze getroffen. Es ist Gertrud, die dort oben steht.

Sie hat vernommen, daß der Samulus gleich nach dem Mittagmahle nach der Stadt hinuntergehen soll, um im goldenen Stierkopf zu erfahren, wie es seinem Pferde gehe, worauf er sich in das Elisabethinerinnenhaus zu begeben habe, um dort der Vorsteherin eine Anweisung des Bischofs zu überbringen.

Sofort leuchtete ihr die Notwendigkeit ein, in die ‚Stadtstube‘ hinaufzusteigen, so genannt, weil sie der einzige Raum ist, von wo aus man die Stadt sehen kann. Sie muß durchaus nach der gestrigen so plötzlich unterbrochenen Arbeit dort oben aufräumen. Es dürfe noch Verschiedenes von leinenen und wollenen Sachen umherliegen.

Wie sie nun hinaufkam, fand sie die Unordnung geringer, als sie erwartet hatte. Gingegen stand

das Fenster noch offen, ein böses Versäumnis. Wenn nun in der Nacht ein Gewitter gekommen wäre, was bei dieser Schwüle leicht möglich ist!

In solcher Erwägung blieb sie am offenen Fenster stehen, wobei ihr Blick zufällig an dem Punkte haftete, wo der Fußsteig zum erstenmal zwischen Gebüsch und Felsstücken sichtbar wird.

Dort erscheint alsbald eine wohlbekannte, schwächliche, schwarze Gestalt. Freilich nur, um sehr schnell wieder zu verschwinden. Es gibt aber noch viele Stellen, an denen der Wanderer wieder zum Vorschein kommen muß. Mit dem bißchen Arbeit kann sie warten. So bleibt sie noch immer am Fenster stehen.

„Dort geht Lener, der mir gut ist. O, er würde für mich durchs Feuer gehen, wie dort durchs grüne Gebüsch. Das sehe ich in seinem Blick, ich höre es aus seiner lieblichen Stimme, wenn er auch von etwas ganz anderem spricht. Wie könnte er auch davon sprechen? Zwar gehört er nicht zum Klerus. Gott sei Dank! Er hat gewiß noch nicht das Zölibatsgelübde abgelegt und hat es wohl auch nicht im Sinne. Er ist aber doch halb im Dienste der Kirche und etwas scheu, wie's sich geziemt. Als ich ihm wie von ungefähr im Gange begegnete, als er unten gewesen war, um den Leuten des Bischofs Anweisungen zu geben, und zurück auf seine Kammer wollte — (er sieht aus, als ob er viel zu viel in seinen vier Wänden säße und schriebe) — weiß Gott, er wußte kaum, ob er mich anreden durfte. . . Hätte ich ihn nicht ein wenig aufgemuntert, er wäre mit einem



flüchtigen Grusse weitergelaufen, obwohl er eigentlich gern bleiben wollte . . . Es war nicht richtig von mir, ihm die deutschen Episteln zu zeigen, noch dazu das Buch, das mir der Meister selber geschenkt. Aber das wird er ja unmöglich erraten, wenn er auch die Inschrift auf dem Titelblatte sah, die ich in meinem Eifer gänzlich vergessen hatte. Ich hatte recht, und mittelst des Buches konnte ich es ihm beweisen. Es wäre doch zu viel von mir verlangt, es nicht zu tun. Aber wie gut, daß Renata nichts weiß, denn vielleicht ist es wirklich tadelnswert. Und doch — was sollte es schaden können? Er wird gewiß nichts weitersagen, was mir irgendwie bedrohlich ist. Im Gegenteil. Ich bin überzeugt, daß der Himmel ihn zu unserer Rettung geschickt hat. Das war mein erster Gedanke, wie ich ihn sah. Und da wußte ich noch gar nicht, daß Bischof Ottmar käme. . . .

„Dort ist er wieder unten auf der Blöße. Wie Klein! Aber ich glaube sicher, ich würde ihn erkennen, selbst wenn ich nicht wüßte, daß er unterwegs ist. Wie sonderbar: gestern um diese Zeit, ja noch viel später, ahnte ich nicht, daß es einen Vincentius gibt! Das ist ein ganz unfaßbarer Gedanke! Vincentius — ein herrlicher Name! Ich habe noch keinen gekannt, der so hieß . . . Er ist schon wieder verschwunden. Aber bald wird er auf der Brücke zum Vorschein kommen.

„Den Bischof haß' ich. Ich weiß wohl, es ist nicht christlich, einen Menschen zu hassen, aber ich habe guten Grund dazu. Er ist der Mörder meines

Bruders. Der Sturz mit dem Pferde hätte seinen Tod nicht herbeigeführt, wäre nicht jene alte Wunde aufgebrochen. Und das ist noch nicht das Schlimmste. Er besaß die Liebe Kenatas, die mein Bruder so nötig hatte und so wohl verdiente. Ich war damals in der Fastenzeit zu Regensburg erst elf Jahre alt, als sie mit Ottmar verlobt war, aber ich sah wohl, wie der arme Hugo vor Gram hinsiechte. Jedesmal wenn wir sie nur von fern erblickten, war es, als hätte er Gift in den Sestwein bekommen. Mir gegenüber dachte er ja nicht daran, sein Gesicht in Sestfalten zu legen; meinte er doch, so eine kleine Gans könne nichts verstehen. Aber ich verstand alles sehr gut und weinte jede Nacht und bat Gott, er möge ihn von dieser Seuche seines Herzens heilen. Auch besinne ich mich, als ob es gestern sei, wie wir Ottmar zum erstenmal mit jener Adalgunde von Seuchtwangen zusammensahen, die alle Leute so wunderschön fanden, daß ich mich ob ihres schlechten Geschmacks schämte, — sie lief ja auch später mit einem Sahrenden davon und blieb verschollen; aber einige wollen wissen, sie sei in Avignon am babelschen Papsthof eine große Dame geworden . . . Und dann sein ganzes schimpfliches Betragen! Ich seh' ihn noch vor mir mit seinem frechen Lachen, und ich merkte sehr wohl, daß von der Stunde an Hugo Mut faßte und dachte, seine Zeit würde kommen. Die kam denn auch; er gewann Kenatas Hand und was noch von ihrem Herzen zu gewinnen war. Sie wurde ihm eine gute treue Gattin, aber ihre Liebe konnte sie ihm

nicht geben, die gehörte ihrem untreuen Geliebten und gehört ihm noch; und er kennt seine Macht über sie, das sah ich heute an seinem Blick und seinen Mienen.

„Was will er aber hier? Er ist doch nicht hergekommen, weil ihn seine Rundreise durch den Kirchsprengel in diese Gegend führt und es ihm bequem war, hier zu übernachten! Auch trifft er, Gott sei Dank, keine Anstalten, um in den nächsten Tagen weiter zu reisen. Ja, ich sage ‚Gott sei Dank‘; denn wenn er nicht da wäre, würde mir recht unheimlich zumute sein. Denn mir ist, als ob ein Gewitter in der Luft läge, wie draußen — wenn es auch heute weniger schwül ist als gestern. Wie sollte mir auch sonst zumute sein nach dem, was mir Konrad gestern von dem scheußlichen Wirt Stephan sagte, der mit verleumderischen Reden die Langensteiner gegen uns aufwiegelt! Ich dachte ja auch sofort daran, daß der Bischof wegen dieser Sache ein guter Schutz ist. Er wird dafür sorgen, daß Renaten kein Leid geschieht. Sicherlich könnte nichts Günstigeres geschehen, als daß sein Samulus mir in Liebe zugetan ist. Vincentius ist der Vertraute des Bischofs, er kennt alle seine Gedanken und ist gewiß der Bescheidere von beiden. Vincentius! der Name klingt wahrlich wie der eines Schutzheiligen!

„Dort steht er nun mitten auf der Brücke. Ich glaube, er blickt hier herauf! Ob er wohl sehen kann, daß jemand am Fenster steht? Und ob ihm sein Herz sagt, daß ich es bin und nicht etwa Re-

nata oder jemand vom Gesinde? Wenn es anginge, würde ich mein Tuch nehmen und hinunter winken, aber das geht nimmer an. . . Jetzt geht er weiter. . . Wie sein Spiegelbild durch das Wasser gleitet! ein langer schwarzer Strich, er reicht fast ganz herüber. . . . Jetzt vermischt er sich mit dem gelben Streifen von Stephans Schild, der mir immer so in die Augen sticht — wie sich Gelb und Schwarz vermischen, das Gelb wird doppelt so gelb! . . .'

Nichts mehr zu sehen.

Gertrud schließt das Fenster und wendet sich dem Schranke zu.

Bald aber bleibt sie mit einem Stoß Lavendelduftender Leinwand in den Händen stehen.

Ein paar Stunden werden dahingehen, bevor er zurückkommt. Ich kann hier bald fertig sein, dann nehme ich ein Körbchen und gehe hinunter, um Erdbeeren für das Nachtmahl des Bischofs zu pflücken. Es gibt eine gute Erdbeerstelle mitten zwischen Straße und Fußpfad; von dort aus kann ich beide im Auge behalten. Ich will ein weißes Kleid anziehen, dieses ist so grau wie ein Selsblock. Nicht aus Puzsucht, aber das Weiße leuchtet so weit durch das Laub. Es müßte dann wie mit einem Wunder zugehen, wenn Vincentius nicht hinkäme und mir bei der Arbeit behilflich wäre. Es ist wirklich von größter Wichtigkeit für uns alle, daß ich diese so glücklich angeknüpfte Verbindung aufrechterhalte. Vincentius ist der Schlüssel zur Geheimkammer des Bischofs.'

## Viertes Kapitel.

### In der Bibliothek.

Gleich nach den Stromschnellen biegt der Fluß nach Südost um.

Auf dieser Seite der Burg befindet sich der Kleine Turm, dessen Zimmer Bischof Ottmar in Besitz genommen hat.

Man sieht hier nichts von der Stadt. Durch das eine Fenster fliegt der Blick frei übers offene Land hinaus, dessen Felder von Dörfchen unterbrochen werden. Alles beherrschend erhebt sich hier, unmittelbar jenseits des von einem Stege durchwateten Flusses, der Kalvarienberg. An seinem Abhange, wo überall Felsblöcke hervorbrechen, zupfen Schafe und Ziegen das spärliche Gras. Hier und da stehen alte Eichen, einzeln oder in Gruppen — Reste eines Opferhaines, der im grauen Altertum irgendeinem germanischen Gotte geweiht war. Durch ihre Schatten schlängelt sich der Passionsweg mit den Kleinen, weißen Kapellen seiner Stationen. Oben wird der Gipfel von drei großen Kreuzifixen gekrönt, jedes mit einem breiten Schutzgiebel versehen.

Von dem anderen Fenster sieht man hinüber nach dem Bergwald und hinab in den Garten.

An diesem steht Ottmar. Sein Blick ruht auf der Laube. Rechts davon bewegt sich etwas Weißes. Da geht Gertrud von Lausen nach dem Walde hinüber. Der heiße Nachmittag hat sie ihr graues Werktagskleid mit einem weißen Gewande vertauschen lassen. Es fällt dem Bischof auf, daß die

Strauen in dieser unansehnlichen, fast nonnenhaften Tracht umhergehen. Nicht nur Renata. Bei ihr könnte man es allenfalls auf Rechnung der Wittwenschaft schreiben. Nun, dies junge Mädchen ist also wenigstens nicht damit verwachsen. Er muß an das Gerücht denken, die Gebieterin Langensteins gehöre halb oder ganz der Sekte der Beginnen an, bei der das graue Kleid eine Art Ordensanzug ist.

Darüber muß er lächeln. Solches Wesen scheint ihm wenig zu Renata zu passen, die er als junges frohmütiges Ritterfräulein kannte und die er wegen krankhafter Zweifel verließ — törichterweise um ihres weltlichen Treibens willen verließ. Allerdings, sie ist im Laufe der Jahre ernster geworden — mit einem Ernst, der ihre geistige Gestalt erhöht, ohne ihr etwas von ihrer anmutigen Lieblichkeit zu nehmen. Möglich übrigens auch, daß sie damals mehr Ernst beherbergte, als er in dem Schattenzustande seines Trübsinnes bemerken konnte; ja hat sie es nicht selber angedeutet?

Das Lächeln weilt noch auf seinen Lippen. Der Gegensatz zwischen dem weißen Kleid und dem verdächtigen Beginengrau erinnert ihn an seine Rolle als Inquisitor, in der er sich hierher begeben hat; während doch der wirkliche Charakter, in dem er hier umhergeht, der eines alten Liebhabers ist — ein Gegensatz, der den Sinn Seiner Hochwürden für barocken Humor ungemein anregt.

Ein plötzliches Brauenrunzeln verschluckt das Lächeln.

## Viertes Kapitel.

### In der Bibliothek.

Gleich nach den Stromschnellen biegt der Fluß nach Südost um.

Auf dieser Seite der Burg befindet sich der Kleine Turm, dessen Zimmer Bischof Ottmar in Besitz genommen hat.

Man sieht hier nichts von der Stadt. Durch das eine Fenster fliegt der Blick frei übers offene Land hinaus, dessen Felder von Dörfchen unterbrochen werden. Alles beherrschend erhebt sich hier, unmittelbar jenseits des von einem Stege durchwateten Flusses, der Kalvarienberg. An seinem Abhange, wo überall Felsblöcke hervorbrechen, zupfen Schafe und Ziegen das spärliche Gras. Hier und da stehen alte Eichen, einzeln oder in Gruppen — Reste eines Opferhaines, der im grauen Altertum irgendeinem germanischen Gotte geweiht war. Durch ihre Schatten schlängelt sich der Passionsweg mit den Kleinen, weißen Kapellen seiner Stationen. Oben wird der Gipfel von drei großen Kreuzifixen gekrönt, jedes mit einem breiten Schutzbügel versehen.

Von dem anderen Fenster sieht man hinüber nach dem Bergwald und hinab in den Garten.

An diesem steht Ottmar. Sein Blick ruht auf der Laube. Rechts davon bewegt sich etwas Weißes. Da geht Gertrud von Lausen nach dem Walde hinüber. Der heiße Nachmittag hat sie ihr graues Werktagskleid mit einem weißen Gewande vertauschen lassen. Es fällt dem Bischof auf, daß die

Srauen in dieser unansehnlichen, fast nonnenhaften Tracht umhergehen. Nicht nur Kenata. Bei ihr könnte man es allenfalls auf Rechnung der Wittwenschaft schreiben. Nun, dies junge Mädchen ist also wenigstens nicht damit verwachsen. Er muß an das Gerücht denken, die Gebieterin Langensteins gehöre halb oder ganz der Sekte der Beginnen an, bei der das graue Kleid eine Art Ordensanzug ist.

Darüber muß er lächeln. Solches Wesen scheint ihm wenig zu Kenata zu passen, die er als junges frohmütiges Ritterfräulein kannte und die er wegen krankhafter Zweifel verließ — törichterweise um ihres weltlichen Treibens willen verließ. Allerdings, sie ist im Laufe der Jahre ernster geworden — mit einem Ernst, der ihre geistige Gestalt erhöht, ohne ihr etwas von ihrer anmutigen Lieblichkeit zu nehmen. Möglich übrigens auch, daß sie damals mehr Ernst beherbergte, als er in dem Schattenzustande seines Trübsinnes bemerken konnte; ja hat sie es nicht selber angedeutet?

Das Lächeln weilt noch auf seinen Lippen. Der Gegensatz zwischen dem weißen Kleid und dem verdächtigen Beginengrau erinnert ihn an seine Rolle als Inquisitor, in der er sich hierher begeben hat; während doch der wirkliche Charakter, in dem er hier umhergeht, der eines alten Liebhabers ist — ein Gegensatz, der den Sinn seiner Hochwürden für barocken Humor ungemein anregt.

Ein plötzliches Brauenrunzeln verschucht das Lächeln.



Das weiße Kleid schimmert nur noch durchs Laub herüber und verschwindet dort, wo die hohle Gasse abwärts führt. Gertrud hatte ein Körbchen am Arm. Bischof Ottmar besinnt sich noch sehr wohl, daß die Erdbeeren am dichtesten reifen zwischen der Straße und dem Fußweg nach dem Städtchen. Vincentius ist im Städtchen. Es ist zu wünschen, daß diese beiden sich nicht begegnen — weder zufällig noch unzufällig. Was der junge Mann so selbstzufrieden von der mutmaßlichen Neigung des Ritterfräuleins äußerte, ist weit davon entfernt, Seiner Hochwürden zu gefallen. Überhaupt gefällt es ihm nicht, daß Vincentius in der Burg umhergeht und Späherei auf eigene Faust treibt. Das muß entschieden aufhören. Mit Freuden hat er deshalb seinem Samulus Urlaub für diesen Nachmittag gegeben; er muß aber auf mehrere Tage und in die Ferne weggeschickt werden . . . irgendein Vorwand wird sich finden.

Schon zu wissen, daß Vincentius nicht da ist, gibt ihm ein Gefühl der Freiheit. Auch Gertrud von Laufen wird in den nächsten paar Stunden kaum anwesend sein. Ob wohl Renata aus diesem Gedanken ein ähnliches Freiheitsgefühl schöpft? Jedenfalls begünstigt dieser Umstand in hohem Grade den Wunsch, der ihn während der letzten Stunden ausschließlich in Anspruch nahm: noch ein vertrauliches Gespräch mit ihr zu haben. Würde er nur, wo er sie treffen könnte!

Schon tritt er zur Tür hinaus und steigt, die verschiedenen Möglichkeiten erwägend, zögernd die

Wendeltreppe hinab. Im Garten war sie nicht — so viel hatte er schon gesehen. Wenn nur ihre gastliche Gesinnung sie nicht in die Küche getrieben hat: seines Nachtmahles wegen! dann wären seine Hoffnungen auf diese günstige Stunde vernichtet.

Ihm ist ganz wie in jungen Tagen zumute, als er noch nicht wußte, ob Renata seine Liebe erwidere. Sie war damals so scheu wie ein Reh; es galt ihr scheinbar zufällig zu begegnen und sie zu einem Gespräch unter vier Augen zu bringen, bevor sie es recht merkte.

Ja, die jungen Tage!

Überhaupt fühlt sich Bischof Ottmar so jung. Er weiß selber nicht, weshalb er erröthet. Aus Schamhaftigkeit wegen solches Jungborntrunkes, wozu ein Hochwürden wohl Grund haben mochte? Oder etwa lediglich, weil es zur Jugend gehört, Blut in den Wangen zu haben?

Pst! unten, im Gange wird eine Thür aufgemacht.

Eine Männerstimme ertönt. Tief und rau. Er erkennt die des Hausmeiers. Offenbar spricht er in das Zimmer zurück, das er zu verlassen im Begriffe steht.

Drinne antwortet eine Stimme — kaum hörbar und doch so leicht zu erkennen!

Nun weiß er, wo er sie zu suchen hat.

Wie manche Stunde hat er nicht dort in der Bibliothek zugebracht! Er selbst hatte das Zimmer so getauscht, weil es einen Schrank voll von alten auf Burg und Stadt sich beziehenden Urkunden beherbergte; ein Regal mit einigen Folios und Quartos,

darunter ein Vergilius, der ihn halbe Tage gefesselt hatte; endlich auch einen Tisch mit Schreibsachen, an dem er so manches lateinische Carmen zu Papier brachte, seine ‚Lydia‘ bald in Sapphischen, bald in Asklepiadeischen Versen besingend und die heidnische Göttin Venus mit der heiligen Jungfrau zu einem seltsamen mythologischen Doppelgeschöpfe verbindend.

Die Erinnerung daran lockt ein halb wehmütiges, halb sarkastisches Lächeln auf seine Lippen, als er dort hinter dem Pfeiler der Wendeltreppe steht und wartet, während die schweren Schritte des Hausmeiers, nachdem sie den Widerhall des gewölbten, mit Fliesen belegten Ganges geweckt haben, nunmehr sich die ausgetretenen Sandsteinstufen hinab entfernen . . .

Als er hereintritt, sitzt Renata am eichenen Tische, dessen schwarze Platte von Papieren und Pergamenten fast verborgen ist.

Sie will aufspringen, aber sein abwehrendes Handausstrecken verhindert es.

„Störe ich? — Es wird in der Bibliothek gearbeitet, wie ich sehe.“

„O, damit hat es gute Weile. Will Euer Hochwürden — —

„Seine Hochwürden will nichts und ist weit von hier . . . Nein, Renata, als du unten in der Laube mir jene Worte sagtest, die in meinem Herzen bis zu meiner Todesstunde widerhallen werden, da nanntest du mich ‚du‘ —“

„Wenn ich einen Augenblick sollte vergessen haben,  
was ich — —“

„Vergessen! Du hast dich dessen erinnert, was  
keines von uns vergessen kann, noch soll!“

Mit plötzlicher Veränderung seiner Stimme und  
Miene zeigt Ottmar auf die Papiere, die den Tisch  
bedecken.

„Baupläne scheint's?“

Renata spürt eine gewisse Unruhe, als sie ant-  
wortet: —

„Ja, ich habe einige Neuerungen vor.“

„Nicht wahr? Ich habe in Regensburg davon  
reden hören.“

Ihr Blick spricht von peinlicher Überraschung,  
aber sie erwidert nichts.

Ottmar rückt einen Stuhl zurecht und setzt sich.

„Ja, Einige wollen wissen, daß du mit dem Ge-  
danken umgehst, deine Burg in einen Spittel oder  
ein Stift zu verwandeln — etwa so, wie es der reiche  
Straßburger Merswin auf dem grünen Wörth,  
einer Insel im Illflusse, baut, die mir wohl bekannt  
ist. Denn dort begegneten Hugo und ich uns seiner-  
zeit, um es zwischen uns auszufechten, ohne von  
der Stadtwache belästigt zu werden . . . Ja, von  
Merswins ‚Slucht haus‘ hast du wohl gehört?“

Renata nickt: —

„Ja, etwas derartiges schwebt mir vor. Ein  
Zufluchtsort für einsam stehende Frauen, die sich  
von der Welt zurückziehen wollen und ein frommes,  
beschauliches Leben in Abgeschlossenheit und doch  
mit Gleichgesinnten vereint führen möchten.“

„Ein schöner Gedanke und ein lobenswerter Vorsatz. Ich selber hänge so sehr am Alten hier — wie du dir denken kannst — daß jede Veränderung mir ins Herz schneiden wird, geschweige denn eine solche, die den ganzen Charakter umschafft. Indessen, ich muß mich darüber der guten Sache zuliebe hinwegsetzen, die du vorhast und der auch ich gern förderlich sein möchte.“

Er streckt die Hand aus und zieht eine architektonische Zeichnung näher an sich heran.

„Ein hübscher Entwurf zur Kapelle. Edel in aller Einfachheit. Aber nur eine flache Holzdecke! Nun ja, ich verstehe schon, daß du keine unechte getünchte Wölbung haben möchtest, und daß dir eine steinerne zu teuer kommt. Aber ich denke, der bischöfliche Geldschatz wird dafür sorgen können, daß die Langensteiner Burgkapelle eine gewölbte steinerne Decke erhält, deren Bogen den Geist erhöhen und das Gemüt zu seinem Schöpfer emporheben können.“

„Ich danke dir herzlich für deine gute Absicht. Und doch weiß ich nicht recht, ob es in einem Hause der Andacht so sehr darauf ankommt, das Gemüt zu erhöhen und emporzuheben, was wohl am besten unter der freien Zimmelskuppel geschieht, und nicht vielmehr darauf, das Gemüt zu sammeln und sich selbst demütig zu machen, ja sich selbst zu vernichten, damit die göttliche Gnade Raum finde und hereinströme. Und dann denke ich auch immer, daß die ersten Gemeinden, die unsere Vorbilder in der Nachfolge Christi sein sollen, gewiß nicht unter steinernen Wölbungen gebetet haben; auch hab' ich gehört,

daß in Welschland, ja in Rom selbst, sich sogar prächtige Dome mit flacher Holzdecke befinden.“

„Das ist so, und wenn das mit deiner Gesinnung und deinem Geschmack besser übereinstimmt, dann sei es fern von mir, dir etwas anderes einreden zu wollen. Ich sagte es ja nur, weil ich meinte, daß lediglich die Rücksicht auf die Kosten hier den Plan bedingt hätte.“

„Ich verstehe das wohl und danke dir dafür.“

„Übrigens — ein seltsamer Zufall.“

„Welcher?“

„Ich erzählte dir gestern von einem Kaufmanne, den ich in Lengefeldt traf.“

„Ja?“

In ihrer Stimme ist ein leichtes Zittern, in ihrem Blick ein überraschtes, unruhiges Funkeln — das ihm nicht entgeht.

„Auch daß er auf seinen Reisen Kenntnisse in der Baukunst, besonders in der kirchlichen, erworben hatte. Wir kamen ganz natürlich auf unsere Ordenskirche zu sprechen, die, wie du vielleicht gehört hast, nach hundertjähriger Arbeit nun vollendet ist. Gern gab er mir zu, daß sie in ihrer Art der feinste Bau Deutschlands, vielleicht der Welt sei. Er war aber gegen die steinernen Wölbungen eingenommen und zog die alte Basilika mit flacher Decke vor. Und er gab dafür ziemlich dieselben Gründe an wie du.“

„Was beweist, daß ich mit meinem Urtheil nicht allein stehe.“

„Und rätest du's, glaubst du, es würde mir deshalb weniger wertvoll sein? . . . Nun, ich sehe,

in diesem Punkte brauchst du meine Hilfe nicht. Aber es wird sich wohl anderes finden, und du solltest es nicht verschmähen, einen Bischof mit beim Werke zu haben.“

„Wenn der Bischof Ottmar von Winterstetten heißt, sicherlich nicht.“

„An deiner Seite bin ich am liebsten schlecht und recht Ottmar, das weißt du. Aber, glaube mir, der Bischof ist auch kein schlechter Mitarbeiter. Du weißt nicht, wie sehr ein Unternehmen wie das deinige des Schutzes einer kirchlichen Obrigkeit bedarf, welchen Mißdeutungen es ausgesetzt ist, welche Gefahren ihm drohen. Es gibt immer jemand, der Einem feindlich gesinnt ist. Das Wort Begine ist bald geflüstert, und es ist ein gefährliches Wort, wenn es von Hunderten gerufen wird.“

Ein unwillkürlicher Seufzer, der die Brust hebt, ein Schaudern, das die Schulterrundung zittern läßt, zeigt, daß seine Warnung nicht taube Ohren trifft.

„Du weißt, ich steh' an einer hohen Stelle. Auf solcher Warte spürt man eher als Andere, woher der Wind weht. Der Sohn, dessen heißen Hauch ich gefühlt habe, wird, fürchte ich, Scheiterhaufen anzufachen von den österreichischen Erblanden bis zur Rheinmündung, noch bevor einige Monate vergangen sind. Begarden und Beginen werden eine böse Zeit bekommen, und der ist klug, der beizeiten den sicheren Schutz der Kirche aufsucht.“

Er sieht sie bedeutungsvoll an, und das Blut strömt zu seinem Herzen, als ihr Blick auf einmal

so warm und so traurig dem seinigen begegnet. Denn er fühlt, daß jetzt nicht das Bangen um ihre eigene Sicherheit sie bewegt; daß es vielmehr Sorge um seinetwillen ist, welcher Art sie nun auch sein möge, und außerdem — so dünkt es ihm — irgendeine Besunruhigung, deren Richtung er nicht erraten kann.

„Du fürchtest das, sagst du; und doch hast du selber einen Preis für die Oefangennahme des großen Gottesfreundes ausgesetzt!“

„Weil ein Mann wie er viele unschuldige oder doch wenig schuldige Menschen in Bedrängnis und Unglück, ja sogar auf den Scheiterhaufen bringt. Denn hier handelt es sich nicht um einen gewöhnlichen Waldenser oder Begardenapostel und wie sonst diese im Grunde genommen nicht bössartigen Sektierer sich nennen. Oft sind es nur fromme Seelen, deren einziger, wenn auch gefährlicher Irrtum darin besteht, daß sie über den äußeren Mängeln der Kirche, die wir ja alle sehen, ihre göttliche Grundlage und Unentbehrlichkeit vergessen. Ihnen gegenüber lasse ich gern die alte christliche Regel walten: *In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas.*“<sup>\*)</sup>

„Es freut mich, dies aus deinem eigenen Munde zu vernehmen. Dieser Satz ist ja auch, soweit ich weiß, einer, auf den sich diese Leute berufen.“

„Nur daß sie in seinem ersten Gliede vergessen, daß die heilige katholische Kirche und ihre unitas vor allem zu den necessariis gehört. Dennoch ist

<sup>\*)</sup> In notwendigen Sachen Einheit, in zweifelhaften Freiheit, in allen Liebe.



Milde diesen Leuten gegenüber am Plage. Nicht so bei diesem Manne. Er gehört zu den Brüdern des freien Geistes, dieser satanischen Sekte, in der der Antichrist sichtbarlich sein Anlig und seine Stimme erhebt und verkündet, daß Gott in allem ist, im Fleische sowohl wie im Geiste, und nicht am wenigsten in den tierischen Trieben, so daß der wirksamste Gottesdienst darin besteht, der Unzucht und allen Lastern zu frönen. Wahrlich, die Priester Baals und Astartes haben nichts Schlimmeres verkündet; wozu noch die Verspottung hinzukommt, sich für ein Glied des Körpers Christi zu erklären und den Heiland als denjenigen zu preisen, der alle Schranken des Gesetzes niedergerissen habe. . . . Soll ich mich darein finden, daß der Apostel einer solchen Lehre in meinen Landen umherzieht und die Gemüter, die meiner Fürsorge anvertraut sind, verwirrt, ja, ins Verderben stürzt?“

„Gewiß nicht, wenn er wirklich solches verkündet. Aber auch von dem großen Lehrer deines eigenen Ordens, Meister Læhart, hat man behauptet, er stehe in Verbindung mit den Brüdern des freien Geistes und huldige ihrer pantheistischen Irrlehre.“

„Das ist eine schändliche Verleumdung! Eine Erfindung neidischer Franziskaner, die wir Dominikaner längst zurückgewiesen haben.“

„Gewiß war das eine Verleumdung dieses großen Mannes. Könnte aber jene Beschuldigung nicht ebenso falsch und grundlos sein?“

„Du weißt etwas von diesem Manne?“

„Ich habe nur immer gehört, seine Lehre sei frommer und innerlicher, vor allem auch rein geistiger Art.“

„Das kann eine Larve der Menge gegenüber sein. Solche ruchlose Lehren werden nur den Eingeweihten mitgeteilt.“

Ottmar blickt sie unverwandt an. Sollte es möglich sein, daß sie diesen Mann kennt? Tut sie das und steht sie für ihn ein, dann sind die Anschuldigungen, die gegen ihn vorgebracht wurden, zweifellos falsch und nichtig.

Renata hat einen Zirkel ergriffen und läßt seine Schenkel über einen großen Bauriß wandern. Er hatte sie über denselben gebeugt gefunden, als er eintrat, und sie offenbar vermutete, es sei der Hausmeier, der zurückkehre . . .

„Ich möchte wissen, ob er kommt,“ murmelt Ottmar vor sich hin.

Sie blickt verwundert auf: —

„Wer?“

„O, ich dachte wieder an den Kaufmann.“

Der Zirkel tritt so hart auf das Papier, daß seine stählerne Zehe das Papier auf der Tischplatte festnagelt und mit einem kleinen Ruck herausgezogen werden muß.

Ottmar bemerkt es mit einem Lächeln und fragt sich selber, ob sie vielleicht etwas gegen diesen Besuch habe, und zwar aus demselben Grunde, warum er ihm selber jetzt unerwünscht läme.

„Ich bedaure eigentlich, daß ich ihn einlud.“

„Warum denn? Wenn er so baukundig ist, könnte er uns mit einem guten Rat helfen.“

„Als ob wir eines Dritten brauchten — zumal bei dieser Arbeit, die eine gemeinsame werden soll, dem Werke, das unsere Lebensfäden wieder zusammenknüpfen muß! Ein Dritter hier in diesem Zimmer! Wie sparsam ist uns eine Stunde wie diese zugemessen — uns, die wir durch so viele Rücksichten gebunden sind! Ich sehe aber in diesem Werke — nicht etwa nur in den Vorbereitungen durch Bauarbeiten und anderen Vorrichtungen, sondern vor allem in der ganzen Leitung einer solchen Anstalt, Vielen zu Nutz und Frommen, ja, so Gott will, zum Heile — ich sehe darin ein dauerndes Zusammenleben für uns beide.“

Renata nickt gedankenvoll und lächelt — etwas wehmütig.

„Ich habe dir schon gesagt, Renata, auf welche Weise ich dir in dieser Sache helfen kann. Das ist nicht wenig. Denn sehr wohl kann es dahin kommen, daß ich zwischen dir und einem furchtbaren Tode stehen müssen. Und doch, wenn du mir glauben willst, es ist nur wenig gegen die Hilfe, die du mir leisten kannst.“

Die goldigbraunen Augen begegnen den seinen mit einem Blicke, den er richtig deutet.

„Du meinst wohl, daß dies übertrieben sei, und doch verhält es sich nicht so. Denn was ist der Tod eines Unschuldigen — wie schrecklich er uns auch dünkt — gegen ein schuldbeladenes Leben in der Hölle Renata! Du wirst zwischen mir und der Hölle stehen!“

„Einmal wähnstest du, ich stünde zwischen dir und dem Himmel.“

„Das tat ich. Und unten in der Laube sagtest du mir heute, seit dem Augenblicke meines wahnbe- fangenen Entschlusses sei mein Weg ein solcher ge- wesen, daß ich Grund hätte, mit der Wahl zu- frieden zu sein, die ich damals traf. O nein, nein! glaube das nicht! Er führte nicht zum Frieden, jener Weg! Der Fluch folgte mir auch da Schritt für Schritt. Weder Fasten noch Bußübungen, noch Studium Tag und Nacht, noch Ehren und Rang und Reichthum haben meiner Seele dauernde Be- friedigung verschafft oder vermochten nur für eine kurze Zeit jenen Schatten zu bannen, der mein Erb- teil ist. Und je leerer es in mir wurde, um so mehr hungerte ich nach dem, was — wie ich wußte — keine Nahrung gibt: nach Macht und Ehre“ . . .

Er schweigt eine Weile und starrt vor sich hin. Dann stiehlt sich ein bitteres Lächeln über seine Lippen.

„Als ich dort unten, nachdem du gegangen, in der Laube saß, kam mein Kamulus. Um mir zu schmei- cheln, sprach er von meinen vermutlichen Aussichten auf die höchsten Rangstufen der Hierarchie, auf den Kardinalshut, ja auf die Tiara selbst. Ich haßte ihn, weil er in den geheimsten Winkel meiner Seele hineinspähte. Ja, den Stuhl Sankt Peters einst zu besteigen, die Welt mit den Waffen des Geistes zu beherrschen — das ist jahrelang ein Traum ge- wesen, der alle Fasern meines Wesens spannte und am Mark meiner Knochen sog. Und dieser junge Sant durchschaut das! er wagt es, mit tastendem Finger diese verborgene Feder zu berühren! Ja, ich haßte ihn in dem Augenblick. Zwar fügte er sofort

hinzuzusetzen: wenn ich so hoch strebe, sei es nur, um die Kirche aus dem Stande ihrer Erniedrigung emporzuheben, um der schmähligen Wagnon'schen Gefangenschaft ein Ende zu bereiten, um als Papst frei in Rom zu thronen, ja als ein zweiter Hildebrand der Christenheit eine neue segensreiche Aera zu schaffen. Ich weiß nicht, ob er es meinte, aber auch das Wort war nicht unwahr."

„Kein unwürdiges Ziel für das Streben eines Mannes.“

„Meinst du?“

„Wie könnte ich anderes meinen?“

„Lüge, Lüge — eitel Lug und Trug! Ist es denn die Schmach der Kirche, ist es die Gefahr der Seelen, die mich bewegt, mich rastlos vorwärts treibt?“

„Wie kannst du fragen, Ottmar?“

„Ich sage dir, das ist es nicht! Es ist Macht, Ehre, Glanz und Ruhm — ein unsterblicher Name, das heißt einer, den jeder Schulfuchs künftiger Geschlechter auswendig wissen muß — das und nichts Anderes ... Leerer Plunder, wonach ich greife, um die Leere zu füllen, die hier, hier — —!“

Er spannt beide Hände über die Brust. Es ist kein Blick in den Augen, die nach innen zu schauen scheinen . . . in diese Leere hinein.

Renata ist aufgesprungen, über die unerwartete Zerstörung dieses Ausbruches erschrocken.

Als ein Jüngling war er hereingetreten; er sieht aus wie ein Greis jetzt.

Leise legt sich ihre Hand auf seine Schulter: —

„Warum willst du lieber auf dein selbstquälerisches Gewissen hören als auf meine Stimme, Ottmar?“

„Ach, Gott weiß, nur zu gern lausche ich ihr!“

„Tu' es! sie wird dich nicht betrügen. Denn es ist ja nicht, wie du sagst, und wie du dir's vorstellst. Mag auch noch so viel weltliche Eitelkeit und Ehrgeiz, ja sogar Machtgier dabei sein — die scheinen ja bei euch Männern, wo es sich um solch übermächtiges Streben handelt, immer mit im Spiele zu sein; — mag auch ein Drang, innere Leere scheinbar auszufüllen, ein ewig zehrendes Entbehren durch äußerliche Tätigkeit zu übertäuben und Ersatz für das zu gewinnen, was auf der seelischen Seite zu kurz kam — und das kann ich mitfühlen: — mag all das mitgewirkt haben —, die Hauptsache war doch dein Wille zum Guten, dein Wunsch, etwas Großes auszurichten, Gott und der Christenheit zu dienen. Und wenn du hofftest, dadurch Frieden zu gewinnen, den Gluch, den du dein Erbteil nennst, von dir abzuwälzen, ja die ewige Krone zu gewinnen: — ist denn eine solche Hoffnung tadelnswert?“

„Ich weiß nicht, ob es ist, wie du sagst . . . ich zweifle . . . aber es soll jetzt so werden — durch deine Hilfe! . . . O, nun ist es auch nicht länger leer hier; nur die Erinnerung an das Gewesene redete soeben aus mir. Jetzt, nachdem du in der Laube zu mir sprachst, ist in meinem Herzen Sülle und Wärme . . . Ja, als mein Samulus mit jenem eitlem Gerede kam. da entbrannte zwar mein Zorn,

weil ich meinen geheimen Götzentempel durch einen fremden Blick entdeckt sah. Aber zugleich wußte ich, daß ich, ohne mich vernichtet zu fühlen, ja sogar ohne tief erschüttert zu sein, jenen Tempel zertrümmert sehen kann; habe ich doch jetzt in der innersten Herzenstiefe ein neues und doch so uraltes Heiligtum als Sammelpunkt, jenes, das als Inschrift deinen Namen der Wiedergeburt trägt: — Renata!“

Er hat die Hand, die auf seiner Schulter ruht, ergriffen und hält sie fest, während er von seiner großen Einsamkeit spricht, in der er wie in einer Wüste lebte, und von den Anfechtungen, die von jeher in solchen Wüsten heimisch waren. Von seinen Zweifeln und Ängsten, von seiner Zerknirschung, von versuchenden und drohenden Visionen, von dem krampfhaften Wechsel von Reue und Ehrgeiz: Reue, mit den tränenschweren Augen in der Vergangenheit verloren; Ehrgeiz, dessen fieberflam-mender Blick die Zukunft mit Wahngewalten erfüllt, zwei Dämonen, die seiner Gegenwart das lebendige Blut ausgefogen hatten. Von seiner Sehnsucht nach ihr, einer Sehnsucht, die in ihrer Hoffnungslosigkeit zur bittersten Qual durch das Bewußtsein wurde, daß die Vermisste ihn hasse und verabscheue. Zuerst und zuletzt jedoch von seiner Liebe, von der Anbetung, die er, der in seinem ganzen kirchlichen Glanz Nichtwiedergeborene ihr widmete, deren Gestalt, in stiller madonnenhafter Jugendherrlichkeit strahlend, ihm mehr und mehr das Bildnis ihres so bedeutungsvollen Namens

ward, der Wiedergeborenen, so daß er schließlich seiner Sehnsucht nachgeben mußte, und kam, und sie noch größer und edler fand, ihres Namens noch würdiger, als sie in seiner Erinnerung stand —

— — —

Von diesen schwer auszusprechenden Dingen spricht er mit Worten, die aus den verborgensten Tiefen seines Wesens wie ein Sprungquell hervorsprudeln — — bis sie sich über ihn beugt und ihre Lippen seine Stirn berühren mit einem Kuß, der wie der Hauch eines Geistergrußes ist. Er fühlt ihre Hand aus der seinen gleiten . . . und hört, wie die schwere Eichentür hinter ihm sich schließt — leise, um sie gleichsam nicht auszuschließen, — vorsichtig, damit er sich nicht verlassen fühle . . .

Lange bleibt Bischof Ottmar dort sitzen, ein Lächeln um seine Lippen, das von demjenigen sehr verschieden ist, das sein Samulus nicht mag — eins, das diesen jungen Mann, wenn er es gesehen, gar sehr gewundert hätte. . . .

Als Renata plötzlich so erschrocken aufsprang, ist der große Bauriß auf die Diele hinabgeglitten.

Er hat ein Stück der altersschwarzen, blanken Eichenholzplatte gerade dort entblößt, wo ein heller halbmondförmiger Fleck sichtbar ist. Wie oft hat Ottmar diesen angestarrt, wenn er in alten Tagen einen fehlenden Trochäus oder Daktylus suchte!

Und während er ihn nun anstarrt, kann er kaum einen Unterschied zwischen damals und jetzt empfinden.



## Sünftes Kapitel.

### Der Volksfänger.

„Was habt ihr da, Samulus?“

Die Vormittagssonne, deren Strahlen durch die gelben und grünlichen Scheibchen hereinleuchten, vergoldet die Papiere, die Vincentius in der Hand hält.

„Ein reitender Bote hat Verschiedenes von größerer und geringerer Wichtigkeit gebracht, Hochwürden. Zunächst ist hier ein Schreiben vom Mittelmünster.“

Er reicht Bischof Ottmar den großen Brief, der mit einer schwarzen Schnur verschlossen ist, deren Enden in eine mit dem Siegel des vornehmen Frauenstiftes gestempelten Bleikapsel eingelagert sind.

„Die Äbtissin war leidend, als ich von ihr Abschied nahm,“ sagt der Bischof und lehnt sich im Armsessel zurück, die Brieffchaft in den Händen drehend, ohne sich zu entschließen, sie zu öffnen. „Eine gute und fromme Frau, deren Freundschaft mir viel wert ist.“

Zögernd nimmt er eine Schere vom Tische und zerschneidet die Schnur.

Nachdem er den Brief gelesen, legt er ihn auf den Tisch, geht ans Fenster, das er öffnet, und bleibt eine Weile dort stehen, den Blick auf den Tannenwald gerichtet, dessen Duft mit dem freien Sonnenlichte in die Turmkammer hereinströmt.

Als er sich umwendet, liegt nur noch ein leichter Schatten auf seinen Zügen.

„Es ist, wie ich befürchtete. Schwester Mechthildis hat uns verlassen — sie ist zum ewigen Frieden eingegangen.“

Vincentius neigt mit ehrfurchtsvoller Teilnahme den Kopf.

Der Bischof geht hin und her; tausende von Stäubchen wirbeln in dem Sonnenbalken, der vom offenen Fenster schräg ins Zimmer ragt.

Schließlich bleibt er am Tische stehen, nimmt das Schreiben des Stiftes zur Hand und liest es sorgfältig durch. Nach und nach bekommt sein Gesicht einen anderen Ausdruck. Erstens — so will es Vincentius dünken — als ob ihm ein ganz neuer Gedanke durch seine Fruchtbarkeit einleuchte; dann spielt ein Funke fast schalkhafter Laune in den Augen.

„Vincentius, Ihr seid ein junger Mann, dem es, wie mir scheint, nicht schwer fällt, auf gutem Fuße mit dem weiblichen Geschlechte zu stehen, Älteren wie Jüngeren, so daß Ihr Euch wohl ein Urteil zutrauen dürft und Andere sich bei Euch Rat holen können. Was meint Ihr? Wie sollen wir diesen Posten am besten besetzen und Schwester Mechthildis eine würdige Nachfolgerin geben? Befindet sich im Stifte selbst eine Schwester, die ihren Platz einnehmen könnte?“

Vincentius räuspert sich im vollen Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit und seiner Sachkenntnis.

„Da Euer Hochwürden mir die Ehre erzeigen, mich aufzufordern, meine Meinung zu sagen, so ist es die, daß ein Stift wie das Mittelmünster, in dem Bischofsstige Regensburg, zur Vorsteherin eine Dame haben muß, die auch weltlich eine hervorragende Stellung einnimmt; wenn auch nicht eine Dame fürstlichen Geblüts — eine solche ist nicht immer leicht zu finden — so doch eine des hohen Adels, wie die Verstorbene; oder jedenfalls aus einer Adelsfamilie, die einen Namen guten Klanges hat, besonders im Ohre der Kirche. Wenn es nicht unbescheiden ist, es zu sagen, eines Adelsgeschlechtes wie desjenigen, dem Hochwürden selber angehören; denn bei dem Namen von Winterstetten denkt ein jeder sofort an den Kreuzfahrer.“

Er räuspert sich wieder und streicht mit der Hand über Lippen und Kinn, äußerst befriedigt von dieser Wendung. Denn sie enthält eine offenbare Schmeichelei, daneben jedoch den verborgenen Stachel, daß die von Winterstetten nicht zum hohen Adel gehören.

Ottmar scheint nur das Erstere zu bemerken, denn er nickt seinem Samulus beifällig lächelnd zu.

„Ich sehe, ich habe Eure Urteilkraft nicht überschätzt. Ich selbst bin auch dieser Meinung und finde sie durch die Euzige bekräftigt. Leider gibt es nun im Mittelmünsterstift keine Schwester, die diese Anforderung erfüllt. Wir müssen also den Posten bis auf weiteres durch eine stellvertretende Abtissin besetzen. Welche Schwester würdet Ihr dazu vorschlagen?“

„In Betracht kämen meiner Meinung nach Schwester Elisabeth und Schwester Irene. Schwester Elisabeth ist die gelehrtere, aber Schwester Irene hat etwas Würdigeres an sich.“

„Der letztere Punkt muß bei dieser Wahl den Ausschlag geben. Wir bleiben bei Schwester Irene.“

„Was nun die Frage betrifft, welche Dame aus einem anderen Stift oder Kloster für die dauernde Besetzung — —“

„Ja ja, Vincentius — est quadam prodire tenus\*). Das weitere hat Zeit.“

Vincentius erröthet bei dieser hündigen Abweisung, was sein Vorgesetzter zu seinem Troste nicht bemerkt.

Denn dieser hat sich schon weggewendet und sich in den Sessel geworfen, um die Feder einzutauchen und, ohne weiteres Überlegen, ein paar Duzend Zeilen in rasender Hast, aber freilich auch mit kaum leserlichen Schriftzügen auf das erste beste Stück Papier zu werfen.

„Hier der Brief. Ihr müßt dies in den formellen Rahmen einfügen und das Geschäftsmäßige, alles die Besetzung Betreffende, aus eigenen Mitteln hinzufügen. . . — Nun aber das Zustellen — —“

Der Bischof blickt vor sich nieder, mit nachdenklichem Stirnrunzeln, aber mit einem Lächeln um die Lippen.

„Ein solches Schreiben sollte bei dieser außerordentlichen Gelegenheit dem Stifte kaum durch einen gewöhnlichen Boten übermittelt werden — —“

\*) Es genügt bis zu einer gewissen Grenze fortzuschreiben. (Horaz.)

„O je!“ denkt Vincentius — „Weht der Wind von der Seite! Das also war es, was ihm vorhin einfiel: — er will diese Gelegenheit benützen, um mich auf ein paar Tage wegzuschicken, wie gestern auf ein paar Stunden.“

Schnell entschlossen legt er die Papiere, die er in der Hand hält, auf den Tisch.

„Ach ja — Ihr habt mehr. Ist es etwas von Wichtigkeit?“

„Es betrifft die Gefangennahme des großen Gottesfreundes.“

„Wie —? . . . Man hat — — ist es möglich, daß man eine Spur gefunden hat?“

Der Bischof nimmt diese Sache ernst genug. Es fällt aber seinem Samulus auf, daß die echte eifrige Hoffnung nicht in dieser Frage flingt.

„Es sind von allen Seiten Berichte eingelaufen. In dem Eifer, die ausgesetzte Belohnung zu gewinnen, scheint man so ziemlich alle fahrenden Leute, deren man habhaft werden konnte und die nicht mehr Jünglinge sind, verhaftet zu haben. Das Meiste scheinen mir Dokumente menschlicher Dummheit zu sein. Indessen ist ein Fall da, der den andern so unähnlich sieht, daß Euer Hochwürden es gewiß nicht bereuen werden, ihm Eure ungeteilte Aufmerksamkeit zu widmen.“

„Nun also?“

„In Telheim haben sie einen alten Sänger festgenommen, der ganz der Beschreibung entspricht — —“

Der Bischof zuckt die Achsel.

„Man hat bei ihm ein kleines Manuskript gefunden, das nicht — wie man erwarten sollte, wenn die Rolle, in der er umherzog, echt und kein Mummenspiel war — nicht, sage ich, Volkslieder und Schwänke enthielt, sondern ein Andachtsbuch war. Lucus a non lucendo freilich, denn um gotteslästerlicheren Zeugs willen ist wohl noch kein Keger in deutschen Landen verbrannt worden.“

Bischof Ottmar setzt sich aufrecht und umspannt die Armllehne mit den Händen, daß die Knöchel weiß werden.

Kein Zweifel, daß dies ihm Eindruck macht. Allein der Eindruck ist nicht der erwartete: — nicht der frohe Eifer des Jägers, der die Zunde auf der Fährte des Wildes bellen hört; eher — seltsam genug — Bestürzung.

„Wenn ich die Aufmerksamkeit Euer Hochwürden auf ein paar Hauptstellen hinlenken darf —“

„Gewiß. Leset — — leset!“

Vincentius blättert schon im Heft mit Singern, die vor Eifer zittern.

„Ja, hier ist so eine Stelle: — „Das Laufen nach der Krone bedeutet Abkehr von allem Erschaffenen und Einswerden mit dem Unerchaffenen. Wenn die Seele dahin gelangt, so verliert sie ihren Namen: Gott zieht sie so völlig in sich, daß sie selber darüber zunichte wird, wie die Sonne das Morgenrot an sich zieht, daß es zunichte wird . . . Darum will ich nun nicht weiter von der Seele reden, denn sie hat dort in der Einheit des göttlichen Wesens ihren Namen verloren. Darum heißt sie da

nicht mehr Seele, ihr Name ist: unermessliches Wesen.“ —

Vincentius wirft einen eifrig spähenden Blick auf seinen Herrn, der, im Sessel zurückgelehnt, das Kinn in die Hand gestützt, nur mit einem schwachen Nicken seine Aufmerksamkeit bezeugt.

„Nicht wahr, Hochwürden? man könnte sich wohl denken, daß dies von jenem Erzfezer, den wir suchen, geschrieben sei. Kegerisch ist es auf alle Fälle — die menschliche Seele wird vernichtet! Und gewöhnlich scheint es mir auch nicht zu sein.“

„Sicherlich nicht gewöhnlich.“

„Und dann hier —“

Vincentius blättert weiter: —

„Ja: — Hätte ich einen Gott, den ich erkennen könnte, ich wollte ihn nicht länger für Gott halten! Erkennst du etwas von ihm: nichts von dem ist er. Und indem du doch etwas ‚erkennst‘, gerätst du in den Zustand des Nichterkennens und durch diesen — in den Zustand eines Tieres! Denn was der Erkenntnis bar ist an den Kreaturen, das ist das Tierische an ihnen. Willst du also nicht zum Tier herab sinken, so erkenne du nichts von dem nie gekündeten Gotte!“ —

Er hebt frohlockend das Heft in die Höhe: —

„Ich möchte wohl wissen, was auf diese Weise aus der heiligen Theologie werden sollte!“

„Das möget Ihr wohl sagen, Vincentius,“ stimmt der Bischof bei — mit jenem Lächeln, das Vincentius nicht mag.

Um so eifriger fährt er weiter im Texte fort:

„Und worauf Euer Hochwürden gestern besonders Gewicht legten, daß der große Gottesfreund zu den Brüdern des freien Geistes gehöre, sollte das nicht seine Bekräftigung finden in einer Stelle wie diese: — ‚So ernst nehmen es die Gerechten mit der Gerechtigkeit: wenn Gott nicht gerecht wäre, er wäre ihnen keine Bohne wert.‘ . . . Gott wäre ihnen keine Bohne wert! Mir graut's, eine solche Blasphemie auch nur in den Mund zu nehmen. Und weiter: — ‚Sage ich also: Gott ist gut — das ist nicht wahr; Gott ist nicht gut, ich bin gut.‘ —“

Seine Stimme versagt. Er steht steif da, gelähmt durch die gotteslästerlichen Worte, die er aussprechen mußte. Der erwartete Ausbruch bei seinem Herrn bleibt freilich, zu seiner Enttäuschung, aus. Die Stirnrunzeln bezeugen jedoch, daß der mächtige Kirchenfürst keineswegs unachtsam sei, daß er Alles höre und wäge.

„Können selbst die Brüder und Schwestern des freien Geistes eine lästerlichere Rede führen als diese? Doch was sag' ich,“ unterbricht Vincentius sich selber, zu dieser Ciceronianischen Wendung hin gerissen durch die Bewunderung, die er der geistvollen Geschicklichkeit zollt, womit er sich in wohlberechneter Steigerung diesen Vortrag zurechtgelegt hat: — „was sag' ich? Sinde ich hier nicht Worte, die in ihrer Vermessenheit selbst jene in den Schatten stellen?“

„Nun? Da macht Ihr mich wirklich begierig.“

„Euer Hochwürden werden nicht enttäuscht sein. Denn hier sagt der Verfasser: — ‚Abermals will



ich nie Gesagtes sagen: Gottheit und Gott sind verschieden wie Himmel und Erde; aber vor allem: Auch der innere und äußere Mensch sind so verschieden wie Himmel und Erde! Freilich Gott steht um tausend Meilen höher: Aber auch Gott wird und vergeht!" —"

„Sm.“

„Gott vergeht! Hat man je eine solche Kezerei vernommen? . . . Und weiter: — „Da ich noch stand in meiner ersten Ursache, da hatte ich keinen Gott: ich gehörte mir selber! Ich wollte nicht, ich begehrte nicht, denn ich war da ein bestimmungsloses Sein und ein Erkennen meiner selbst in göttlicher Wahrheit. Da wollte ich mich selber und wollte kein Anderes: was ich wollte, das war ich, und was ich war, das wollte ich. Hier stand ich Gottes und aller Dinge ledig. Als ich aber aus diesem meinem freien Willen heraustrat und mein geschaffenes Wesen erhielt, damit hatte ich auch einen Gott. Denn ehe die Kreaturen waren, war Gott nicht Gott: er war was er war! Und auch als die Kreaturen wurden und ihr geschaffenes Wesen begannen, da war er nicht in sich selber ‚Gott‘, sondern in den Kreaturen war er Gott. Nun behaupten wir, Gott, bloß wie er Gott ist, ist nicht das Endziel der Schöpfung und besitzt nicht so große Wesensfülle, wie das geringste Geschöpf in Gott sie hat! Und gesetzt, eine Fliege hätte Vernunft und vermöchte, Kraft der Vernunft, hinzustreben zu dem ewigen Abgrunde des göttlichen Wesens, aus dem sie gekommen ist: so sagen wir,

Gott samt allem, was er als Gott ist, könnte Erfüllung und Genügen nicht einmal dieser Fliege geben! Darum bitten wir, daß wir Gottes ledig werden.' —"

„Aha! Dacht' ich mir's doch, dacht' ich mir's doch!“

„Und an wen richtet er wohl solche bespöttelichen, satanischen Worte? Hier wird es uns ausdrücklich gesagt: ‚An Euch wende ich mich, Ihr Brüder und Schwestern, die Ihr Gottes Freunde seid'. — ‚GOTTES FREUNDE'! . . . Was sagen Euer Hochwürden dazu?“

„Ich sage, mein guter Vincentius, was wahr ist. Diese Schrift ist weder mehr noch weniger als eine Auswahl aus den Predigten Meister Eckharts.“

„Meister Eckharts!“

Das Gesicht des Samulus wird so lang wie ausgewalzter Kuchenteig.

Er war so sicher, einen großen Sund gemacht zu haben! Klug genug, um zu sehen, daß dies nicht Werktagskost ist, hat er nicht ganz ohne Grund geschlossen, daß ein Mann, der offenbar verkleidet als Sänger umherwandert mit einem solchen Werk — gewiß doch eigenem Geistesprodukt — in seiner Tasche, kaum ein anderer als der so eifrig gesuchte Gottesfreund sein kann . . . Und nun entpuppt sich diese Schrift als die Arbeit eines berühmten Mannes, wohlbekannt seit einem halben Jahrhundert!

Die Niederlage Vincentius' ist vollkommen. Und es ist nur ein geringer Trost, seinen hohen Vorgesetzten daran erinnern zu können, daß Meister Eckhart

verleget ist und seine Werke auf der schwarzen Liste stehen.

„Es ist wahr, daß die bedauerliche Bulle ‚in agro dominico‘, die die Franziskaner durchsetzten, sieben Sätze von Meister Eckhart für ketzisch und elf für übelklingend und überdreist erklärt hat — —“

„Dann darf ich sagen, daß diese zu den sieben gehören — —“

„Darft Ihr? Ihr seid ein dreister junger Mann, Vincentius! Was mich betrifft, so würde ich, da die Ausdrucksweise des großen Dominikaners — und Ihr werdet übrigens wohl tun, nicht zu vergessen, daß Meister Eckhart auf immer die Zierde und der Stolz des Ordens sein wird, dem anzugehören mir Ehre ist — —“

Samulus neigt reuevoll den Kopf.

„Also, ich sage: in Anbetracht seiner eigentümlichen Ausdrucksweise und philosophischen Terminologie würde ich der Meinung sein, daß das, was Ihr hier vorgetragen habt, nicht eigentlich ketzisch zu nennen ist; daß es aber allerdings den Sätzen zuzurechnen ist, von denen unser Ordenskapitel in Venedig, während der Meister noch den höchsten Lehrstuhl schmückte, warnend meinte, man dürfe in Predigten vor ungelehrten Laien nicht Dinge vortragen, die leicht mißverstanden werden und zur Begererei verleiten können.“

„Ist es aber in diesem Falle gestattet, daß ein Mann, der als Volksänger umherzieht, eine solche Schrift bei sich führt —?“

Es ist nur ein mattes Rückzugsgesecht, das übrigen sofort abgewiesen wird: —

„Ich habe keine Treibjagd auf Kleinwild eröffnet. Ich stelle nur dem großen Edelwilde nach.“

Vincentius läßt den Kopf hängen. Er sieht ein, daß nichts mehr zu machen ist.

„Aber, —“ fährt der Prälat nachdenklich fort, — „ich weiß nicht, ob deshalb hinlänglich Grund vorhanden ist, diese Spur zu verschmähen. Dieser große Gottesfreund ist offenbar kein gewöhnlicher Geist. Was wäre natürlicher, als daß er eine solche Schrift bei sich führt, wohl gar selber diesen Auszug zusammengestellt hat? Es ist an sich ja selbstverständlich, daß er aus diesem Born religiösen Tiefsinnes schöpft, der leider nur zu leicht sich von unlauteren Geistern mißbrauchen läßt. Wodurch diese dann sogar den Vorteil haben, ihre Irrlehren unter einem Namen verbergen zu können, der trotz jener beklagenwerten Bulle immer noch ein großes Ansehen besitzt und vielleicht seinem Richter teuer ist.“

„Gewiß, Hochwürden, gewiß,“ stammelt Vincentius, der eine neue Hoffnung aufleuchten sieht und nur bedauert, daß er nicht selber geschickt genug war, um der Sache diese Wendung zu geben.

„Alles wohl überlegt, wird es das Beste sein, daß Ihr selber nach Telheim geht. Ich weiß wirklich nicht, wem ich sonst eine so wichtige Mission anvertrauen sollte.“

Vincentius verbeugt sich, überwältigt durch das Zutrauen, während sein Herz wieder sinkt:

„Da schlüpfte die Kage aus dem Sack! Es ist deutlich genug: — er hält jenen Bänkelsänger in Telheim ebensowenig für den Erzkezer wie mich. Er will mich nur aus dem Wege haben, und dieser Vorwand scheint ihm noch günstiger zu sein als der Brief an das Mittelmünster, der zuerst dazu dienen sollte.“

„Laßt sehen! Wenn Ihr sofort nach dem Mittagsmahle reitet, könnt Ihr noch heute Abend das Kloster Weltenburg erreichen, wo Ihr über die Donau setzt. Die Karmeliter werden Euch gut verpflegen, und der Prior wird Euch mit einem kräftigen Reittier versehen, um die Reise fortzusetzen. Ihr könnt dann morgen abend in Telheim sein — besser sich nicht zu übereilen, als halbwegs liegen zu bleiben. Dort verhört Ihr den Gefangenen und stellt eine vorläufige Untersuchung an. Ihr führt ihn dann nach Regensburg, wo er bis auf weiteres im Dominikanerkloster in Haft gehalten wird und wo Ihr den Prior gründlich mit der Sache bekannt macht. Den Brief an das Mittelmünster werden wir dann doch durch den reitenden Boten bestellen lassen. Schadet nichts, da Ihr ja selber nach Regensburg kommt, wo Ihr das Stift besuchen werdet, um meine persönliche Teilnahme zu überbringen und wo Ihr auch noch mein Stellvertreter bei der Beisezung seid — —“

„Wie er versteht, es von Tag zu Tag in die Länge zu ziehen!“

„Aber kann Euer Hochwürden so viele Tage meiner Hilfe entraten?“

„Allerdings . . . hm . . . das wird unbequem sein. Indessen, ich werde es ertragen müssen. Ich muß dann eben meine Briefe selber schreiben, was am schlimmsten für die sein wird, die sie lesen sollen . . . oder ich muß mich in Geduld bei der Sederführung üben. Hat vielleicht auch sein Gutes. Wichtigere Schreiben kann ich vielleicht den Frauen des Hauses diktieren — Eure Freundin, Sräulein von Laufen, hat gewiß eine gute Handschrift.“

„Aber ich glaube, daß ich Telhelm wenigstens morgen um die Mittagsstunde erreichen kann, wenn ich, anstatt über Weltenburg — —“

„Nein, nein! Ich habe Eure Fahrt mit Überlegung angeordnet. Nicht etwa nur weil der Klosterstall wohl versehen ist, obschon auch das von Wichtigkeit ist. Denn es ist nicht so leicht, wie Eure Unkenntnis sich das vorstellt, einen schlechten Reiter beritten zu machen. Nein, ich lege besonderes Gewicht darauf, daß Ihr mit dem Prior sprecht, für den ich Euch einen Brief mitgeben werde. Er ist ein Mann von großer Erfahrung, gerade in solchen Sachen . . . Also, in einer Stunde erwarte ich den Brief an das Mittelmünster zur Unterschrift und Versiegelung.“

Eine Handbewegung unterstreicht die Verabschiedung.

Allein der Samulus bleibt stehen.

„Was nun den Zustand unten in der Stadt betrifft — —“

„Ja ja, wir sprachen ja gestern Abend davon. Wie gesagt, einstweilen ist da nichts mehr zu tun.“

Zeute Abend oder spätestens morgen früh muß die Mission von Regensburg ankommen, und sie wird die erforderlichen Schritte zur Bekämpfung der Seuche unternehmen.“

Neue abschließende Handbewegung.

Neues Zögern.

„S m . . . Es ist nicht so sehr die Seuche selbst, die ich meine, als der Zustand der Gemüter . . . Es gärt dort unten, man kann sagen, die Stadt ist schon halb in Aufruhr — und er richtet sich gegen diese Burg . . . gegen die Burgfrau.“

„Was sagt Ihr?“

Ottmar ist aufgesprungen und steht schwer atmend vor dem Samulus, der unwillkürlich einen Schritt zurücktritt.

„Und das sagt Ihr mir erst jetzt!“

„Euer Hochwürden hatten halt gestern Abend nur wenig Zeit übrig.“

Ottmar beißt sich auf die Lippe.

Er war in seiner Turmkammer damit beschäftigt gewesen, eines seiner alten lateinischen Minnecarmina aus dem Gedächtnis wieder herzustellen und auszubessern, als ihn sein Samulus unterbrach, um Bericht über den Zustand unten abzulegen.

„Und außerdem schien es mir, ich würde dadurch Euer Hochwürden einen schlechten Schlaftrunk geben. Und da doch immerhin keine unmittelbare Gefahr . . .!“

„Gefahr! . . . unmittelbare Gefahr . . .!“

Bischof Ottmar vermag es kaum, seine Verachtung herauszufauchen, während er in der Kleinen Kammer

hin und her schreitet, wie ein Löwe in seinem Käfig.

„Da Euer Hochwürden mich aber jetzt auf mehrere Tage fortschicken, halte ich es doch für meine Pflicht — —“

„Also, was ist dort unten los?“

Der Bischof bleibt mit einem so plötzlichen Ruck vor seinem Samulus stehen, daß dem jungen Mann ein Schauer in die Glieder fährt und seine sonst so geläufige Zunge den Dienst versagt.

„So spricht doch, Mensch!“

„Ja . . . hm . . . es ist . . . mit der Erlaubnis Euer Hochwürden ist es dasselbe Gerede: daß die Burg schon halbwegs ein Begarden- und Beginnenhaus sei, und daß die Burgfrau im Begriff stehe, sie gänzlich dazu umzuschaffen.“

„Und was geht's das Paß da unten an?“

„Mit Verlaub, sie meinen, es gehe sie insofern an, als die Ketzerei der gestrengen Frau, von der Einige meinen, sie stehe im gotteslästerlichen Zeichen der Brüder und Schwestern des freien Geistes —“

„Uha!“

„Anderer sprechen von dem großen Gottesfreund und meinen, wer die ausgesetzte Belohnung gewinnen wolle, der täte am besten, ihn auf Burg Langenstein zu suchen.“

„So? Das täte er? — Den möchte ich sehen, der sich zu diesem Zwecke hierherwagt.“

„Diese arge Ketzerei werde jetzt an ihnen heimgesucht, meinen sie.“



„Die Pest erwürge sie alle, die undankbaren Tiere! Tiere sage ich! Ein Hund, ein Pferd ist dankbar gegen den, der sie gut behandelt, und dies Otterungezücht, auf das sie hat Wohlthaten regnen lassen und in deren verseuchte Gäßchen sie sich selber hinunterbegeben wollte, um Hilfe zu bringen —“

„Einige sehen gerade darin ein Zeugnis ihrer Schuld. Wissen wir doch, daß die Hexen durch ihre höllische Salbe gegen Ansteckung gefeit sind.“

„Immer besser! Also Kegerin und Hexe — —“

„Einige fügen hinzu: Giftmischerin.“

„Gift — — ! . . . Samulus, seid Ihr von Sinnen!“

„Es gibt wenigstens Einen dort unten, der darauf schwört, Frau von Laufen habe ihren Gemahl vergiftet.“

„Ach so! . . . Nun, da Ihr doch wohl die näheren Umstände kennt, seid Ihr vielleicht so gut, mir diese mitzuteilen.“

Die eisige Ruhe, womit die Aufforderung erfolgt, wirkt nicht gerade aufmunternd. Die Stimme des Samulus ist sehr unsicher, als er sich anschickt, seinem Herrn dasselbe zu berichten, was der Hausmeier Gertrud gerade in dem Augenblick zuflüsterte, als der junge Mann an die Pforte pochte. —

„Also das ist die Geschichte? . . . Nun, das sarazenische Gläschen ist Tatsache. Ich habe es selber in der Hand gehabt. Als mein Großvater auf den Tod lag und schwer litt, kam sein alter Waffengeführte vom Kreuzzuge her, der Großvater der Frau von Laufen, von Burg Langenstein zu uns auf

Winterstetten herüber und gab dem Kranken etliche Tropfen jenes arabischen Balsams in einem Becher Weines, was bedeutende Linderung der Qualen schuf. Offenbar hat sich hier beim Tode des Burgherrn Ähnliches ereignet, denn auch er soll schwer gelitten haben — den Tod von der Tür halten können die Tropfen nicht, sie sind kein Lebenselixir. Dies ist die Grundlage des schönen Märchens, das Ihr mir soeben erzählt habt.“

„O, natürlich ist es dummes Volksgerede . . . ich selber hab' es nie für etwas anderes gehalten . . . nur meinte ich — —“

Der brave Samulus stottert. Er sieht wohl ein, daß seine Sache auf recht schwachen Füßen steht; ja er fühlt sich — noch mehr als er es sieht — von jenem Lächeln, das er nicht mag, mit vollster Lichtstärke bestrahlt.

„Ja, ja, mein lieber Vincentius, ich sagte Euch gestern, Ihr könntet ein großer Scholastikus werden, aber zu einem brauchbaren Richter oder sonstigen Obrigkeitperson — dazu habt Ihr nicht das Zeug, so wenig wie zu einem guten Reiter. Und weil wir gerade bei der Reiterei sind: wenn Ihr jetzt fortreitet, dann könnt Ihr, da das Wetter heiß ist, im Kastanien Schatten vor dem goldenen Stierkopfe halten und Euch vom Wirt einen Steigbügeltrunk reichen lassen, den Ihr aufs Wohl seiner Herrschaft trinken mögt. Wenn Ihr ihm aber den Becher zurückgebt, dann könnt Ihr immerhin Eurem biedereren Gewährsmann ins Ohr raunen, daß im Rathause zu Regensburg ein paar Solterbänke

„Die Pest erwürge sie alle, die undankbaren Tiere! Tiere! sage ich! Ein Hund, ein Pferd ist dankbar gegen den, der sie gut behandelt, und dies Otterngesücht, auf das sie hat Wohlthaten regnen lassen und in deren verseuchte Gäßchen sie sich selber hinunterbegeben wollte, um Hilfe zu bringen —“

„Einige sehen gerade darin ein Zeugnis ihrer Schuld. Wissen wir doch, daß die Hexen durch ihre höllische Salbe gegen Ansteckung gefeit sind.“

„Immer besser! Also Kegerin und Hexe — —“

„Einige fügen hinzu: Giftmischerin.“

„Gift — — ! . . . Samulus, seid Ihr von Sinnen!“

„Es gibt wenigstens Einen dort unten, der darauf schwört, Frau von Laufen habe ihren Gemahl vergiftet.“

„Ach so! . . . Nun, da Ihr doch wohl die näheren Umstände kennt, seid Ihr vielleicht so gut, mir diese mitzuteilen.“

Die eifige Ruhe, womit die Aufforderung erfolgt, wirkt nicht gerade aufmunternd. Die Stimme des Samulus ist sehr unsicher, als er sich anschickt, seinem Herrn dasselbe zu berichten, was der Hausmeier Gertrud gerade in dem Augenblick zuflüsterte, als der junge Mann an die Pforte pochte. —

„Also das ist die Geschichte? . . . Nun, das sarazenische Fläschchen ist Tatsache. Ich habe es selber in der Hand gehabt. Als mein Großvater auf den Tod lag und schwer litt, kam sein alter Waffengefährte vom Kreuzzuge her, der Großvater der Frau von Laufen, von Burg Langenstein zu uns auf

Winterstetten herüber und gab dem Kranken etliche Tropfen jenes arabischen Balsams in einem Becher Weines, was bedeutende Linderung der Qualen schuf. Offenbar hat sich hier beim Tode des Burgherrn Ähnliches ereignet, denn auch er soll schwer gelitten haben — den Tod von der Tür halten können die Tropfen nicht, sie sind kein Lebenselixir. Dies ist die Grundlage des schönen Märchens, das Ihr mir soeben erzählt habt.“

„O, natürlich ist es dummes Volksgerede . . . ich selber hab' es nie für etwas anderes gehalten . . . nur meinte ich — —“

Der brave Samulus stottert. Er sieht wohl ein, daß seine Sache auf recht schwachen Füßen steht; ja er fühlt sich — noch mehr als er es sieht — von dem Lächeln, das er nicht mag, mit vollster Lichtstärke bestrahlt.

„Ja, ja, mein lieber Vincentius, ich sagte Euch gestern, Ihr könntet ein großer Scholastikus werden, aber zu einem brauchbaren Richter oder sonstigen Obrigkeitsperson — dazu habt Ihr nicht das Zeug, so wenig wie zu einem guten Reiter. Und weil wir gerade bei der Reiterei sind: wenn Ihr jetzt fortreitet, dann könnt Ihr, da das Wetter heiß ist, im Kastanienschatten vor dem goldenen Stierkopfe halten und Euch vom Wirt einen Steigbügeltrunk reichen lassen, den Ihr aufs Wohl seiner Herrschaft trinken mögt. Wenn Ihr ihm aber den Becher zurückgebt, dann könnt Ihr immerhin Eurem biederen Gewährsmann ins Ohr raunen, daß im Rathause zu Regensburg ein paar Solterbänke

stehen. Und sollte es mir kund werden, daß er je wieder eine Silbe von dieser Sache jemandem zu-  
geflüstert hat — und wäre es auch seinem Beicht-  
vater: dann werde ich jedes Knöchelchen seines sünd-  
haften Leibes, von unten herauf, Zoll für Zoll,  
zerbrechen lassen — — versteht Er?“

Das ‚Er‘, womit der Bischof schließt, ist mehr als  
eine abschließende Handbewegung.

Samulus verbeugt sich zur Thür hinaus und ist  
froh, sie hinter sich ins Schloß fallen zu hören.

Sehr wackelig in den Knien — die Wendeltreppen  
der Burg sind steil und die Stufen ausgetreten —  
erreicht er seine Kammer, wo er auf einen Stuhl  
sinkt, einigermaßen, als ob neben ihm Vorbereitungen  
getroffen würden, um jedes Knöchelchen seines sünd-  
haften Leibes, von unten herauf, Zoll für Zoll, zu  
zerbrechen.

In der Hand hält er das Blatt, über das die  
bischöflichen Schriftzüge — mehr Adlerkrallen als  
Krähensfüße — zerstreut sind. Seine nächste Auf-  
gabe ist, diese zu deuten und ins Reine zu schreiben,  
sie in einen würdigen Rahmen passender, feierlicher  
Wendungen einzufügen und mit geschäftsmäßigen  
Bemerkungen zu versehen.

Nur eine kurze Stunde bleibt ihm für diese nicht  
ganz leichte Arbeit, und doch scheint er keine Eile  
zu haben, zu beginnen. Andere Gedanken nehmen  
sein Gemüt in Anspruch.

Er sieht sich fortgeschickt just in dem Augenblicke,  
wo es ihm am allerungelegensten ist. Fortgeschickt  
durch Linen, dem offenbar sehr daran liegt, daß

er so lange wie möglich entfernt wird: — dies ist das zusammengehörige Tatsachenpaar, das sein Sinnen und Denken beschäftigt.

Am allerungelegensten. Denn sitzt er hier nicht im Mittelpunkt eines weitgesponnenen Netzes feiner Säden, starker und zäher Säden, die unwiderstehlich seine Spinnennatur eigeln. Und gerade jetzt muß ihn eine brutale Hand hinwegführen, so daß er nicht weiter spinnen kann, nicht mehr die Maschen Knüpfen, damit eine so glänzende Fliege wie Frau Renata im Garne hängen bleibt.

Ein Glück wenigstens, daß ich gestern nachmittag der Kleinen Gertrud beim Erdbeerpflücken behilflich war und bei der Gelegenheit aus ihr herauslockte, was für eine Bewandnis es eigentlich mit Herrn Ottmar und Frau Renata hat. Also ein ungetreuer Liebhaber, der getreu ist — o ja, das ist so recht eine Rolle für meinen Herrn und Meister. Und wie tief er drin steckt, das zeigte sich ja jetzt deutlich genug, als ich ihm einen Schimmer — aber einen recht Kräftigen — der Verhältnisse unten im Städtchen gab. Ein schöner Kegermeister! Er würde alles tun, um sie zu retten. Das ist auch der Grund, weshalb ich fort muß . . . und zugleich, damit er ungestört sein kleines Minnespiel hier betreiben kann — wie schon gestern Nachmittag. Und als es ihm einfiel, mich von dannen zu schicken, wußte er noch nicht einmal von der Gefahr unten . . . Nur recht weit weg mit diesem Samulus! Wahrlich, es sollte mich nicht wundernehmen, wenn er, sobald ich ihm den Brief zur Unterschrift bringe,

wieder etwas Neues erfunden hätte — etwa einen Kleinen Abstecher nach Augsburg oder gar nach München!

Und wer weiß, ob ich bei meiner Rückkehr nicht das Nest leer finde. Das muß — wenn irgend möglich — verhindert werden, denn das Spiel gestaltet sich jetzt recht schwierig und nicht wenig gefährlich. Dafür ist der Gewinn hoch — die Burg Langenstein als Gertruds Erbe! Oh, mein spöttischer Meister, ich kann noch ohne alle Scholastik zu einem ritterlichen Begräbnis kommen! . . . gar nicht davon zu reden, daß es mir zu besonderem Spaß gereichen wird, Euch schwachmatt zu setzen . . . O nein, ich werde gewiß meinen Steigbügeltrunk nicht vergessen, und dabei nicht versäumen, dem Wirt einen Slob ins Ohr zu setzen und zwar einen bissigen: — daß seine Herrschaft sich vor ihm fürchte und deshalb ihren Galan, Seine Hochwürden, derartig gegen ihn aufhebe, daß er seine einzige Rettung für Gut und Leben darin suchen müsse, die Gärung in der Stadt zum Wachsen zu bringen und die ganze Bürgerschaft für sich zu gewinnen, um die Kegerin aus ihrem Neste zu jagen . . . Ja, mit dieser Karte muß das Spiel gewonnen werden!

Aber jammerschade ist es, daß ich nicht mit Bruder Martin sprechen kann. Es war ein glücklicher Gedanke von mir, sein Kommen durchzusetzen. Erst wollte der Bischof nicht, denn er hat ihn nicht gern; er konnte aber nicht leugnen, daß er der arzneifundigste Bruder des ganzen Klosters ist. Das Gefühl ist gegenseitig, Bruder Martin haßt den

Bischof, seit dieser den Bruder Ambrosius zum Prior machte, der viel jünger wenn auch klüger ist. Bruder Martin geht auf Ketzler wie ein Schwein auf Trüffeln. Ei ei! wenn er seinen Bischof darauf ertappen könnte, daß er die Hand über eine Kegerin hält — oder wohl gar über den großen Gottesfreund selbst, denn auch dazu kann es kommen, wenn Frau Renata mit diesem unter einer Decke steckt — na, das wäre so ein Trüffelgericht nach seinem Geschmack! . . . Immer schnüffle, Bruder Martin, immer schnüffle! . . . Und nun muß ich nachmittags fort, während er am Abend erwartet wird! ist das nicht zum Rasendwerden! . . . Da bleibt nichts andres übrig als zu schreiben! Ich muß einen Brief an ihn im Elisabethinerinnenhause zurücklassen . . . hm — gefährlich das! Die Frauenzimmer sind so neugierig. Freilich sah die Vorsteherin recht blöde aus . . . Nein, nein! der Wirt zum goldenen Stierkopf ist ein besserer Weg; der hat seine eigene Haut zu hüten — und seine Knöchelchen!

„Und jetzt den Brief an das Mittelmünster.“

Er legt das Papier mit den Adlerkrallen vor sich hin und macht sich an die Arbeit, der er freilich kaum die Sorgfalt widmet, auf die ein bischöfliches Schreiben bei so feierlicher Gelegenheit Anspruch hat. Ihm ist aber vor allem daran gelegen, Zeit zu erübrigen für seinen Brief an Bruder Martin, wozu er vorher einen Entwurf schreiben muß, denn da hat jedes Wort Bedeutung.

„O, das ist ein gar wichtiger Brief, der an Bruder Martin!“



## Sechstes Kapitel.

### Das Mittelmünster.

Raum hat sich der Widerhall der Hufschläge vom Burghofe und von der Torwölbung her verloren, als es an die Thür pocht und der Hausmeier hereintritt, um zu melden, daß Seine Hochwürden bitten, zu einem Gespräch vorgelassen zu werden, wenn es der Herrin nicht unbequem wäre, ihn zu empfangen.

Sofort erhebt sich die bescheidene Gertrud von der gemeinsamen Arbeit, einem gestickten, für die Kapelle bestimmten Teppiche; ein Wort Kenatas läßt sie aber ihren Platz wieder einnehmen.

Eher gehorsam als bereitwillig.

Gar zu gern hätte sie den Beiden den geräumigen Saal überlassen, um selber in die Stadtstube hinauf zu eilen und eine Reihe Abschiedsblicke nach ihrem schwarzen Ritter zu werfen. Zieht er doch auf Abenteuer hinaus — wer weiß, auf was für gefährliche. Jedenfalls werden sie ihn auf mehrere Tage von Langenstein entfernen.

Die beiden Frauen haben nicht lange zu warten, bevor der Bischof hereintritt.

Er beginnt sofort, die fromme Arbeit zu bewundern; lobt das sinnreiche Nebenmuster mit romanischen Ornamenten; vermutet, eine solche Stickerei müsse recht lange Zeit in Anspruch nehmen, tröstet sich aber durch die Betrachtung, daß die Kapelle erst erbaut werden soll. Wundert sich, daß die Kaufleute in Regensburg solche löstlich gefärbte Woll-

garne und vor allem diese herrliche Seide führen, und erfährt, daß der ihm wohlbekannte Johannes Suggest in Augsburg das seidene Garn aus Venedig beschafft hat. Besinnt sich, daß Sräulein von Laufens Mutter sehr geschickt mit der Nadel war, was sich mithin vererbte, . . . wird nach und nach wortlanger . . . schweigt . . . streicht sich mit der Hand das Kinn . . . räuspert sich — — —

„Das Anliegen, edle Frau, zu dem ich mir dies Gespräch ausbat, ist von sehr wichtiger und ich darf sagen vertraulicher Natur . . . es handelt sich dabei sogar um Amtssachen im Dienste einer hervorragenden kirchlichen Institution . . . Ich hoffe also nicht unhöflich zu erscheinen, wenn ich bedaure, solches nur Euren Ohren anvertrauen zu können.“

Mit einem Blick fordert Renata die Schwägerin auf, sich zurückzuziehen, was diese tut, nachdem sie sich vor Seiner Hochwürden tief bis auf den Fußboden verbeugt hat.

Sie nimmt einen ausgesprochenen Zweifel mit sich jene kirchliche Institution betreffend, deren Angelegenheit zwischen den beiden unter vier Augen verhandelt werden muß, verbunden mit einer gewissen Eifersucht, ihres verstorbenen Bruders wegen. Vor allem aber zieht sie eine beflügelnde Sehnsucht nach der Stadtküche, wo es für die Aussicht hoffentlich noch nicht zu spät ist . . .

„Mein Samulus,“ beginnt Ottmar, indem er Renata gegenüber Platz nimmt, „ist soeben weggeritten auf eine Mission, die ihn auf mehrere Tage von hier entfernen muß.“

„Ich entnahm das aus den Äußerungen, die du beim Mittagsmahle fallen ließest . . . Ist es erlaubt zu fragen, was das für eine Mission ist?“ fügt sie hinzu, denn ihr Gast scheint eine solche Frage zu erwarten.

Ottmar neigt sich vor, den Ellenbogen auf den Tisch gestützt.

„Es gibt nichts, Renata, wonach du mich nicht fragen darfst. Die Sache war die, daß aus vielen Ortschaften Berichte eingelaufen sind über die Festnahme verdächtiger Personen, in welchen man den gesuchten großen Gottesfreund vermutet. Fast alle diese Berichte sind mehr oder weniger belanglos; aber ein Fall war da, der mir eine genaue Untersuchung zu erfordern schien.“

Renata hält ihren Blick auf die Arbeit gesenkt. Ihre Nadel setzt bedächtig Stich neben Stich.

„In Telheim haben sie einen Mann gefangen genommen, der wenigstens kein gewöhnlicher Volksfänger ist, denn man hat bei ihm ein Heft mit Auszügen aus den Predigten Meister Eckharts gefunden.“

Ist ein ganz leises Zittern der nadelführenden Hand zu bemerken?

Ottmar glaubt es.

„Und die Beschreibung paßt wohl auch?“

„Genau: — ein alter Mann mit weißem Barte, der ihm über die Brust hinunterwallt. Auch fehlt weder die ärmliche Kleidung noch der junge Mann, der seine Harfe trägt.“

Es ist kaum ein Lächeln zu nennen, und es huscht so flüchtig über ihre Lippen, daß jeder andere Be-

obachter wohl nichts bemerkt hätte. Aber Ottmar ist von jeher mit diesen Zügen zu vertraut, als daß ihm eine solche Erscheinung entgehen sollte. Er zieht daraus den Schluß, daß sie einen Augenblick lebhaft beunruhigt gewesen, jetzt aber gänzlich beruhigt sei. Und den weiteren: sie weiß, daß der große Gottesfreund in diesen Tagen gar wohl an einem Orte wie Telheim auftauchen könne, daß er jedoch keinesfalls so aussehen würde.

„Dann glaubst du wohl, daß der ausgelegte Preis schon die erwünschte Frucht gezeitigt habe?“ fragt Renata, und in ihrer Stimme ist ein leiser Spott ebenso unverkennbar, wie jenes vorüberhuschende Lächeln in ihren Gesichtszügen es war.

„Nein, ich glaube das nicht, Renata. Und da du meinst, er sei mit Unrecht beschuldigt, hoffe ich es auch nicht. . . Immerhin war ausreichender Grund da, diesen Fall genauer zu prüfen, und ich benutzte diesen Vorwand, um meinen Samulus auf mehrere Tage von der Burg wegzuschicken.“

Eine lebhafteste Röthe ergießt sich über die Wange der Stickerin, die sich eiligst über die auf dem Tische vor ihr liegenden Gebinde von Wolle und die seidnen Strähnen beugt, um zwei Sarbentöne zu vergleichen.

„In der That wird dieser Auftrag ihn bis in die nächste Woche hinein fernhalten. Denn von Telheim muß er sich nach Regensburg begeben, um mein Stellvertreter bei einer Feier in Mittelmünster zu sein. Das alte ehrwürdige Stift ist dir ja wohlbekannt.“

Kenata nickt mit einem Lächeln, das die goldigen Reflexe der Kindheitserinnerungen widerspiegelt.

„Ach ja! wie manch liebes Mal hab' ich als Kind in dem herrlichen Stiftsgarten gespielt, der an den meiner Ruhme grenzte.“

„Ich entsinne mich wohl, daß du davon sprachst. Und das mag auch der Hauptgrund gewesen sein, weshalb ich diesem Stift immer einen besonderen Anteil entgegenbrachte. Sicher erinnerst du dich auch der Abtissin?“

„Mutter Mechthildis? Wie könnte ich sie wohl vergessen, so freundlich wie sie damals zu mir war? Und besonders auch einmal viel später. Es war in jenen Karnevalswochen. Da traf sie mich eines Tages in einer Ecke des Stiftsgartens, wohin ich mich geflüchtet hatte, um meinen Tränen freien Lauf zu lassen. Ich schüttete mein Herz vor ihr aus, und sie tröstete mich, wie sonst wohl nur eine Mutter Trost spenden kann.“

„Ach, hätte ich das nur geahnt! Vieles von ihrem liebevollen Wesen zu mir — ihr Blick, ihre Miene zumal, als ich das letztmal mit ihr sprach und im Begriff stand, hierher zu reisen — gar vieles wird mir dadurch klar! Die gute Seele!“

„Es ist ihr doch nichts zugestoßen?“

„Zugestoßen? Nein, Kenata. Gott hat sie zu der Seligkeit gerufen, die er seinen Auserwählten bereitet hat.“

Kenata neigt den Kopf.

Sie schweigen beide eine Weile.

„Und wegen ihres Todes willst du mit mir sprechen?“

„Ja.“

„Vielleicht über die Beisetzung?“

„O nein. Über eine würdige Ausfüllung des Platzes, der nun leer steht.“

„Aber in dieser Frage kannst du doch kaum meinen Rat gebrauchen.“

„O, ich weiß nicht. Ich habe sogar nicht verschmäht, meinen Samulus um Rat zu fragen . . . Wie gefällt dir übrigens der junge Mann?“

„Nicht sehr, um die Wahrheit zu sagen . . . Warum, weiß ich selber kaum . . . Wenn du ihn schäzest, werde ich versuchen, einen besseren Eindruck von ihm zu bekommen.“

„Vincentius ist jedenfalls ein sehr kluger Kopf. Das hat er auch bei dieser Gelegenheit bewiesen. Denn ohne sich zu bedenken, machte er sofort die richtige Bemerkung, ein Stift wie das Mittelmünster brauche eine Vorsteherin, die aus einem hervorragenden Geschlechte stamme und sich entweder durch weltlichen Rang oder dadurch auszeichne, daß der Name in den Ohren der Kirche einen guten Klang habe. Als Beispiel nannte er meine eigene Familie. Heinrich von Winterstetten ist unvergessen als einer der letzten Kreuzfahrer, und das wiegt hier jeden weltlichen Adelsrang auf.“

„Das leuchtet mir ein. Gewiß war das ein Zeichen guter Urteilskraft.“

Renata blickt nachdenklich auf das Muster ihrer Arbeit.

„Ich weiß aber nicht, wer aus deiner Familie — — ja da ist freilich Schwester Sophia in München — —“

Bischof Ottmar schüttelt lächelnd den Kopf.

Seine Base im Clarissen-Kloster in der Residenz Bayerns war seit zehn Jahren stocktaub und hatte von jeher einen äußerst dürftigen Verstand besessen.

„Nein, von ihr kann freilich nicht die Rede sein. Aber fällt dir denn gar nicht ein, daß deine Familie sich genau in derselben Lage befindet? Valentin von Langenstein ist ein ebenso bekannter Kreuzfahrer wie Heinrich von Winterstetten.“

„Ach ja. Jetzt versteh' ich, warum du mich fragst.“

Wiederum zieht sie das Muster zu Rat, als ob die Rebe, die sich zwischen Pfeilern und Bogen hindurch schlängelt, der Stammbaum derer von Langenstein wäre. Auf keinem ihrer Blätter jedoch scheint sie einen passenden Namen zu finden. Die goldig-braunen Augen heben sich zu dem Freund empor mit einem Blicke, der daran zweifelt ihm helfen zu können.

„Kein weibliches Mitglied unserer Familie befindet sich in einem Kloster oder geistlichen Stift. Nicht in der entferntesten Linie ist jemand zu finden. Schwester Anna starb im Frühjahr, aber das weißt du vielleicht nicht.“

„Nein, das wußte ich nicht.“

„Jedenfalls war sie die einzige.“

„Es gibt noch eine, die in Frage kommt, wenn auch weder im Kloster noch im Stift. Du selbst, Renata.“

„Ich!“

Sie sinkt gegen die senkrechte Rücklehne des Stuhles zurück und betrachtet ihn mit einem Blick, als zweifle sie, ob er scherze oder im Ernst rede.

„Das scheint dir nun ein wunderlicher, wohl gar ein wilder Gedanke. Und doch war er der erste, der mir kam, sobald ich mich etwas von dem Stoß erholt hatte, den mir der plötzliche Verlust dieser mütterlichen Freundin versetzte. Ja, es scheint mir, als ob dieser Gedanke mir von ihr selber eingegeben sei; als ob sie auf den Abtissinstuhl zeige, den sie hat leer stehen lassen: dort soll nun eine sitzen, die dir unendlich mehr Trost und Stütze sein wird als ich es konnte.“ —

Renata antwortet nicht.

Ihr Blick, noch immer vom Nebenmuster gefesselt, meidet den seinigen.

Sie ist gerührt; noch mehr ist sie verwirrt.

Was soll sie ihm antworten? Wie diese neue Hoffnung vernichten, die offenbar so tiefe Wurzeln in ihm geschlagen hat? Welche Gründe ins Feld führen, gegen die sein Eifer nicht sofort Rat zu schaffen weiß?

„Ich sehe wohl, daß es dir schwer fällt, dich mit diesem Gedanken vertraut zu machen. Das wundert mich keineswegs. Glaube auch nicht, daß ich dich drängen will oder jetzt schon eine Antwort von dir erwarte. Zuerst mußt du wissen, worum es sich handelt, was für eine Anstalt das Mittelmünster eigentlich ist, und was aus ihr gemacht werden kann, welche die Obliegenheiten der Abtissin sind — —“



Renata nickt. Nichts ist ihr im Augenblick lieber, als eine stumme Zuhörerin zu sein.

Sie hat ihre Nadel wieder zur Hand genommen und setzt regelmäßig Stich neben Stich mit dunkelvioletter Wolle in die Schattenseite einer Traube, während Ottmar, vom Gedanken an das bevorstehende Zusammenleben in Regensburg hingerissen, sich über Geschichte, Institutionen und Zukunftsmöglichkeiten Mittelmünsters verbreitet.

Renata vernimmt das nur mit halbem Ohr.

Soll sie ihm offen sagen: „Ich gehöre dem geheimen Kreis der Gottesfreunde an — du siehst also, daß du mich unmöglich zur Äbtissin eines solchen rechtgläubigen Stiftes ernennen kannst!“ Dies ist der einzige entscheidende Grund, und es ist nicht möglich, ihm mit dem zu begegnen. Soll sie sich auf ihre Freiheit berufen, auf die sie verzichten müßte? Würde er es verstehen, daß sie deshalb es ablehnt, seinen brennenden Wunsch zu erfüllen? Denn brennend ist er: noch mehr als die Worte verrät es der Stimmklang, welche Macht diese Vorstellung mit all ihren Zusammenhängen schon gewonnen hat über ein Gemüt, das die ganze Beweglichkeit der Jugend bewahrt hat, um sie mit der Unerschütterlichkeit des Manneswillens zu paaren.

Aber gibt er ihr nicht selber einen guten Vorwand an die Hand, wenn er jetzt so lebhaft die schönen Zukunftsmöglichkeiten Mittelmünsters ausmalt?

„Und mein eigenes Stift — Burg Langenstein? Alles, was ich damit vorhabe? Das ist die Kleinere

Sache, gewiß, aber es ist meine eigene. Und sie sollte ich aufgeben? Alles, was ich mir erdacht, ja schon halbwegs angefangen habe — das sollte ich im Striche lassen!“

„Sicherlich nicht, Renata, das wollen wir in erster Linie weiterführen. Alles soll nach deinen Bestimmungen und Anweisungen ausgeführt werden — laß das meine Sache sein. Ehe du jene hohe Stellung antrittst, mußt du wenigstens ein Jahr im Stifte verbringen, erst dann kann ich dich zur Äbtissin ernennen. Natürlich ist das überhaupt ein außerordentlicher Schritt, du kannst dich aber darauf verlassen, daß ich Mittel und Wege zu finden weiß. Bist du aber erst Äbtissin im Mittelmünster, dann wird dir der Weg nach Langenstein wenig Mühe machen. Du kannst, so oft es dir beliebt, den alten Ort besuchen — auch dann und wann auf kürzere Zeit hier wohnen, so daß du das Steuer fest in deiner Hand behältst. Schwester Irene, die Vize-Äbtissin, kann, wenn du fort bist, stets wieder in diese Stellung eintreten; das läßt sich alles aufs beste einrichten.“

„Aber es wird nie das werden, mein Stift Langenstein wird auf diese Weise nie das werden, wie wenn ich ständig hier wohne und ihm alle meine Kräfte widme.“

„O, das weiß ich nicht! Sicher aber ist, daß das Ganze, ich meine dein gesamtes Lebenswerk, wohl ein anderes wird, dafür aber sich um so reicher und bedeutungsvoller gestaltet. Ich sagte dir gestern, dies Langensteiner Stift solle unsere gemeinsame

Arbeit werden, ein Werk, das unsere Lebensfäden wieder zusammenknüpft. So soll es auch bleiben, nur daß eben dieses Werk sich auf einer weit höheren Stufe wiederholt. Stift Langenstein und Stift Mittelmünster — das ist derselbe Choral, erst auf einem Psalterium, dann auf einer Orgel gespielt.“

Renata seufzt. Diese Vorstellung hat ohne Zweifel etwas Verlockendes. Etwas, das zu ihrer Unternehmungslust, zur Weite ihres Blickes, zu der Kraft, die sie in sich fühlt, mächtig spricht. Ihre Schultern sehnen sich danach, diese Doppellast stolz zu tragen. Und es ist auch etwas darin, das zu einem anderen, einem weiblicheren Gefühl hingebender Sehnsucht in ihr spricht.

Es ist, als ob er das spüre, und nun keinen Augenblick verliere, um sich an diese zu wenden.

„Die neue Burg Langenstein sollte ja eine Heimstätte für unser neues Zusammenleben werden. Wie ganz anders frei und vollkommen wird sich dies aber in Regensburg entfalten können! Nur vereinzelte Besuche könnten mich bisweilen hierherführen, ich wäre ein verhältnismäßig seltener Gast. Dort aber wird mein Amt und das deinige uns immer zusammenbringen, und zwar auf die ungewungenste Weise. Ja, noch mehr. Die Äbtissin Mittelmünsters ist keineswegs innerhalb der Klostermauern gefesselt. Schwester Mechtildis lebte aus eigener Wahl streng Klösterlich. Sie hatte eine tiefe Trauer, die sie nie ganz überwand und wodurch sie der Welt gänzlich fremd wurde. Du hast aber die Freiheit, an aller edeln Geselligkeit in den

Rittertürmen Regensburgs und in meinem Palaste teilzunehmen. Nicht einmal ein Ordensanzug braucht dich von anderen Frauen deines Standes hemmend zu unterscheiden. Als Kind hab' ich die Vorgängerin der Schwester Mechtildis in Sammet und Seide im Saale meines Oheims stolzieren sehen. So werden wir uns immer wieder treffen, haben hundert, teils zufällige, teils verabredete Begegnungen, auf die wir hoffen, auf die wir hinblicken können — — —“

Ottmar hat sich erhoben und geht im Saale hin und her, vom Fenster zum Kamine, der in seinem mächtigen Aufbau von roten Backsteinen mit dem weitausladenden Rauchfange und den Eissenbelegten Sitzplätzen ziemlich die Hälfte der einen Kurzwand einnimmt.

Die Sonne scheint durch rubinrote, violette, goldgelbe und orangefarbige Scheiben herein, die das Wappen der Langensteiner bilden. Mit schnellen, federnden Schritten durchmißt er die bunte Lichtbrücke, die über die blankschwarze Diele gespannt ist, während er ihr das lockende Regensburger Zukunftsbild ausmalt.

Renata hat ihre Arbeit vergessen und folgt ihm mit einem Blicke, der wärmer und leuchtender ist, als sie wohl selber weiß. Es ist herzerquickend, wie jugendlich er in diesem Traume auslebt, dessen allbeherrschender Mittelpunkt sie selber ist. Diesen Traum mitzuträumen, läßt ihr Gemüt beseligt aufatmen, wenn sie auch weiß, daß er sich nie verwirklichen wird.

Als er sie nun aber mit einem halb erwartungsvollen Lächeln ansieht, fühlt sie, daß gar zu viel verräterisches Leben in ihrem Blick ist, und nimmt wieder ihre Zuflucht zu Nadel und Garn.

„Hast du aber auch bedacht, ob du dadurch nicht dir selbst und deiner Stellung ernstlich schadest? Hast du dir überlegt, von welchen Gefahren ein solches Verhältnis umgeben ist und was böse Zungen daraus machen können?“

Ottmar ist am Kamine stehen geblieben.

Da er nicht antwortet, wagt sie es, zwischen zwei Stichen einen Blick auf ihn zu werfen.

Der Herd ist geräumig genug, um eine ganze Birke zu verschlingen. Ottmar sieht aus, als ob er nicht übel Lust hätte, ein solches Kirschenfeuer dort anzufachen, um alle jene bösen Zungen darin zu verbrennen und ihre Asche in alle Winde streuen zu lassen, damit nicht die Atome einer einzigen sich bei der letzten Posaune zusammenfinden könnten, um gegen ihn und die Dame seine Herzens Zeugnis abzulegen.

Sie hat wohl auch in jungen Tagen gelegentlich einen Schimmer von dieser Seite seiner Natur bemerkt. Was aber damals rot sprühte, das leuchtet jetzt weißglühend, es erschreckt und blendet sie. Schnell wendet sie ihren Blick wieder der Weinbeere zu, die um ein Duzend Stiche reift, bevor er seine Sprache wiedergefunden hat, die jetzt übrigens ruhig genug ist:

„Du hast da eine Seite der Sache berührt, die allerdings erörtert werden muß. Ja, mit den bösen Zungen bekommen wir es auf alle Fälle zu

tun. Wir müssen auf sie Rücksicht nehmen, und wir müssen uns über sie hinwegsetzen — beides bis zu einem gewissen Grade. Hier wie dort. Ich bin nicht so sicher, ob sie nicht hier noch gefährlicher sind, wo du so abgesondert lebst, und wo man meine Besuche nicht geheim halten kann noch soll, während unser Beisammensein sich der allgemeinen Aufmerksamkeitsamkeit entzieht. Wenn ich ‚gefährlich‘ sage, denke ich dabei nicht an mich und meine Stellung, sondern an deinen guten Ruf.“

Renata nickt und vergönnt sich einen flüchtigen Blick.

In seinen Augen stehen Zärtlichkeit und Besorgnis geschrieben; um seinen Mund liegt ein Zug, der deutlich zeigt: dieser Mann hält seine Stellung für so hoch, daß alles Gerede der Menge ihm gleich den Windstößen gilt, die den Straßenstaub unter den Hufen seines Pferdes emporwirbeln.

„In Regensburg hingegen wird gerade die Öffentlichkeit, womit unser Verhältnis auftritt, sein bester Schutz vor dem Pöbel sein — womit ich den in Sammet und Zobel meine, denn mit ihm haben wir es zu tun. Er wird zweifelsohne damit anfangen, zu schielen und zu flüstern, aber er wird sich an unser Verhältnis gewöhnen und es schließlich anerkennen, wie so manche minnigliche Freundschaft zwischen einem Prälaten und einer edelen Ritterdame anerkannt, ja hochgehalten worden ist als eine geistige Ehe.“

Renata beugt sich tiefer über ihre Arbeit, deren Muster sie auch so kaum unterscheiden kann.

„Aber sind solche böse, mißdeutende Zungen die einzige Gefahr, Ottmar? Gibt es nicht eine weit größere, die uns droht — eine, die sich in uns selber verbirgt?“

Der Klang dieser Worte jagt ihr einen Schrecken ins Blut. Sie wünscht sie unausgesprochen. Ein scharfer Schmerz in der Spitze des linken Daumens ist ihr eine willkommene Ablenkung. Es kostet sie einige Anstrengung, einen kleinen Ausruf zurückzuhalten, und diese Tat der Selbstbeherrschung gibt ihr die Ruhe wieder. — —

Ottmars Stimme klingt unerwartet nahe, gerade über ihr.

„Dies stellt allerdings jenen ‚echten Weinstock‘ vor, von dem der Evangelist spricht; aber du färbst seine Beeren mit zu echtem Purpur. Es ist ja doch nur ein gesticktes Bild.“

Sie blickt hinab. Ein Blutstropfen ihres Singers hat eine der vorgezeichneten Beeren gerötet.

„Renata! Wir wollen nicht mit unserem Herzblut ein Bild, einen leeren Schemen färben. Das Leben, das unser hätte sein sollen, wurde durch meine Torheit und meinen Wahnsinn verscherzt. Ein Schatten — meine Schwermut, meine angeerbte Seelenangst — sog mit Vampyr lipsen sein frisches Jugendblut ein, bis er die Farbe des Lebens gewann und für mich wirklicher als die Wirklichkeit ward. Doch siehe, in ihrer Gnade hat die Vorsehung uns diese neue Möglichkeit gegeben. O, meine süße Geliebte! sollen wir ihr Geschenk von uns weisen, es scheuen aus Furcht vor einem neuen

Schatten, dem Gespenst einer Gefahr in uns selber? Besser dieser Gefahr trogen, besser sie bekämpfen, besser — ja, ich wage es zu sagen — besser ihr unterliegen, als uns im voraus durch sie das Glück verscheuchen lassen, das noch unser werden kann — und soll.“

Kenatas Kopf sinkt auf ihren Arm, der neben der verlassenen Stickerei ruht. Von dem gelben Glasstück in einem Wappenfeld schießt ein Strahl über die braunen Flechten, sie mit goldigem Schein überglänzend. Zärtlich ruht der Blick Ottmars auf dieser Haarfülle. Der Gedanke erfreut ihn, daß sie nicht der Schere zum Opfer zu fallen brauche, wie es geschehen müßte, wenn Kenata in ein gewöhnliches Kloster einträte.

So sicher ist er schon seiner Sache!

„Es sind weder äußere noch innere Gefahren, die die Macht haben werden, um uns im Wege zu stehen,“ fährt er fort, indem er sich mit einer Willensanstrengung abwendet; denn ihn überkommt die Versuchung, einen brennenden Kuß auf diesen gebeugten Nacken zu drücken, dort wo seine warme Elfenbeinfarbe in den weichen Schatten des Haares hineingleitet.

Wie er sich entfernt und seine Wanderung zwischen Fenster und Kamin wieder aufnimmt, hat Kenata das Gefühl, als würde ein Druck von ihr weggenommen.

„Aber wie ich dir schon sagte, ich will nicht in dich dringen. Ich erwarte nicht, daß du jetzt eine Entscheidung triffst. Ein solcher Schritt will wohl



überlegt sein. Auch kann ich mir denken, daß dir Bedenlichkeiten ganz anderer Art kommen werden — dir vielleicht schon gekommen sind. Du bist eben nicht wie die Anderen — Gott sei Dank —, deine Anschauungen, deine Gefühle sind nicht die der Menge. ‚Wie werde ich in das Mittelmünster hineinpasse?‘ fragst du dich wohl. ‚Werde ich in dieser Luft atmen können, unter dem Drucke flachstirnigen Massenglaubens und engherziger Frömmigkeit?‘ — denn so wirfst du dir den dortigen Geist vorstellen, und viel mehr darf man von einer solchen Anstalt in der That auch nicht erwarten. Du mußt aber bedenken, daß eine Hirtin über der Herde stehen soll . . . Es mag aber wohl sein, daß du dir sogar sagst: — ‚Ich würde mich eines Betrugers schuldig machen, wenn ich mit meinen Anschauungen in eine solche kirchliche Stellung träte.‘ —

Renata blickt erschrocken zu ihm auf.

‚Mein Gott! liegen denn meine geheimsten Gedanken vor diesem Manne offen wie ein Buch?‘

‚Darum sag’ ich dir ausdrücklich: weise solche Bedenken weit von dir weg! Du sprachst gestern selber von Meister Eckhart. Wie verschieden war doch sein religiöses Denken und Schauen — verschieden besonders in seiner eigenthümlichen, stark persönlichen Ausdrucksweise — von allem, was Kirchensprache ist und sein muß! So verschieden in der That, daß es ja bekanntlich den Gegnern unseres Ordens gelang, bei einem Papste, der sich an Frankreich verkauft hatte, die Verkegung dieses deutschen Gottesdenkers durchzusetzen. Aber bis

zu seinem Tode hatte er, zwar nicht unangefochten, aber siegreich, den höchsten Lehrstuhl der Christenheit inne, denselben, auf dem vor ihm Albertus Magnus gesessen. Glaubst du, daß er mit Gewissenszweifeln an dieser hohen Stelle stand? Daß er nicht im Gegenteil sich selber sagte: — gerade dies, daß ich höher denke und tiefer schaue als die Menge der Kirchenlehrer, gerade das verpflichtet mich hier zu stehen!“

Renatas Kopf ist wieder auf ihren Arm gesunken. Sie atmet tief, fast stöhnend.

Ein ganzer Chor von Stimmen in ihrem Inneren gebietet ihr, dieser Stimme zu lauschen, so geliebt und so liebevoll, vor allem aber so verständig und welterfahren und zugleich so besorgt um ihr Wohl; endlich auch mächtig genug, um dies Wohl zu fördern.

Aber eine einzelne Stimme dringt durch diesen ganzen Chor und will sich nicht übertäuben lassen:

„Ja, lausche! Merke dir, was er sagt! Hör' ihn, denn er hat recht — recht auf seine Weise. Wie sollte er nicht, er muß es ja wissen. Denn er ist der Mann der Kirche. Der Weg, den er dir zeigt, ist der Weg der Kirche und der Welt; es ist nicht der der Gottesfreunde. Höre, und merke dir seine Worte! Denn du mußt jetzt wählen zwischen ihm und dem anderen, zwischen dem großen Freunde der Kirche und dem großen Freunde Gottes; zwischen dem Geliebten deiner Jugend und dem Meister, dessen Worte und Schriften, dessen gutes Beispiel dein Trost und deine Hoffnung ward, dem du dich

an Gottes Statt zugrunde gelassen hast! Was wird aus dieser geistigen Tochterchaft werden, wenn du im Mittelmünsterstifte zu Regensburg als Äbtissin Hof hältst? . . . Höre und wähle!

Ottmar schreitet nicht mehr hin und her. Er ist näher getreten. Sie weiß, daß er ihr gegenüber, dort am Tische steht. Sie fühlt seinen Blick auf sich ruhen.

„Weißt du, Kenata, warum ich mich jetzt hier auf Burg Langenstein befinde?“

„Um mich wiederzusehen.“

Sie blickt auf mit ihrem leuchtenden Lächeln, als sie so seiner seltsamen Frage mit ihrer einfachen, geraden Antwort begegnet.

So einfach-gerade, daß er trotz seinem besorgten Ernste selber lächeln muß, als er antwortet: —

„Du hast recht, Kenata. Das war der Grund. Aber wir Männer, und besonders Männer in meiner Stellung, wir haben oft zwiefachen Grund. Einen, aus dem wir handeln und einen, mit dem wir Anderen und oft auch uns selber unsere Handlungen erklären. Ein solcher Scheingrund war der, daß du der Ketzerei bezichtigt bist.“

„Dann bist du also hier, um mich zu verhören?“

„Ich bin hier, wie du selber sagst, um dich zu sehen. Ich legte jenen Anschuldigungen so wenig Gewicht bei, daß, als ich mich entschloß hierher zu reisen, ich kaum daran dachte, dir dadurch als Schutz zu dienen. Jetzt aber habe ich die Überzeugung gewonnen, daß Leute, die dir schaden wollen, in deiner unmittelbaren Nähe sitzen, daß du im

Städtchen dort unten einen bittern Feind hast, zwar keine hochstehende Persönlichkeit, aber vielleicht doch keine ungefährliche.“

„Ich weiß, wer es ist.“

Ottmar nickt.

„Auch dies Lot muß in die Wagschale gelegt werden, wenn sie das genaue Gewicht angeben soll. Es wiegt sehr für das Mittelmünster gegen Langenstein. Schon von solch einer spähenden Nachbarschaft fern zu sein, ist für dich ein großer Gewinn. Ein noch größerer ist, daß du, wenn du in dies Stift trittst, die beste Antwort auf derlei Gerüchte gibst, und daß ich sie vollende und unterstreiche, indem ich dich zur Äbtissin des Stiftes mache. Denke daran, was ich dir gestern von dem Unwetter sagte, das vom Welschlande her im Anzug ist; und daß derjenige Flug tut, der beizeiten den Schutz der Kirche auffucht. Wo ist dieser Schutz stärker als im Schatten des Krummstabes? Dazu hat sich heute ein unerwarteter Weg geöffnet. Gib mir jetzt keine Antwort, aber denke darüber nach, Renata!“

Sie hört seine Schritte auf der Diele, hört die Thür sich öffnen und hinter ihm schließen.

Hört in ihrem Inneren die vielen Stimmen und jene eine:

„Höre ihn! Er zeigt dir seinen Weg, seinen und den der Kirche. Den Weg, der von der Gefahr, vom Martyrium wegführt — — und weg von dem Pfade der Gottesfreunde.“ —





Driffes Buch



## Erstes Kapitel.

### Defensio Eckehardii.



Bischof Ottmar reißt das Fenster in der Turmkammer auf.

Frische Luft gibt es zwar keine, aber wenigstens Luft, wenn sie auch schwül ist.

Schwül! sie ist heiß wie die eines Backofens.

Sie strömt nicht zu ihm herein. Er merkt sie erst, als er den Kopf hinausreckt und die Stirn gegen sie stößt. Denn sie scheint draußen zu stehen gleich einer unbeweglichen Sache.

Von den vielen glühenden Tagen ist dieser der glühendste.

Auch das Auge hat keine Freude am Sonnenlichte.

Blendend genug ist es, aber matt, fast farblos, bläulich weiß und einsörmig stillstehend wie die Luft.

Drüben über dem Kamme des Waldberges stehen ein paar rötliche Wolkenblasen. Sie sehen aus, als wären sie mit Wüstenhize gefüllt, und bereit zu plagen, um diese Hize dann über den Abhang ins Tal zu ergießen; eher das, als daß sie ein kühlendes Gewitter verhießen.



Wochenlang hat man Tag um Tag solche Wolken am Himmel aufsteigen sehen.

Verdrüßlich schlägt Ottmar das Fenster zu.

Dann lieber die eingeschlossene, modrige Luft der Kammer und das gedämpfte grünliche Licht der Scheibchen.

Mit Ausnahme des kurzen Mittagmahles hat Ottmar den ganzen Tag in seiner Kammer zugebracht. Er wünscht nicht Renata allein zu treffen, denn er will nicht in sie dringen oder auch nur den Schein davon erwecken.

Wenn er sich aber in seiner Stube eingeschlossen hat, dann geschah es nicht, um Ruhe zu finden. Er hat nicht erwartet, dort welche zu finden, und es ist auch keine da, wie still es auch ringsum ist.

Das unablässig quälende Bewußtsein, daß er, solchermaßen eingemauert, einen Tag von den wenigen verliert, die er sich hier auf Burg Langenstein gönnen kann, noch dazu einen von den wenigeren, da sein Samulus abwesend ist, wirkt wie ein steter Störenfried. Mehr als einmal hat er schon die Hand auf den Thürgriff gelegt, um hinunterzugehen, wo die Möglichkeit ist, Renata zu treffen, und mit einem Seufzer hat er die Hand wieder zurückgezogen.

Um über diesen unerträglichen Zustand hinwegzukommen, hat er sich Kopfüber in eine Arbeit gestürzt.

Der Tisch bezeugt, daß er wenigstens seine Zeit nicht verloren hat. Die Platte verschwindet fast unter Papierblättern und Pergamentstücken von

allerlei Größe und Form, alle beschrieben — hier eine ganze Seite, da eine halbe, dort nur ein paar Zeilen — oft schräg hingekragt, wie das Blatt gerade lag, — überall dieselben furchtbaren Schriftzüge, die er morgen kaum selber wird lesen können, und die gewiß kein fremdes Auge deuten kann — das Vincentius' ausgenommen.

Aber kann er Vincentius das zu lesen geben, was er da geschrieben hat?

Er läßt das Heft, in dem er liest, sinken, als er diese Frage an sich selbst stellt, und schüttelt den Kopf mit einem bissigen Lächeln. Lieber selbst die langweilige Arbeit der Reinschrift auf sich nehmen . . . Es sei denn — — das Lächeln wird alles andere denn bissig: — Renata war in alten Tagen, die die jungen Tage waren, sehr gewandt, seine Krähenfüße zu deuten. Sie sind freilich seitdem noch ärger geworden — aber, wenn er sie erst genau durchginge, die Buchstaben hier und da etwas deutlicher nachschriebe . . . ?

Auch das würde dann eine kleine Gemeinsame Arbeit werden, die Renata und ihn verbinde.

Mit welchem Eifer und Verständnis würde ihr hoher Geist nicht seinem Ideenfluge folgen! Welche Weihe, wie durch die Hand Unserer lieben Frau, würde nicht seine Arbeit durch diese Gemeinschaft empfahn! Welch taufreischer Glanz würde diese Gedanken umleuchten, wenn er sich vorstellt, daß er sie vor allem für ihren Blick niederschreibe . . .

Er vertieft sich wieder ins Lesen.

Es ist jenes Heft, das man in Telheim bei dem alten wandernden Sänger fand: — ein Auszug aus den Predigten Meister Eckharts.

Zuerst hatte Kenata wie von ohngefähr diesen Namen genannt, der ihm schon wegen seines Ordens teuer und ehrwürdig ist. Dann fiel ihm diese Schrift des Meisters in die Hand. Endlich hat er gestern selber Kenata gegenüber sich auf Eckhart berufen, als ein Beispiel freien und tiefen Denkens innerhalb der Kirche.

Dadurch war ein alter Plan bei ihm wieder lebendig geworden.

In jungen Tagen, als sein Ehrgeiz mehr auf wissenschaftlichen Ruhm denn auf kirchliche Hoheit und Macht gerichtet war, hatte er des öfteren daran gedacht, eine Verteidigung des berühmten, aber scharf angegriffenen Meisters zu verfassen. Es war seine Absicht gewesen, diese Verteidigungsschrift gegen die Hauptleuchte des gegnerischen Ordens, William von Occam, zu richten, den einzigen glänzenden Namen, der sich unter den Unterschriften auf dem Anklagedokumente gegen Eckhart befand.

Oft hatte er damals mit zierlich gemalten Schnurzelzugeln von verschiedener Größe einen Entwurf des Titelblattes geschrieben und sich dessen Wirkung sowohl auf die Meinungsgenossen wie auf die Gegner vorzustellen versucht; bis dasselbe, nachdem es verschiedene Wandlungen durchgemacht hatte, sich in der knappen Form festlegte:

Defensio Eckehardii  
Doctorem Invincibilem Vincens  
,Te defendo calamo'\*)

Mit welchem Stolz hatte er sich damals dieses Doppelstachels gefreut: die anzügliche Hindeutung auf den eiteln Ehrentamen, den Occams Ordensbrüder und sonstige Anhänger ihm beigelegt hatten; wie nicht weniger auf die etwas prahlerischen Worte, womit er den Schutz des Kaisers dem Papste gegenüber angerufen hatte: — ,Tu me defendas gladio, ego te defendo calamo'\*\*)).

Weiter als zu diesem vielversprechenden Titelblatt und zur Niederschrift einzelner Gesichtspunkte und ein paar leitender Gedanken war diese Streitschrift nie gediehen. Das Emporklettern jener goldenen Leiter, die eher die kirchliche Sankt Peters als die himmlische des Erzwaters Jakob war, hatte den Verfasser gar zu sehr in Anspruch genommen, um ihm Zeit für solche Ulotria zu gewähren, die noch dazu, von den bald erklommenen Sprossen aus betrachtet, keineswegs zu empfehlen waren. Die Schrift blieb wie so vieles andere ein Jugendtraum — aber nicht der Jakobs!

Ein Schmerz war es ihm schon damals — und ist es noch jetzt —, daß dieser Gegner längst gestorben war. Er hatte jedoch gelehrte Anhänger

---

\*) Verteidigung Eckeharts  
den unüberwindlichen Doktor überwindend  
,Ich verteidige dich mit der Feder'.

\*\*) Verteidige du mich mit dem Schwert, ich verteidige dich mit der Feder.

genug hinterlassen, die seine Sache verteidigen würden. Daß freilich Occam ebensowohl wie Eckhart verletzert war, gereichte Ottmar nur zu geringem Troste. Denn einmal hatte der dreiste Franziskaner mehr durch seine antipäpstliche Politik als durch seine Theologie die Bulle auf sich gezogen; und dann betraf die Verdammung von Occams theoretischen Sätzen viel mehr seine Philosophie als seinen Glauben, so daß er weniger legerisch belastet war als der Dominikaner-Meister. O nein, an Occams Glauben war nichts auszusagen; die Sache fiel ihm leicht genug. Hatte er doch die Theorie der beiden Taschen erfunden! In der einen barg sich die Wissenschaft, in der anderen der Glaube. Weit entfernt davon, wählerisch zu sein, schien er vielmehr zu rufen: Nur immer her mit Euren Glautensforderungen — je mehr und je toller, um so besser! 's ist Raum genug dafür in meiner rechten Tasche, und meine linke weiß nichts davon.'

Ist es nun, daß Ottmar, auf dessen Schultern die bischöfliche Würde mit ihren Zukunftsaussichten etwas schwer zu lasten anfing, sich hier auf Burg Langenstein wieder jung fühlt — ist das der Grund, warum dieser Jugendplan heute so fruchtbaren Boden findet? Jedenfalls: kampffröhlich und sehdbereit, wie es die Jugend ist, zittert sein ganzes Wesen beim Klange dieser Heroldstrompete, die zum geistigen Turniere ruft: — ‚Wir wollen doch sehen, ob es uns nicht gelingt, mit der Sederlanze diesen ‚Unüberwindlichen‘ von seinem hohen Pferde zu stoßen!‘

Und wenn auch die Verteidigung das Ursprüngliche war, so ist es jetzt der Angriff, der ihn am stärksten reizt. Ist ihm doch Occams „nominalistische“ Philosophie gleich der Pest verhaßt. Dies sinnliche Haften an den Einzeldingen, diese Verleugnung der Realität der Begriffe, der Ideen und der Urbilder, denen sie, anstatt solche göttliche Wesen in einem Himmelspalaste wohnen zu lassen, eine dürftige Heimstätte unter der menschlichen Hirnschale anweist — welcher Greuel des Uergernisses! Etwas Neues ist sie ja nicht, nicht einmal dessen kann sie sich rühmen! Daß sie aber jetzt dreister denn je den Kopf erhebt, ist ein beunruhigendes Zeichen der Zeit. In diesem welterfahrenen Engländer mit seinen beiden Taschen — in der einen gedankenloser Glauben, in der anderen ideenlose Wissenschaft, sorgfältig getrennt und leicht mitzunehmen — in ihm sieht er so recht das Gegenbild des deutschen Genius, der in dem großen Mystiker so tief gedacht, geschaut und gefühlt hat: einen ebenso flugen wie flachstirnigen Geist, der an allem rüttelt, was ihm selber teuer und heilig ist — seinem innersten Menschen vielleicht heiliger als manche *doctrina sancta*, in welcher er, von Amtes wegen, mit Occam übereinstimmt.

So ist es denn kein Wunder, daß im ersten gärenden Aufbrausen Thesen und Antithesen, argumenta ad hominem und ad rem, reductiones in absurdum, Paradoxen, Invektiven und Sarkasmen in wahren Tintenschauern sich über jedes erreichbare Stück Papier oder Pergament ergießen, bis

zuletzt selbst die so sorgfältig gepflegten adligen Singsinger Zeugnis von der Gewaltigkeit dieser schriftstellerischen Tätigkeit ablegen.

Der Schreiber hat sich jetzt vorläufig ausgerast. Er ist durch Lesen und grübelndes Nachdenken auf eine Weile verdrängt worden.

Ottmar läßt das Heft sinken, runzelt die Stirn, nimmt das Heft wieder auf, blättert zurück, liest nach, läßt es nochmals sinken, schüttelt den Kopf und seufzt — tief, fast aufstöhnend.

Bei diesem Lesen ist es ihm gar sonderbar ergangen.

Er kannte Eckhart hauptsächlich aus seinen lateinischen Schriften. Das Studium der freieren und individuelleren, in deutscher Sprache verfaßten Werke war ziemlich bald durch dringlichere Arbeiten unterbrochen worden. Als er sich nun in diesen kleinen Auszug vertieft, der vielleicht nicht ohne Absicht das Kühnste und Tiefsinnigste auf kleinem Raume zusammendrängt, findet er vieles, das ihn — abstößt! — o nein, im Gegenteil es lockt — aber wie das Verbotene lockt. Vieles findet er, das, je näher er es in der Absicht betrachtet, auf dem kirchlichen Turnierplatz für dessen Rechtgläubigkeit eine Lanze zu brechen, ihm immer schwieriger zu erklären erscheint — wenigstens es Anderen so zu erklären, daß sie es als unkeherisch verstehen.

Nicht allein ein Satz wie dieser: ‚Gott ist nicht gut, ich bin gut,‘ der den guten Vincentius so erschreckte. Daß das Moralische nur auf irdischem Gebiete Geltung habe, daß Gott über Unterschiede

wie ‚gut‘ und ‚böse‘ erhaben sei, das sind Gedanken, die einem geschulten Verstande, wie dem seinigen, geläufig genug sind. Allein es gibt andere Stellen, die schwierig sind, sehr schwierig, so daß es sogar gefährlich sein dürfte, sie anzuführen.

Nicht gefährlich für ihn selber — daran denkt er im Augenblicke nicht. Gefährlich aber insofern, als er dadurch leicht dem Meister mehr Schaden als Nutzen bringen könnte.

Dies alles ist nicht nur sehr sonderbar; es ist namentlich in hohem Grade beunruhigend.

Daß der Ordensprovinzial der Dominikaner und der Lehrer der Dogmatik an der Hochschule zu Köln kein Ketzer war, was auch ein weltlicher Papst aus seinem französischen Gefängnis in Avignon dekretiert haben mochte, das war von je ein Ordensdogma für Ottmar gewesen.

Aber woher kam denn die Schwierigkeit?

Ist es etwa diese Gluthize, diese ewig drückende Luft, die seinen Verstand betäubt, seine Gedankenkraft lähmt und seinen Geist derart herabstimmt, daß er geradezu darob erschrickt? Denn wie er nun so vornübergebeugt dasteht, den Kopf in die rechte Hand gestützt, das Gesicht in der linken herabhängend gleich einem Blatte, das von seinem Zweige fallen will, da ertappt er sich dabei, die Frage an sich selbst zu stellen: hat dieser Occam zu guter Letzt dennoch recht? Muß man sich wirklich darauf beschränken, zu glauben, nicht nur ohne zu verstehen, sondern ohne auch nur den Wunsch des Verstehens zu hegen, ohne danach zu streben, seinen Glauben



mit seinem übrigen Geistesinhalt zusammenzureimen?

Mein Gott — ist es so weit gekommen?

Unmutig springt er auf und wirft das Heft auf den Tisch zwischen die Papiere.

Ja, es ist dies verzweifelnde Wetter, Tag für Tag, aber heute schlimmer denn je. Irdische Lebensgeister können auf die Dauer diesen Druck nicht ohne Erschlaffung ertragen. Und dazu das Gefängnisleben, dem er sich heute verschrieben hat! Nein, es ist nicht länger auszuhalten!

Unmöglich, durch das Fenster die Luft von draußen hereinzulassen. Aber die Tür zur Wendeltreppe? Sperrangelweit auf damit! Das gibt doch jedenfalls freieren Raum.

Sogar ein wenig Kühle dringt aus dem fensterlosen Raum zwischen Plasterdicken Mauern herein.

Auch Laute — durch den Widerhall seltsam verumummt. Jedenfalls brechen sie diese einschläfernde Stille. Schritte . . . eine rufende Stimme . . . Klirren von Schüsseln — Beweise, daß sich dort unten Leben rührt.

Töne. Jemand vom Gesinde singt.

Das Zwitschern eines Vögleins wäre lieblicher und erfrischender; aber eine Küchenmagd, die den Rehrreim eines Liedes trällert, ist besser denn nichts gegen die Stimmung, in der er sich befindet.

Und jetzt ein Stimmenpaar: Frauen im Gespräch.

Er tritt auf die Wendeltreppe hinaus, lehnt sich an den Pfeiler — er ist so angenehm kühl — und lauscht. Gertrud von Laufen und Renata.

Wegen des Lauschens braucht er sich keine Vorwürfe zu machen; die Worte ertrinken im Widershall. Aber der Klang der Stimmen, wiewohl verhallt und übertrieben, ist erkennbar genug.

Sein Herz fängt an zu pochen. Bald klopft es so heftig, wie noch nie während dieses Aufenthaltes auf Burg Langenstein.

Und das tut gut. Es ist eine wahre Wohlthat, das Blut pulsieren zu fühlen, anstatt zu merken, wie das Bleigewicht der Gedanken immer tiefer und tiefer in eine Leere von Zweifel und geistiger Ohnmacht sinkt.

Eine Thür unten schließt sich hinter dem Stimmenpaar.

Ottmars Unruhe wird dadurch nicht gedämpft. Sie wird zur Bewegung und zur Unternehmungslust.

Es ist freilich ein Wetter, in dem keine Schnecke aus ihrem Hause kriecht, geschweige denn, daß ein Menschenkind aus freien Stücken die steinerne Schale verlassen sollte, die das Ärgste der Nachmittagshitze fernhält. Warum also nicht gerade jetzt ausgehen? Vado quia absurdum!\*) Nur nicht sich im durchglühnten Waldschatten umhertreiben — das hieße sich den plagenden Grübeleien erst recht ausliefern!

Etwas unternehmen.

Ja — aber was?

Nun, ist nicht gerade heut früh die Regensburger Mission unten in der Stadt angekommen? Man

\*) Ich gehe, weil es absurd ist. (Travestie des Tertullianischen Wortes: Ich glaube, weil es absurd ist.)

Könnte ja hinunter in das Elisabethinerinnenhaus gehen und hören, was der Einem wenig zusagende, aber erfahrene Franziskanermönch Bruder Martin von den dortigen Zuständen hält, um sich mit ihm über die notwendigen Schritte zu beraten? Den Burgfels hinunter und herauf an diesem ausgesuchten Tage zu dieser ebenso ausgesuchten Stunde, wo die Nachmittags-sonne sein Gestein bis zur Ofenglut erhitzt hat — allerdings ein verwegener, ja fast wahnwitziger Einfall. Eben deshalb ein annehmbarer. Um so mehr, als dadurch etwas ausgerichtet wird.

Außerdem hat er diesen Pfad nicht betreten, seitdem sein Fuß jugendleicht bergab, bergan sprang, wenn es galt, Renata irgendeine Sache zu verschaffen, die in dem Kramladen dort unten zu haben war und die sie gerade brauchte. Eine unwiderstehliche Sehnsucht ergreift ihn, die verkrüppelte Birke wiederzusehen, die über den Fluß hinaus hängt; nochmals auf der wie eine Ruhebank geformten Wurzel der alten Kiefer zu sitzen, wo er an dem Tage saß, da sie sich beim Himbeerpfücken gezankt hatten und sie im Zorne weglief; noch einmal wieder unten auf der Brücke zu stehen und zur lieben alten Burg emporzublicken.

„Ich werde in Schweiß gebadet zurückkehren, aber lieber das, als hier zu sitzen und inwendig zu kochen.“

Und da er allzeit ein Mann gewesen ist, der, wenn sich seiner ein Einfall bemächtigt, sofort zu dessen Ausführung schreitet, so vergehen nur auch wenige Minuten und er befindet sich außerhalb der Burgmauer unterwegs nach der Stadt.

## Zweites Kapitel.

### Zum goldenen Stierkopf.

Bischof Ottmar steht mitten auf der Brücke.

Er hat Halt gemacht an der gewohnten Stelle, wo der letzte Mauerpfeiler dem ersten Balken begegnet, und schaut hinauf, wo die Steine der Burg aus denen des Felsens emporgewachsen. Dort oben grüßt das einzige sichtbare Fenster, das der ‚Stadtstube‘, in der er diesmal noch nicht gewesen ist. Ob sich wohl noch Gelegenheit findet, hineinzugehen? oder ob er selber sie herbeiführen wird, lediglich um von dort aus auf die Brücke hinunter zu sehen, wie er jetzt von der Brücke zur Burg emporblickt?

Während er sich diese müßige Frage stellt, hallt ein Wellenschlag vieler Stimmen an sein Ohr, ohne daß er sie doch vernimmt.

Aber beim Weiterstreiten wird er sich ihrer bewußt. Er sieht auch jetzt unter dem Laubdache der Kastanienbäume vor dem Wirtshause viele Leute versammelt. Als er, um zu lauschen, stehen bleibt, tritt gerade Stille ein. Eine einzelne, durchdringende Stimme ergreift dann das Wort. Vermutlich ein Bußprediger, den die Seuche herbeigerufen hat. Allein dies Aufbrausen einer Stimmenwelle hat nicht den frommen Klang eines Responsoriums, selbst eines noch so kunstlosen. Ottmar geht ein paar Schritte weiter. Ein neuer, zorniger Brandungsschlag des Stimmenmeeres läßt ihn stillstehen. Gleich dem Nachplätschern einer schweren Welle zwischen den Steinen eines Felsufers ertönen Einzel-

rufe: — „Kegerin“ . . . „Beginenburg“ . . .  
„unsere Frauen und Kinder“ . . . „Bischof“ . . .  
„Nest ausräuchern“ . . .

Dies ist ernst. Er erinnert sich der Worte seines Samulus von der Gärung in der Stadt — Worte, deren er wenig geachtet hat. Hier ist Gärung, und mehr als das.

Ein paar Schritte weiter, wo der innerste Brückenspfeller mit seinem Strombrecher hinaustritt, befindet sich eine Bank. Ottmar setzt sich und lehnt sich zurück, so daß sein Kopf kaum die Brustwehr überragt. Es dürfte sich wohl zu wissen lohnen, was hier vorgeht.

Die durchdringende Stimme herrscht wieder allein, schließt aber mit einer Frage, gerade als Ottmar sich zum Lauschen zurechtgesetzt hat.

„Oder wüthet etwa die Seuche auch in Lengefeld, in Eifersdorf, in Kaltenbrunn? Habe ich vielleicht nur nicht davon gehört? . . . Ihr müßt es wissen.“

„Nein, nein! . . . Nur hier . . . Nur bei uns.“

„Nur hier? Merkt euch das: nur hier! Und wo, frage ich euch, ist in meilenweitem Umkreis der Ort, wohin — sollte man meinen — die Dämonen der Seuche sich weniger wagen dürfen? Kein anderer als eben dieser, eure eigene Stadt? Und warum? Nun, welches Zeichen bringt die Macht der Höllenspforten zum Zittern? Das Kreuz und das Bild des Gekreuzigten! — vor diesem Zeichen verkriechen sich die Dämonen. Aber sieht man denn nicht, wenn man sich eurer Stadt nähert, gerade dieses Zeichen, ja mehr noch: man sieht den Gipfel Golgathas mit seinen drei Kreuzen sich über die Dächer eures Stadt-

chens erheben, wie über ein Jerusalem. Denn die Strömmigkeit eurer Väter hat jenen Berg, wo einst heidnische Dämonen hausten, zu einem Heiligthume des Heilandes gemacht, auf daß kein Übel diese Stadt befallen möge. Seid ihr denn von deren gottgefälligen Wegen so weit abgewichen, daß auch das Stärkste nicht Macht genug besitzt, um euch gegen den Bösen und seine Heerschaaren zu beschützen?“

Der Redner macht eine Pause, damit die Angst und Zerknirschung seiner Zuhörer sich äußern kann.

Vom ersten Augenblick an kam Ottmar die Stimme des Busspredigers bekannt vor. Längst hat er sie jetzt als die Bruder Martins erkannt. Ach, welche unverzeihliche Torheit beging er doch, als er gegen seine bessere Überzeugung sich von Vincentius überreden ließ, diesen stierköpfigen, Futtetragenden Bauernkloß nur deshalb herzurufen, weil er ein paar Kräuterrezepte mehr kannte als der gute Bruder Klaus! Wo hatte er nur seine Gedanken gehabt? Wahrscheinlich bei Renata! Nun, um so mehr hätte er alles andere der Rücksicht auf ihre Sicherheit unterordnen und diesen blöden Sanatiker fernhalten müssen. Gepriesen sei der gottgesandte Gedanke, der ihn wenigstens zu dieser Stunde in die Stadt hinuntergeführt hat!

Mittlerweile ist die Graukutte in ihrem Texte weiter fortgefahren und zwar auf einer neuen und gefährlichen Sährte.

Allerdings sei dieser Berg ja nicht der einzige hier zur Stelle. Noch näher erhebe sich ein Fels, der sogar der Stadt ihren Namen gegeben habe — lapis

offensionis et petra scandali, das ist: — ein Stein des Anstoßes und eine Klippe des Uergnisses, mit Mauern befestigt, von Zinnen gekrönt, der Sitz einer Kegerin, wie Alle wußten. Ja, wußten nicht auch Alle, daß diese Selsenfeste sich anschicke, eine rechte Hochburg der Gottesfeinde zu werden?

„Und als ich mich heut' in der Frühe eurer Stadt näherte, gerade als Gott seine Sonne über Gute und Böse aufgehen ließ, o meine Brüder! da überfiel mich ein großes Grauen. Denn über die Stadt sah ich diesen Fels mit seiner Burg und hohem Turm ragen, gleich wie ein Satanshorn. Und ich sah seinen Schatten sich strecken und sich schwarz über eure Dächer hinlegen, so, als ob ich den schwarzen Tod selbst sein Siegel auf die Stadt drücken sähe.“

Bischof Ottmar findet, daß infolge der Lage es mit einem Wunder zugehen müsse, wenn bei Sonnenaufgang der Burgfels seinen Schatten nicht über die Stadt hinströcke. Diese Betrachtung scheint jedoch den Langensteiner Bürgern fern zu liegen. Die versammelte Menge fängt an zu murmeln, zu jammern, zu heulen. Wobei die Kettenhunde des Wirtshauses und einiger Nachbarhöfe sich zum Mitheulen verpflichtet fühlen und jenes unheimliche langgezogene Gröhlen anstimmen, das Hunde — wie Gott und jedermann weiß — für Gewitter und für Leichname bereit haben. Das Gewitter hat schon eine Woche lang in der Luft gelegen, und Leichname gibt es leider genug in der Stadt, auch werden noch mehr dazu kommen.

Dieser Nachhall wirkt so einschüchternd auf die Versammlung, daß plötzlich eine vollkommene Stille eintritt.

Ottmar sieht, wie die am nächsten Stehenden sich ducken und bekreuzen.

„Wundert es mich denn, daß jener Greuel des Argernisses, jene gekrönte Arche der Pestilenz noch dort oben thront? Ach nein! Und warum denn nicht? Weil, o meine Freunde, die Hand Gottes stark aber langsam ist, die des Menschen eilig, aber schwach. Der Hand Gottes würde es nicht mehr Mühe kosten, jene trugig ragende Burg in Trümmer zu stürzen, als jenes Kreuzifix auf dem Gipfel des Kalvarienberges umzuwerfen. Dies freilich vermögen auch Menschenhände gar leicht. Die Hände böser und gotteslästerlicher Menschen hätten dies schon längst getan, wenn sie es gewagt hätten. Damit ihr diesen Schutz nicht befähet, damit es wäre, als sei Christus nicht für euch am Kreuze gestorben. Gingen um jene Mauern zu brechen, jenen Turm zu stürzen, ach dazu sind Menschenhände schwach — sehr, sehr schwach — —“

„Mönch! Mönch! Menschenhände sind schwach. sagst du —?“

Es ist ein gewaltiger Bass, der den Mund des Predigers schließt.

„Schau mal her? Kennst du diese Hände ‚schwach‘? Gib mir eine Wagenstange dazwischen, wohl mit Eisen beschlagen, wie sie von meinem Amboss kommt, und ich will das morsche Burgtor einrennen mit diesen meinen Händen — ‚schwach‘, wie? — ich will



die Kegerin heruntertragen und auf den Scheiterhaufen werfen, den ihr mittlerweile anzünden könnt. Denn meine Enkelin ist heut früh gestorben, und meine Tochter liegt in den letzten Zügen, wenn sich Gott nicht erbarmt. Wir wollen nicht der vornehmen Kegerin wegen zugrunde gehen . . . Eine Wagenstange, eine Wagenstange!“

„Nein, wir wollen nicht ihretwegen sterben . . . auf den Scheiterhaufen mit der Kegerin . . . Gebt ihm die Stange! . . . Hinauf nach der Burg! . . . wir wollen sie mit unseren Händen herunterreißen . . . Stein um Stein . . . mit unseren blutigen Singern . . . Eine Wagenstange . . . Vorwärts! . . . Es lebe Kaspar der Schmied! . . . Wo ist Stephan der Wirt? . . . her mit deiner Wagenstange! Hier, Stephan! . . . Da sind sie mit der Wagenstange . . . Hoch Kaspar der Schmied!“

„O, ihr Freunde — —“

Die durchdringende Stimme des Braumönches verschafft sich mitten durch den Lärm Gehör: —

„Es sei fern von mir, ihr Freunde, eure Hände schwach zu nennen, wosfern der Geist Gottes in euch ist! Denn Gott ist stark in den Schwachen . . . Und noch weniger faumse — — —“

Das Wort bleibt ihm in der Kehle stecken.

Das Beifallsmurmeln, das es begleitet, verstummt ebenso jäh.

Aller Blicke folgen seinen starren Augen.

Da, wo die Sonnenstrahlen zwischen die beiden dicken Kastanienstämme hereinschießen, steht ein Mann — ein Fremder.

Eine dunkle Gestalt in dem Sonnenglanze. Mittelhöhe — scheinbar höher durch die Schlankheit des Schattenrisses und wegen der langen schwarzen Kleidung, deren feiner Stoff von dem zusammenhaltenden Sammetgürtel in leichten Falten herabgleitet. Von der viereckigen Seidenmütze wallt ein schmaler Storstreifen über die rechte Schulter und Brust herab und ist an der silbernen Schnalle des Gürtels befestigt. An der rechten Hand, die fast so weiß wie die elfenbeinerne Krücke des Stockes ist, blinkt ein rubinroter Siegelring.

„Der Bischof!“ geht es dumpf von Mund zu Mund.

Der Raum hinter den Kastanienbäumen erweitert sich, als dies blizende Augenpaar mit langsamer Würde die Kunde macht.

Als es zu seinem ersten Ausgangspunkte zurückkehrt, hat sich das Bild etwas verändert.

Das Bierfaß, das dem Mönch als Kanzel diente, ist leer, und der vergoldete Stierkopf, welcher der heiligen Glage als Glorie diente, schwingt noch blinkend in der Luft als Zeugnis der Schnelligkeit, womit sich die Wagenstange in den Torweg zurückgezogen hat.

Hingegen steht der Kämpfer, dem diese gewaltige Waffe zugebacht war, noch immer auf demselben Flecke, nur daß er sich nicht mehr nach dem Bierfasse wendet, sondern dorthin, wohin die Blicke aller gehen. Der Mund gähnt unter der schwarzen Bartfülle, als hätte mitten in einem Gebrüll die Lippen der Schlag gerührt, während er seine ruhigen

Hände am Schurzfell abreibt, offenbar unter dem unklaren Eindruck, in vornehme Gesellschaft geraten zu sein.

Ein paar Schritte seiwärts, in der ersten Reihe der Menge, steht eine ältliche hagere Mannsperson, die sich offenbar anderswo besser befunden hätte. Eine passive Bewegung des Hervorgeschobenwerdens ist noch krampfhaft in den wackligen Spindelbeinen sichtbar. Der Kleine rückwärts aufgekrempte Silzhut in seinen Händen hat eine Kahlstirn bedeckt, auf der die Schweißtropfen perlen. Unter farblosen Brauen blinzeln kleine Augen verzweifelt gegen das Licht. Aus dem fast zahnlosen Mund dringt eine meckernde Stimme, die darauf bedacht ist, den mißfarbigen Bocksbart, der vom Kinn über das rostbraune Wams herabhängt, nicht zuschanden zu machen.

Die Stimme versichert, daß aus eigenem Antrieb und im Namen der hier versammelten — —

„Geda!“

Der Bischof erhebt die Hand, daß der Rubin funkelt.

„Geda — Bruder Martin!“

Der Franziskaner, der soeben daran ist, in derselben Richtung wie die Wagenstange zu verschwinden, gibt, sichtlich widerstrebend, dies Vorhaben auf.

„Ich habe dir ein paar Worte zu sagen — denn ich war gerade unterwegs dich aufzusuchen. Du hast mir so einige hundert Schritte erspart.“

Der Rubin blinkt gebieterisch.

Bruder Martin schiebt sich hinter die Menge auf den Bischof zu, einigermaßen wie ein Hund, der dem Rufe seines Herrn gehorcht, aber mit gutem Grunde keines sehr freundlichen Empfanges gewärtig ist.

„Auf eigenen Antrieb und von der ganzen hier versammelten Bürgerschaft — —“

Neue Unterbrechung.

Der Bischof kehrt sich ärgerlich um.

Un. seinem Ellenbogen befindet sich ein mächtiger, mit schäumendem Bier bis zum Rande gefüllter Zinnhumpen. Er wird emporgehalten von einer Person, von der Ottmar außer einer roten Zipfelmütze nur noch den feisten Leib sieht, der im Begriffe scheint, über einen fettigen Ledergürtel hinabzukollern. Eine dicke Stimme murmelt unter dem Zipfel etwas von einem bewillkommenden Labetrunk, den Seine Hochwürden nicht verschmähen wollen.

„Ach so. Wohl der Wirt vom goldenen Stierkopf?“

Der Zipfel senkt sich noch tiefer, ohne daß auch nur ein Tropfen des böstlichen Nasses verschüttet wird, was fast wie ein Gleichgewichtskunststück erscheint.

„Hat mein Samulus Ihm gestern einen Gruß von mir gebracht?“

Diesmal neigt der Zipfel sich seitwärts, und aus einem runden rotfleckigen Gesichte schielt ein Trifflaugenpärchen zum Trager hinauf — immer noch ohne daß ein Tropfen verloren geht.

Es ist Ottmar zweifelhaft, ob Vincentius seinen Auftrag gestern ausgerichtet hat; unzweifelhaft ist es

ihm, daß bei dieser Gelegenheit Worte zwischen den beiden gewechselt wurden, die jetzt dem Krugträger schwer im Magen liegen.

„Da Er mir keine genaue Erinnerung davon zu haben scheint, will ich Ihm sagen, daß der Gruß ein paar Solterbänke betraf, die im Rathhaus zu Regensburg stehen. Ich selber kann Ihm jetzt den guten Rat geben, seine Wagenstange innerhalb des Tores zu behalten, wenn kein Wagen dahinter ist . . . Verstanden? . . . Gut. Übrigens kann Er sein Bier dem Mann dort anbieten. Wenn er einen Schluck nimmt, gleiten ihm vielleicht die Worte heraus, anstatt in der Kehle stecken zu bleiben.“

Was ein wenig ungerecht ist, da es Seine Hochwürden selber war, der den Redner zweimal unterbrochen hat.

Dieser hat weder den Mut zu trinken noch einen Trunk, der von solch hohem Herrn geschickt wird, zurückzuweisen. Er schlürft bescheiden davon, gerade genug, um den Bocksbart entlang ein Bierbächlein über das rotbraune Wams hinunterrieseln zu lassen. Wonach er ratlos dasieht, den Lumpen in der Hand. Der Schmied befreit ihn davon und führt das mächtige Trinkgefäß an seinen eigenen Mund, der, wie er meint, wohl eine Labung für seine kräftigen Worte verdient.

„Wer ist Er? sprich, Mensch, und rühre Er seine Zunge!“

„Ich bin mit Verlaub Eurer Hochwürden der Friedensrichter Heinrich — —“

„Friedensrichter,“ unterbricht ihn Ottmar, der

würdigen Obrigkeitperson ihren Familiennamen schenkend — „und sehr am rechten Ort, wäret Ihr nur auch zur rechten Zeit erschienen. Denn Unfriede und Unstiftung zum Unfrieden scheint mir hier zu herrschen, ohne daß ich das Vergnügen hatte, Eure mächtige Stimme zu hören.“

„Euer Hochwürden wollen gütigst bedenken, daß unsere Stadt sich in großer Not befindet, da diese schreckliche Seuche noch keineswegs in Abnahme begriffen ist —“

„Umsomehr Grund für Euch, die Ordnung aufrecht zu erhalten.“

„Gewiß . . . unzweifelhaft, Euer Hochwürden, der allerdringendste Grund. Weshalb ich mich denn auch hierher begab, sobald ich hörte, daß diese guten Bürger sich hier versammelten, um das Gemeindewohl zu beraten — —“

Aber der unglückliche Redner sollte wieder unterbrochen werden, diesmal von seiten des Schmiedes.

Nachdem der Riesenhumpen in diese kräftige Hand hinübergewandert ist, hat sein im Sonnenglanze glühender Boden erst die Wandlungen des zunehmenden, dann die des abnehmenden Mondes durchlaufen, bis er jetzt sich unsichtbar gen Zenith lehrt. Das Gefäß war mit Stephans stärkstem Bier gefüllt, und obwohl der Schmied danach aussieht, etwas vertragen zu können, übt der Trunk jetzt seine Wirkung aus.

„Beraten,“ brüllt er mit großmächtiger Verachtung, sobald er mit einem lauten Schwapp den zinnernen Zirkelrand von seinen Lippen getrennt

hat — „beraten! gebt mir meine Wagenstange — wo bleibt die Wagenstange? Sich versammelten, um zu beraten! Friedensrichter, Ihr seid ein meckerndes, bocksbärtiges Schwagmaul — das ist's was Ihr seid! Wo zum Teufel bleiben sie mit der Wagenstange? . . . Um zu beraten? Um eine verfluchte Kegerin zu verbrennen, die uns alle ins Verderben stürzt — — —“

Diese tapferen Worte finden bei der Menge kräftigen Widerhall. Denn sie hat sich nach und nach von der Beschämung und Angst, in welche sie das plötzliche Erscheinen des Bischofs versetzte, einigermaßen erholt. Allenthalben ertönen die Rufe: „Auf den Scheiterhaufen mit der Kegerin“ — „verbrennt die Häre“ — „die Giftmörderin“ . . .

Während dreht sich Ottmar um, als eine einzelne Stimme dicht hinter ihm das Wort herauschleudert . . .

Ein noch jugendlicher Geselle in auffallend buntem Anzug entzieht sich so schnell der unmittelbaren Nähe des erhobenen Ebenholzstockes, daß er heftig an einen der Trinktische stößt. Da dieser nur aus ein paar über drei Schragen gelegten Brettern besteht, liegt der bunte Mann sofort auf der Erde zwischen Schragen, Brettern und Krügen, deren einer ihm einen derberen Schlag auf den Kopf versetzt als ihm angenehm ist. Er wird von den Nächststehenden aufgesammelt und unter allgemeiner Teilnahme, wesentlich heiterer Art, der gefährlichen Nachbarschaft entzogen, — so daß der ganze Vorgang wohlthuend und spannungslösend wirkt.

Bischof Ottmar sieht ihm mit dem Gefühl nach, die Hälfte seines Vermögens dafür geben zu wollen, wenn er ihn mit höchst eigenen wohlgepflegten Händen erwürgen könnte. Er ist sich bewußt, durch seine große Beweglichkeit seine bischöfliche Würde etwas in Gefahr gebracht zu haben, wenn es auch zuletzt glücklich abgelaufen ist. Nicht weniger leuchtet es ihm ein, daß die Art und Weise, auf die er einen unbekanntem Gegner aus dem Selde schlug, nicht sehr überzeugend wirkt, während es doch gerade dringend geboten ist, so überzeugend wie möglich auf diese Menge einzuwirken.

Weshalb er sich an sie wendet und seine Hand erhebt.

Das Blinken des Rubins hat eine wunderbare Gewalt.

Augenblicklich tritt Ruhe ein.

„Ihr Langensteiner Bürger! Ihr alle habt gehört, welch anklagendes Schmähwort der feige Verleumder, dessen böses Gewissen ihn vor Euren Augen schlug, gegen Eure gnädige Herrschaft geschleudert hat. Ich zweifle nicht daran, daß, wenn jemand in der Burg in schwerem und tödlichem Leiden darniederlag — —“

„Ihr Gemahl“ . . .

Es ist eine einzelne Stimme aus den hinteren Reihen.

Sie weckt Bewegung ringsum, scheint aber den Bischof weder zu überraschen, noch zu verwirren.

„Wer auch der Kranke war, ich zweifle nicht, daß Frau von Laufen seine Schmerzen gelindert



habe mit den Tropfen eines köstlichen arabischen Balsams, von dem mir wohlbekannt ist, daß er seit dem letzten Kreuzzug, an dem der Großvater der edlen Burgfrau ruhmreich teilnahm, im Besitze der Familie ist. Beim Tode meines eigenen Großvaters, des getreuen Kameraden Valentins von Langenstein, war ich Zeuge der schmerzstillenden Wirkung dieser sarazenischen Tropfen. So viel von dieser niederträchtigen Verleumdung, die strafbar ist und bestraft werden wird.“

Er ruft die letzten Worte mit erhobener Stimme, von einem Blicke begleitet, der eine Welle des Schauers durch die Menge jagt.

„Unzweifelhaft wird es sich zeigen, daß es mit der nicht weniger strafbaren Anschuldigung der Ketzerei dieselbe Bewandnis habe. Jedenfalls ist dies eine Frage, worüber Schmiede und Wurstmacher nicht zu Gericht sitzen können. Ihr werdet das Eurem Bischof überlassen. Eben zu diesem Zwecke bin ich nach Burg Langenstein gekommen, und meine Untersuchung ist schon in vollem Gange.“

Diese Ankündigung erregt Bewegung. Ottmar bemerkt zu seiner Befriedigung, daß die Wirkung von wesentlich vertrauenerweckender Natur ist. Er hat die Menge in der Hand und ist allein mit ihr. Der Schmied ist verschwunden. Die wenig furchtgebietende Gestalt des Friedensrichters befindet sich freilich noch vor der ersten Reihe, jedoch nicht als Wortführer, sondern vielmehr als Diener, der vom Munde Seiner Hochwürden seine Befehle erwartet; die er denn auch erhält.

„Und Ihr, mein Herr Friedensrichter, werdet Eure Mitbürger nach Hause schicken und Sorge tragen, daß sie sich nicht mehr versammeln, weder heute noch an den folgenden Tagen. Widrigensfalls Ihr des Ungehorsams schuldig seid gegen Eure kirchliche Obrigkeit und des Landfriedensbruches, mindestens des Versuches eines solchen. Ebenfalls halte ich Euch verantwortlich für jeden Zuwachs, den die Seuche erhalten möge durch die höchst tödliche Zusammenrottung von Leuten aus allen Ecken der Stadt, ja, wie mir scheint, selbst aus nahen Dörfern; was mehr als alle Kezerei geeignet ist, die Ansteckung weiter zu verbreiten . . . Komm, Bruder Martin!“

---

Der Mönch hat seinen kurzen Bericht über den Zustand in der Stadt und seine vorläufigen Massregeln erstattet, und sie sind so weit gekommen, daß die Bretter der Holzbrücke unter ihren Sohlen federn, als der Bischof plötzlich stehen bleibt. Er betrachtet seinen nunmehr schweigenden Begleiter mit einem Blicke, der die räthelhafte Wirkung hat, daß die kleinen Schweinsaugen des Mönches angestrengt in das fließende Wasser hinunterstarren, und ein tiefer Seufzer sich seiner breiten Brust entringt, um in ein feierliches ‚Eheu!‘ auszumünden.

Nicht übermäßig viel Latein steht Bruder Martin zu Gebot; aber er findet, daß die Feierlichkeit des Augenblicks diese Sprache dringend verlangt. Was innig gern fortsetzen — findet nur ein ‚sugaces anni‘ — sieht ein, daß ‚die flüchtigen Jahre‘ nicht

anwendbar sind und gibt mit einem verzichtenden Seufzer den ehrgeizigen Versuch auf.

„Und wie kommt es, daß ich dich, Bruder Martin, auf einem Bierfaß stehend als Volksredner finde?“

Trog der Abendröthe, die das Flußthal erfüllt, nimmt Bruder Martins Gesicht eine graublasse Särbung an. Seine Zunge ist schwer, als er umständlich der Hoffnung Ausdruck gibt, Seine Hochwürden mögen Nachsicht üben mit einer Schwäche des Fleisches, über die er — wie er bekennen muß — noch nicht Herr geworden ist: eine Vorliebe nämlich — besonders an einem so heißen Tage — für einen Trunk kühlen Bieres. Eben dieser sündhafte Trieb war es, der ihn, nachdem er seine Kunde von Krankenbesuchen erledigt hatte, hinunter nach dem goldenen Stierkopfe lockte. Hier habe er nun eine große Menge Bürger versammelt gefunden, die sich in sehr erregter Stimmung befanden. Weshalb er fühlte — sehr gegen seine Neigung, die ihn im Gegentheil warnte, seine Kehle nicht noch trockener zu machen — fühlte er, daß seine Pflicht ihm gebiete, zu dem Volke zu reden, um die Gemüther zu beruhigen.

„Was dir ungefähr so gut gelang, wie wenn es einem roten Sähnchen einfele zu flattern, um einen rasenden Stier zu beruhigen.“

„Einen rasenden Stier — ach ja, Euer Hochwürden treffen den Punkt genau, und Ihr wißt in Eurer Weisheit noch besser als ich, daß wenn man es mit rasenden Leuten zu tun hat, man zunächst auf ihre

Verrücktheit eingehen muß, auf die eigene Art ihrer demenciae, indem man ihnen nach dem Munde spricht, um ihr Vertrauen zu gewinnen; wonach man sie dann leitet, wohin man will. So hätte ich schließlich den Langensteiner Bürgern gezeigt, daß Luer Hochwürden ja jetzt auf der Burg Luren Wohnsitz aufgeschlagen haben, und demnach von nun an statt des Fluches nur Segen von dort oben über ihre Stadt herabströmen werde.“

„Es ist allerdings schade, daß mir dieser Teil deiner Rede verloren ging. Obwohl ich dich hierher berief wegen deiner Kenntnis der Baderkunst und der edlen Wissenschaft des Hippokrates und nicht wegen deiner Beredsamkeit, welche, die Wahrheit zugestehen, nie sehr groß war. Weshalb ich denn auch den weit jüngeren Bruder Ambrosius zum Prior ernennen mußte.“

Martins Gesichtsfarbe wechselt wieder — diesmal im Einklange mit der Abendröthe, welche sie jedoch bei weitem übertrifft.

Ottmar lächelt: —

„Das Gesicht, das du machst, mein Sohn, erinnert mich an das Verschlucken deiner bitteren aber heilsamen Kräuterdekocte, die deine Stärke sind und woran du dich halten solltest — zumal in diesen Zeiten. Jeder an seinem Ort und alles zu seiner Zeit! Wer war das übrigens, der zu rechter Zeit seinen sehr passenden Ort zwischen umgestürzten Tischen und Krügen fand — jene bunte Person, die sie hinausschleppten?“

„Ein Meister der Schneiderzunft und Schwiegersohn des Wirtes im goldenen Stierkopfe.“

„Ich so: . . . . . Du kannst übrigens auf  
dem Aufwege bei ihm vorübersehen, was sehen, ob  
er irgendwelchen Schaden an den Mäulern oder am  
Gewebe davon gestiegen hat. Langweilhaft wird  
es seine störrische Weisheit genannt, ihm nicht ein-  
zuflücheln, daß er sich eine Woche oder so ruhig zu  
hause halte. Lantz Gott rüchlen!“

Und dem Leut, wenn es ihm gelübt, daß zu  
helen? merkt der Bischof und schickt seinem üblichen  
angeführten Untergehenden einen bösen Blick  
nach . . . .

Jetzt muß Vincentius in Telheim angekommen  
sein.

Ottmar ist an der ersten Biegung des Schen-  
pfades stehen geblieben und blickt hinaus über das  
offene Land jenseits des Flusses.

Über einem blaßblauen Waldhügel verläuft die  
strahlenlose Sonnen Scheibe in dicken Dunst, der schon  
die Hälfte von ihr verschlungen hat.

Vincentius in Telheim — —

Jedesmal, wenn das Bild seines Samulus in  
ihm aufsteigt, nimmt es einen dunkleren Farben-  
ton an.

Gut, daß ich ihn wegschickte, bevor dieser die-  
schädliche Sanatikus seine plumpen Bettelmönd-  
sohlen auf die Straßen Langensteins setzte. Ich  
möchte wohl wissen, was eigentlich die Beiden ver-  
knüpft! Wie eifrig befürwortete Vincentius, daß  
dieser Martin Prior werden solle, obwohl mein  
Schreiber geschick genug ist, um einzusehen, daß

sch der Mann für eine nicht Stelle gar nicht  
eignet. Sie sind doch sonst verstanden genug. Ist  
es jene unersättliche Gier, die immer zwei Ekelhaue  
sch freudig begrüssen läßt, während zwei Ehem-  
männer sich achlos an einander verhängen?  
Möglich, daß ich Vincentius Unrecht tue. Jeden-  
falls paßt es mir aber nicht, daß die beiden hier  
in Langenleiten die Hände zusammenstoßen. Eiert  
und Sacht im Bunde, das ist ein schlimmes Paar  
Sateleten; da kann selbst der Ken einen überirrigen  
Stand bekommen. Er ist gerade jetzt in Telheim  
angelangt; morgen klagt er seine Unterthung  
dort an. Übermorgen, spät am Nachmittage, kann  
er in Regensburg sein. Dort wird er bestentlich  
ein paar Tage aufgehalten werden.

Ottmar scheint keine rechte Beruhigung in diesen  
Gedanken zu finden, die er lange verfolgt, während  
er hinausblickt, wo die letzte Sonnenglut erlischt,  
ohne auch nur ein schwaches Purpurfleckchen auf  
dem farblosen Himmelsgrunde zu hinterlassen.

Dann schüttelt er den Kopf.

Ich weiß aber, was ich tue! Ich werde einen  
Boten an meine Kanzlei schicken, daß Vincentius  
von Regensburg nach München reisen soll, damit  
er dort wegen der Einweihung unserer Ordenskirche  
mit dem Kanzler Rücksprache nehme. Der Bau  
verdient wahrlich, daß der Herzog zu dieser Fest-  
lichkeit herkäme. Noch heute abend werde ich den  
Brief an den Kanzler schreiben.'

Mit schnellen und leichten Schritten setzt Ottmar  
trotz der Schwüle des Abends seinen Aufstieg fort.

Welche Wirklichkeitsgrundlage nun auch das Vorgefühl haben mag, das ihm seinen Samulus als eine drohende Gefahr zeigt: — durch diesen Entschluß meint er ihr vorgebeugt zu haben.

Drittes Kapitel.

### Teufelstrallen und Fliegenbeine.

Noch spät am Abend brennt Licht in der Turmkammer.

Bischof Ottmar hat sein Vorhaben, an den Kanzler in München zu schreiben, nicht vergessen.

Eine kleine messingene Öllampe spendet spärlichen Schein. Er hat aber eine der kurzen, dicken Wachskerzen, die er immer auf Reisen mit sich führt, zu Hilfe genommen.

Ein Entwurf nach dem anderen. Er ist zu allem anderen als zum Schreiben aufgelegt — es wäre denn zum Schlafen, woran gar nicht zu denken ist.

Der letzte Entwurf womöglich noch weniger befriedigend als der erste — fort damit! Ottmar wirft die Feder hin und beginnt, sich eine neue zurechtzuschneiden.

Die kleine Arbeit ist ihm angenehm, weil sie ihn daran erinnert, daß Vincentius jetzt fast zwei Tage lang fern ist. Durch die peinliche Sorgfalt, die sie erheischt, wirkt sie auch beruhigend und gedankenfördernd.

Es fällt ihm ein, daß ein Schreiben vom Kanzler da ist, das sich gerade auf die bevorstehende Einweihung der Dominikanerkirche bezieht und das eine Aufs-

rung enthält, die sich vortrefflich zum Ausgangspunkte dieses Briefes eignet. Das Schreiben muß sich in der fünfeckigen Kammer unter den Papieren befinden, die er Vincentius zum Aufbewahren gegeben hat.

Eine Sache bis morgen zu verschieben ist etwas, das Ottmar gegen das Blut geht. Er schiebt den Stuhl zurück, brennt an der Kerze eine kleine Zandleuchte an und löscht Licht und Lampe aus. Der Schlüssel zur Kammer seines Samulus hängt an einem Nagel an der Thür. Mit diesem und mit seiner Leuchte bewaffnet, begibt sich der Bischof auf seine nächtliche Wanderung in das Labyrinth von Gängen, Treppen und Stiegen, das er aus und ein kennt.

Wenig ahnt es ihm, wohin sie ihn führen wird.

Auf dem Tische des Samulus findet er die Papiere mit der zärtlichen Sorgfalt geordnet, die eine der trefflichen Eigenschaften dieses jungen Mannes ist. Allein, wie es fast immer einmal diesen tadellosen Ordnungsmenschen ergeht, daß ihnen gelegentlich der Teufel durch ihre Pünktlichkeit selbst einen Streich spielt, indem der unfehlbare Punkt übers 'i' sich eigenmächtig über einen Nachbarbuchstaben setzt und das ganze Konzept verrückt: so ist es auch hier Vincentius ergangen.

Der Kanzlerbrief ist bald gefunden. Da alles Kirchliche sorgfältig in einem Stöße zusammenliegt, ist das Schreiben vom Mittelmünster nicht weit. Es fällt Ottmar ein, auch dieses mitzunehmen, um es Renata zu zeigen. Ein loses Blatt flattert da-



bei heraus. Er hebt es vom Fußboden auf. Natürlich liegt der Entwurf zur Beantwortung des Briefes, den er Vincentius übergab, richtig an dem Orte, wo er hingehört; wirklich eine unschätzbare Sache, ein so ordnungsliebender Samulus!

Aber — ist denn das seine eigene Handschrift?

Weder Krähenfüße noch Adlerkrallen — sondern Fliegenbeine — —

„Pattes de mouche — wie wir sie in der Sorbonne nannten, wenn wir einen Studenten neckten, der von weiblichen Händen briefliche Mitteilungen empfing. Wie sie eilfertig übers Papier huschen! . . . das ist ja Vincentius' Schrift . . . Ja — was ist dies? . . . „Srater Martinus . . . Schuld der Regerin . . . der Bischof ihr alter Liebhaber“ . . .“

Ottmar setzt sich, rückt die Leuchte näher heran, öffnet die kleine Hornscheibe, lehnt sich über das Blatt . . .

Je länger er liest, um so finsterner wird sein Gesicht.

„Aha, mein guter Vincentius! Vermutlich streckst du dich jetzt recht mit Behagen in dem schönen Bette, das dir das beste Gastzimmer in Telheims ‚Weißem Kopf‘ bietet. Aber ich möchte wissen, ob du so leicht einschliefest, wenn du mich hier mit diesem Brief in der Hand sitzen sähest . . . Nur ein Entwurf. Der Brief selber ist via goldener Stierkopf an Srater Martinus gegangen. Par nobile fratrum! Also es war jedenfalls nicht daneben getroffen, daß ihr Beide unter einer Decke steckt! . . . Nur ein Entwurf, aber genug, um euch Beide hängen zu lassen, wenn's

mir beliebt . . . von dem elenden Wirt gar nicht zu reden.'

Er legt Vincentius' Entwurf zum Münchner Brief und verwahrt sie beide in einer kleinen Ledertasche, die an einer Stahlkette an seinem Gürtel hängt. Das Schreiben vom Mittelmünster hingegen legt er an seinen Platz im Papierstoße zurück; dafür wird er jetzt doch keinen Gebrauch haben. Wenn er morgen mit Renata spricht, handelt es sich um dringlichere Dinge.

Er bleibt noch immer in der dunklen Kammer sitzen, wo die kleine Leuchte nur einen schmalen Lichtstreifen über die Tischplatte sendet, auf der seine Finger trommeln.

Sür Vincentius ist durch seine Münchener Reise gesorgt. Arbeit für morgen: — sofort den Wirt und den Bruder Martin festnehmen lassen . . . möglichst früh und in aller Stille . . . und nach Regensburg befördern, zugleich mit den Briefen an meine Kanzlei . . . Martin wird nicht in sein Kloster eingeliefert; sondern bei den Dominikanern, die ihn in einer wohlvergitterten Zelle verwahren. An seine Stelle kommt Bruder Klaus nach Langenstein, was er von Anfang an hätte tun sollen. Das war mein Fehler. Nun, es scheint sich ja alles zum Besten zu wenden. Ohne ihn würde ich dies für mein Verhältnis zu Vincentius so wichtige Dokument nicht in meiner Tasche haben . . . Und das alles, denk' ich, macht es doppelt und dreifach klar, daß Renata von Langenstein fort muß.'

Pst . . . Hört er nicht Schritte nebenan?

Sollte sie noch wach sein? Es ist spät — wie spät weiß er nicht, aber es wird wohl auf Mitternacht gehen.

Ottomar erhebt sich, schleicht zu einer kleinen Thür in der Ecke des Zimmers, bleibt stehen und horcht. Dann schüttelt er den Kopf — er muß sich geirrt haben.

Er tritt wieder an den Tisch, legt den Papierstoß genau so zurecht, wie er ihn fand und verläßt die fünfseitige Kammer.

Aber er geht nicht in der Richtung zurück, aus der er herkam.

Er bleibt draußen im Gange stehen und späht nach links, während er die Leuchte abgewandt hält.

Ist nicht dort ein schwacher Lichtstreifen zu sehen, links unten, ein Duzend Schritte entfernt?

Jetzt steht er an der Thür.

Ja, da drinnen ist Licht.

Er lauscht atemlos.

Schritte. Jemand geht hin und her.

Er pocht. Leise — sehr vorsichtig.

Die Schritte hören auf.

Er hat zu leise gepocht. Die Schritte entfernen sich wieder.

Nochmals pocht er an, immer noch sehr leise.

Die Schritte hören auf, gerade an der Thür.

Er lauscht.

Lauscht jemand jenseits der Thür? Kann er nicht Atemzüge von drinnen hören?

Das Blut hämmert in seinen Schläfen, läutet vor seinen Ohren. Wie sollte er durch die Thür Atemzüge vernehmen?

Nur noch ein leises Anklopfen.  
Lautlos öffnet sich die Thür ein wenig.  
„Ottmar, bist du es?“  
„Ja, ich bin's, Kenata.“  
Vorsichtig schiebt er die Thüre halb auf.  
Er steht drinnen — im Gemache Kenatas.

## Viertes Kapitel.

### Im Kerzenlichte.

Eine zinnerne Ampel wirft ihren Schein zur gewölbten Decke empor, von der er als matter Lichtnebel ringsum in dem geräumigen Gemache herabsinkt. Nur an zwei Stellen werden die weißgetünchten Wände unterbrochen: rechts, wo der Arkoven seine dunkle Grotte wölbt, und gegenüber der Thür, wo ein gotisches Fenster mit seinen schwärzlichen, oben schwach glänzenden Scheiben dem Nachtdunkel eine Pforte öffnet. Man hat den Eindruck, daß dies Sinisternis-Ungetüm dort draußen steht und jeden Augenblick hereinbrechen kann, um alles zu überwältigen, was hier drinnen ein kümmerliches Lichtdasein fristet.

In der Ecke links von der Thür ist der untere Teil der Wände mit grob gewebten großmusterigen Teppichen behangen, um einen angenehmen Sitzplatz zu schaffen.

Hier steht ein Tisch, auf den Ottmar etwas ratlos seine Leuchte von sich stellt.

„Ach so! . . . Im . . . Du kannst übrigens auf dem Rückwege bei ihm vorsprechen, und sehen, ob er irgendeinen Schaden an den Gliedern oder am Gemüt davon getragen hat. Unzweifelhaft wird dir deine ärztliche Weisheit gebieten, ihm recht einzuschärfen, daß er sich eine Woche oder so ruhig zu Hause halte. Damit Gott befohlen!“

„Und dem Teufel, wenn es ihm gelüftet, dich zu holen!“ murmelt der Bischof und schickt seinem schlecht angeschriebenen Untergebenen einen bösen Blick nach . . .

---

„Jetzt muß Vincentius in Telheim angekommen sein.“

Ottmar ist an der ersten Biegung des Selsenpfades stehen geblieben und blickt hinaus über das offene Land jenseits des Flusses.

Über einem blaßblauen Waldhügel versinkt die strahlenlose Sonnenscheibe in dicken Dunst, der schon die Hälfte von ihr verschlungen hat.

Vincentius in Telheim — —

Jedesmal, wenn das Bild seines Samulus in ihm aufsteigt, nimmt es einen dunkleren Farbenton an.

„Gut, daß ich ihn wagschickte, bevor dieser dickschädelige Sanatikus seine plumpen Bettelmönchssohlen auf die Straßen Langensteins setzte. Ich möchte wohl wissen, was eigentlich die Beiden verknüpft! Wie eifrig befürwortete Vincentius, daß dieser Martin Prior werden solle, obwohl mein Schreiber geschickter genug ist, um einzusehen, daß

sich der Mann für eine solche Stelle gar nicht eignet. Sie sind doch sonst verschieden genug. Ist es jene räthselhafte affinitas, die immer zwei Schelme sich freudig begrüßen läßt, während zwei Ehrenmänner oft achtlos an einander vorübergehen? Möglich, daß ich Vincentius Unrecht tue. Jedenfalls paßt es mir aber nicht, daß die Beiden hier in Langenstein die Köpfe zusammenstecken. Stier und Suchs im Bunde, das ist ein schlimmes Paar Sabeltiere; da kann selbst der Leu einen schwierigen Stand bekommen. Er ist gerade jetzt in Telheim angelangt; morgen fängt er seine Untersuchung dort an. Übermorgen, spät am Nachmittage, kann er in Regensburg sein. Dort wird er hoffentlich ein paar Tage aufgehalten werden.'

Ottmar scheint keine rechte Beruhigung in diesen Gedanken zu finden, die er lange verfolgt, während er hinausblickt, wo die letzte Sonnenglut erlischt, ohne auch nur ein schwaches Purpurflecken auf dem farblosen Himmelsgrunde zu hinterlassen.

Dann schüttelt er den Kopf.

'Ich weiß aber, was ich tue! Ich werde einen Boten an meine Kanzlei schicken, daß Vincentius von Regensburg nach München reisen soll, damit er dort wegen der Einweihung unserer Ordenskirche mit dem Kanzler Rücksprache nehme. Der Bau verdient wahrlich, daß der Herzog zu dieser Festlichkeit herkäme. Noch heute abend werde ich den Brief an den Kanzler schreiben.'

Mit schnellen und leichten Schritten setzt Ottmar trotz der Schwüle des Abends seinen Aufstieg fort.

Welche Wirklichkeitsgrundlage nun auch das Vorgefühl haben mag, das ihm seinen Samulus als eine drohende Gefahr zeigt: — durch diesen Entschluß meint er ihr vorgebeugt zu haben.

### Drittes Kapitel.

#### Teufelstrallen und Fliegenbetne.

Noch spät am Abend brennt Licht in der Turmkammer.

Bischof Ottmar hat sein Vorhaben, an den Kanzler in München zu schreiben, nicht vergessen.

Eine kleine messingene Öllampe spendet spärlichen Schein. Er hat aber eine der kurzen, dicken Wachskerzen, die er immer auf Reisen mit sich führt, zu Hilfe genommen.

Ein Entwurf nach dem anderen. Er ist zu allem anderen als zum Schreiben aufgelegt — es wäre denn zum Schlafen, woran gar nicht zu denken ist.

Der letzte Entwurf womöglich noch weniger befriedigend als der erste — fort damit! Ottmar wirft die Feder hin und beginnt, sich eine neue zurechtzuschneiden.

Die kleine Arbeit ist ihm angenehm, weil sie ihn daran erinnert, daß Vincentius jetzt fast zwei Tage lang fern ist. Durch die peinliche Sorgfalt, die sie erheischt, wirkt sie auch beruhigend und gedankenfördernd.

Es fällt ihm ein, daß ein Schreiben vom Kanzler da ist, das sich gerade auf die bevorstehende Einweihung der Dominikanerkirche bezieht und das eine Aufs-

rung enthält, die sich vortrefflich zum Ausgangspunkte dieses Briefes eignet. Das Schreiben muß sich in der fünfeckigen Kammer unter den Papieren befinden, die er Vincentius zum Aufbewahren gegeben hat.

Eine Sache bis morgen zu verschieben ist etwas, das Ottmar gegen das Blut geht. Er schiebt den Stuhl zurück, brennt an der Kerze eine kleine Handleuchte an und löscht Licht und Lampe aus. Der Schlüssel zur Kammer seines Samulus hängt an einem Nagel an der Thür. Mit diesem und mit seiner Leuchte bewaffnet, begibt sich der Bischof auf seine nächtliche Wanderung in das Labyrinth von Gängen, Treppen und Stiegen, das er aus und ein kennt.

Wenig ahnt es ihm, wohin sie ihn führen wird.

Auf dem Tische des Samulus findet er die Papiere mit der zärtlichen Sorgfalt geordnet, die eine der trefflichen Eigenschaften dieses jungen Mannes ist. Allein, wie es fast immer einmal diesen tadellosen Ordnungsmenschen ergeht, daß ihnen gelegentlich der Teufel durch ihre Pünktlichkeit selbst einen Streich spielt, indem der unfehlbare Punkt übersich sich eigenmächtig über einen Nachbarbuchstaben setzt und das ganze Konzept verrückt: so ist es auch hier Vincentius ergangen.

Der Kanzlerbrief ist bald gefunden. Da alles Kirchliche sorgfältig in einem Stöße zusammenliegt, ist das Schreiben vom Mittelmünster nicht weit. Es fällt Ottmar ein, auch dieses mitzunehmen, um es Renata zu zeigen. Ein loses Blatt flattert da-



bei heraus. Er hebt es vom Fußboden auf. Natürlich liegt der Entwurf zur Beantwortung des Briefes, den er Vincentius übergab, richtig an dem Orte, wo er hingehört; wirklich eine unschätzbare Sache, ein so ordnungsliebender Samulus!

Aber — ist denn das seine eigene Handschrift?

Weder Krähenfüße noch Adlerkrallen — sondern Sliegenbeine — —

„Pattes de mouche — wie wir sie in der Sorbonne nannten, wenn wir einen Studenten neckten, der von weiblichen Händen briefliche Mitteilungen empfing. Wie sie eifertig übers Papier huschen! . . . das ist ja Vincentius' Schrift . . . Ja — was ist dies? . . . „Srater Martinus . . . Schuld der Begerin . . . der Bischof ihr alter Liebhaber“ . . .“

Otmar setzt sich, rückt die Leuchte näher heran, öffnet die kleine Hornscheibe, lehnt sich über das Blatt . . .

Je länger er liest, um so finsterner wird sein Gesicht.

„Aha, mein guter Vincentius! Vermutlich streckst du dich jetzt recht mit Behagen in dem schönen Bette, das dir das beste Gastzimmer in Telheims ‚Weißem Roß‘ bietet. Aber ich möchte wissen, ob du so leicht einschliefest, wenn du mich hier mit diesem Brief in der Hand sitzen sähest . . . Nur ein Entwurf. Der Brief selber ist via goldener Stierkopf an Srater Martinus gegangen. Par nobile fratrum! Also es war jedenfalls nicht daneben getroffen, daß ihr Beide unter einer Decke steckt! . . . Nur ein Entwurf, aber genug, um euch Beide hängen zu lassen, wenn's

mir beliebt . . . von dem elenden Wirt gar nicht zu reden.'

Er legt Vincentius' Entwurf zum Mänchner Brief und verwahrt sie beide in einer kleinen Ledertasche, die an einer Stahlkette an seinem Gürtel hängt. Das Schreiben vom Mittelmünster hingegen legt er an seinen Platz im Papierstoße zurück; dafür wird er jetzt doch keinen Gebrauch haben. Wenn er morgen mit Renata spricht, handelt es sich um dringlichere Dinge.

Er bleibt noch immer in der dunklen Kammer sitzen, wo die kleine Leuchte nur einen schmalen Lichtstreifen über die Tischplatte sendet, auf der seine Singer trommeln.

Sür Vincentius ist durch seine Mänchener Reise gesorgt. Arbeit für morgen: — sofort den Wirt und den Bruder Martin festnehmen lassen . . . möglichst früh und in aller Stille . . . und nach Regensburg befördern, zugleich mit den Briefen an meine Kanzlei . . . Martin wird nicht in sein Kloster eingeliefert; sondern bei den Dominikanern, die ihn in einer wohlvergitterten Zelle verwahren. An seine Stelle kommt Bruder Klaus nach Langenstein, was er von Anfang an hätte tun sollen. Das war mein Fehler. Nun, es scheint sich ja alles zum Besten zu wenden. Ohne ihn würde ich dies für mein Verhältnis zu Vincentius so wichtige Dokument nicht in meiner Tasche haben . . . Und das alles, denk' ich, macht es doppelt und dreifach klar, daß Renata von Langenstein fort muß.'

Pst . . . Hört er nicht Schritte nebenan?

Sollte sie noch wach sein? Es ist spät — wie spät weiß er nicht, aber es wird wohl auf Mitternacht gehen.

Ottmar erhebt sich, schleicht zu einer Kleinen Thür in der Ecke des Zimmers, bleibt stehen und horcht. Dann schüttelt er den Kopf — er muß sich geirrt haben.

Er tritt wieder an den Tisch, legt den Papierstoß genau so zurecht, wie er ihn fand und verläßt die fünfeckige Kammer.

Aber er geht nicht in der Richtung zurück, aus der er herkam.

Er bleibt draußen im Gange stehen und späht nach links, während er die Leuchte abgewandt hält.

Ist nicht dort ein schwacher Lichtstreifen zu sehen, links unten, ein Duzend Schritte entfernt?

Jetzt steht er an der Thür.

Ja, da drinnen ist Licht.

Er lauscht atemlos.

Schritte. Jemand geht hin und her.

Er pocht. Leise — sehr vorsichtig.

Die Schritte hören auf.

Er hat zu leise gepocht. Die Schritte entfernen sich wieder.

Nochmals pocht er an, immer noch sehr leise.

Die Schritte hören auf, gerade an der Thür.

Er lauscht.

Lauscht jemand jenseits der Thür? Kann er nicht Atemzüge von drinnen hören?

Das Blut hämmert in seinen Schläfen, läutet vor seinen Ohren. Wie sollte er durch die Thür Atemzüge vernehmen?

Nur noch ein leises Anklopfen.  
Lautlos öffnet sich die Thür ein wenig.  
„Ottmar, bist du es?“  
„Ja, ich bin's, Renata.“  
Vorsichtig schiebt er die Thüre halb auf.  
Er steht drinnen — im Gemache Renatas.

## Viertes Kapitel.

### Im Kerzenlichte.

Eine zinnerne Ampel wirft ihren Schein zur gewölbten Decke empor, von der er als matter Lichtnebel ringsum in dem geräumigen Gemache herabsinkt. Nur an zwei Stellen werden die weißgetünchten Wände unterbrochen: rechts, wo der Alkoven seine dunkle Grotte wölbt, und gegenüber der Thür, wo ein gotisches Fenster mit seinen schwärzlichen, oben schwach glänzenden Scheiben dem Nachtdunkel eine Pforte öffnet. Man hat den Eindruck, daß dies Sinsternis-Ungethüm dort draußen steht und jeden Augenblick hereinbrechen kann, um alles zu überwältigen, was hier drinnen ein kümmerliches Lichtdasein fristet.

In der Ecke links von der Thür ist der untere Teil der Wände mit grob gewebten großmusterigen Teppichen behangen, um einen angenehmen Sitzplatz zu schaffen.

Hier steht ein Tisch, auf den Ottmar etwas ratlos seine Leuchte von sich stellt.

Kenata nimmt sie sofort und geht zu einem Gebetpult gerade gegenüber in der Ecke.

Dort öffnet sie die Hornscheibe, um mit dem Stämmchen die beiden Wachskerzen anzubrennen, die in silbernen Leuchtern auf dem Pulte stehen.

Dieses ist ein ehrwürdiges Familienstück. Ottmar erinnert sich dessen sehr wohl aus alten Tagen, als dies Gemach das Zimmer ihres Vaters, eines frommgläubigen Mannes, war.

Er möchte wohl wissen, ob die Tochter es wie er täglich benützt. Ob ihre Knie gewohnt sind, auf dem gepolsterten Schemel zu knien; ob ihre Stirn sich allabendlich über das große Gebetbuch neigt, oder ob dieses nur zum Schmuck dort auf der Schräge liegt. Es fällt ihm schwer, sich Kenata in dieser Stellung zu denken. Ihm ist, als müsse, wenn diese Frau betet, das Gebet anders sein denn alles, was Menschenhände zum Nachbeten auf Pergament geschrieben haben — ihre Andacht könne selbst für das ehrwürdigste angeerbte Gebetpult kaum Gebrauch haben.

„Du wunderst dich gewiß, Kenata, daß ich dich so spät auffuche.“

„Das tu' ich, Ottmar.“

Sie ist mit den Kerzen beschäftigt. Diese weigern sich zu brennen. Wie die weißen Döchte bezeugen, ist es das erste Mal, daß sie angezündet werden — vielleicht ein Zeichen, daß die Burgfrau in diesem kleinen Familienheiligthume keine Abendandacht zu halten pflegt.

„Als ich meine Turmkammer verließ, ahnte ich allerdings nicht, daß ich jetzt hier sitzen würde.“

Mein Ziel war lediglich das Zimmer meines Samulus, wo ich ein für meine Arbeit wichtiges Papier suchte — das ich auch fand. Da drinnen glaubte ich aber schon zu hören, daß du hier hin und her gingest, und draußen im Gange sah ich deutlich, daß hier noch Licht brannte; ich konnte es nicht über mich bringen hinaufzugehen, ohne zuvor mit dir zu reden. Es ist zwar der höfischen Sitte entgegen; allein es wäre unverantwortlich, eine so ausnehmend günstige Gelegenheit zu einem ungehörten Gespräch unter vier Augen unbenuzt vorübergehen zu lassen, wenn sie sich so von selber bietet.“

Sie befinden sich in der That so abge sondert, als ob sie die einzigen Bewohner der Burg wären.

Links das fünfeckige Zimmer; rechts die Stadtstube, zu der eine Tapetentür von dem Alkoven hineinführt. Über ihnen seine Turmkammer, unter ihnen der Saal. Hinter ihnen der Gang, vor ihnen der Abgrund und die Nacht.

Von Gertrud weiß er, daß sie unten mit der Haushälterin zusammen schläft und dieses Gemach scheut, in dem einst ihr Bruder starb.

„Ja, es würde in der That unverantwortlich sein. Denn ich habe dir etwas zu sagen, was du so bald als möglich erfahren mußt, auch wenn es dir deine Nachtruhe raubt.“

„Hättest du mir das nicht heute abend sagen können?“

„Ich fand keine Gelegenheit, mit dir allein zu sprechen. Aber die Hauptsache war wohl die, daß

ich selber noch nicht die Sache in so furchtbar klarem Lichte sah wie jetzt, nach diesem Besuche bei meinem abwesenden Samulus.“

„Was konnte dir denn der Abwesende sagen?“

„Ich weiß, daß dieser junge Mann keinen guten Eindruck auf dich gemacht hat. Solche Eindrücke trügen dich selten. Ich habe — ohne danach zu suchen — unter seinen Papieren den Beweis gefunden, daß er Verrat geübt hat und ihn weiter üben wird mit Hilfe der schlimmsten Leute unten im Städtchen. Nun, dem Beginnen wollen wir ein Ende machen. Es wäre morgen meine erste Arbeit gewesen, die Rädelsführer gefesselt nach Regensburg führen zu lassen. Jetzt aber, da ich dich getroffen habe, können wir das sofort tun, und zwar ganz ohne Aufsehen, in der Stille und im Dunkel der Nacht. Wir schicken ein paar von meinen Leuten hinunter, und du gibst ihnen einige handfeste Knechte mit, vielleicht vom Hausmeier geführt — ihm ist wohl zu trauen!“

„Konrad! Der ginge durchs Feuer für mich.“

„Gut. Vertrau darauf: die glimmende Glut des Verrates soll noch vor Morgengrauen ausgetreten sein.“

‚Verrat‘ — ist ein böses Wort und ein drohendes, wenn schon Gefahr in der Luft schwebt.

Die beiden Leuchter flirren aneinander.

Und doch ist die Angst, die Renata schüttelt, ihr beinahe willkommen. Man muß den Teufel durch Beelzebub austreiben. Diese neue Unruhe verjagt diejenige, die sie seit dem Eintreten Ottmars ergriffen hat.

Hier handelt es sich um eine äußere Gefahr. Einer solchen gegenüber hat sie Mut genug.

Eine brennende Kerze in jeder Hand kommt sie auf ihn zu. Da verwirrt ein seltsam süßes Schaudern ihn und raubt ihm die Worte.

Renata trägt das Haar offen. Goldig umschwebt der Lichterglanz die schwere braune Haarflut, die das Oval des Gesichtes, die Säule des Halses, die herrliche Rundung der Schultern umrahmt.

Nur ein einziges Mal hat Ottmar Renata früher so gesehen. An einem Abend jener Karnevalswochen im Festsaale zu Regensburg.

Wie schön hatte sie ausgesehen, als sie ihm damals entgegentrat, gerade so wie jetzt — denn er sieht keinen Unterschied. Die ganze Stimmung von damals, all die bitterste Minnesüßigkeit seiner Jugend, deren Bitterkeit, durch die lange Reihe der Jahre durchsiebt, nunmehr bloß ein Gewürz ist, um den Trunk noch berauscher zu machen — die sinkt auf ihn herab, wie auf den Wink eines Zauberstabes . . .

Sie sieht, wie er mit dem Blick eines Geistessehers ihr entgegenstarrt. Aber ist es ein Gespenst oder eine himmlische Erscheinung, was er schaut? denn eine solche Doppelheit mischt sich in seinem Blicke. Sie weiß es nicht — nur daß seine Benommenheit sich unmittelbar ihr selber mitteilt. Trotzdem hält sie die wiedergefundene Fassung fest, Schritt für Schritt, wie sie die Kerzen fest hält, von denen das Wachs auf ihre Hände herabtropft. Aber die Hände dürfen und wollen nicht zucken, bevor



sie nicht die Leuchter ruhig auf den Tisch von sich gestellt haben.

Dann nimmt sie auf einem Stuhle Platz und fordert durch ein freundliches Nicken Ottmar auf, sich ihr gegenüber zu setzen.

„Und was hast du denn erlebt? Denn ich höre aus deinen Worten, daß es noch mehr ist, als diese Entdeckung in der Kammer deines Samulus. Du warst in Langenstein, bergab und bergauf in dieser Sonnenglut. War das auch notwendig, Ottmar?“

„Es stellte sich als notwendig genug heraus, wiewohl ich das nur wenig ahnte, als ich mich auf den Weg begab. Wenn eine gütige Vorsehung mir je einen Schritt eingegeben hat, dann geschah es gewißlich an diesem Nachmittag, als mir die vier Wände meiner Turmkammer zu eng wurden.“

Auch Ottmar hat seine Ruhe wiedergefunden. Ausführlich und anschaulich berichtet er alles, wovon er Zeuge war, als er auf der Bank des Brückenspeilers saß.

Für seine Zuhörerin nur zu anschaulich.

Langsam, allmählich sinkt sie gegen die senkrechte Rücklehne. Sie fühlt, wie eine schleichende Ohnmacht ihre Glieder erstarrt und erschläfft.

Die Worte, die sie gestern im Innersten vernahm, als Ottmar sie nach dem Saalgespräche verließ: ‚Er weist den Weg fort vom Martyrium‘, kehren mit furchtbarem Wiederhall zurück.

‚Das Martyrium‘ — ein feierliches Wort mit den Klängen einer Kampffanfare für den Geist, der bereit ist; aber es durchschüttelt das schwache Fleisch,

wenn es selber sich in Fleisch kleidet, wie hier in die Gestalt Kaspars, des Schmiedes.

Kenata kennt den Schmied sehr gut. Er hat manche kleine Arbeit hier in der Burg verrichtet. Ihr ganzer Körper zittert bei dem Gedanken, eine wehrlose Beute dieser muskelstarken, schwärzlichen, haarigen Arme zu sein, um unter dem Geschrei des Laufens auf die flammensprühenden Reifigbündel geworfen zu werden . . .

Ottmar hält mit seinem Bericht inne und blickt Kenata an. Augenblicklich wird er die Veränderung gewahr, die mit ihr vorgeht.

Bestürzt springt er auf und ergreift ihre Hand: —  
„Kenata! fürchte dich nicht! Ich bin bei dir, ich werde dich beschützen. Laß dir das nicht nahe gehen! Gefahr war da, gewiß, aber sie ist es nicht mehr — vorläufig wenigstens nicht, und später werden wir vorzubeugen wissen. Du wirst selber sehen, daß keine Gefahr mehr da ist, wenn ich dir erzähle, was dann weiter geschah.“

„Ja, sage mir alles, Ottmar!“

Alles? Auch die häßliche Beschuldigung des Giftmordes? Soll er nicht wenigstens jetzt, wo sie so schwach ist, sie damit verschonen? — Nein, auch die! Gerade die wird ihr ja am deutlichsten die Nothwendigkeit zeigen, Langenstein zu verlassen. Auch nimmt die Antwort, die er den Bürgern gab, den schärfsten Stachel weg.

Dieser Teil seines Berichtes wirkt nicht so auf sie, wie er es erwartet hat. Kein Ausbruch der Überraschung und des Entsetzens. Die Lippen

bleiben fest zusammengepreßt. Der Blick ist starr nach innen gewandt, das Gesicht aschfahl geworden. Dieser Ausdruck beunruhigt ihn mehr als der heftigste Ausbruch.

Diese Lippen sehen aus, als könnten sie nie mehr reden. Jetzt aber sprechen sie: —

„Du hast mir nun alles gesagt, und jetzt habe ich dir etwas zu sagen. Es war natürlich genug, daß du bei dieser falschen Beschuldigung gerade das als die wirkliche Grundlage erblicktest, was du in der Tat gesehen hast, und die Sache auf deine Weise den Langensteinern erklärtest. Aber ganz so ging es doch nicht zu, als der arme Zugo starb.“

„Nicht? So hast du ihm die schmerzstillenden Tropfen nicht gegeben?“

Renata schüttelt den Kopf mit einem unendlich traurigen Lächeln.

„Entsinnst du dich noch der Inschrift, die auf einem Pergamentstreifen am Halse der Flasche befestigt ist?“

Ottmar nickt: —

„Des Leibes Leiden weicht zehn braunen Tropfen, Doch fünfzig heben ab des Lebens Last.“

Sest und prüfend schaut ihn Renata an: —

„Ottmar! Es waren die fünfzig, die ich Zugo gab.“

„Renata!“

Er starrt sie mit leerem, verständnislosem Blick an.

Dann versteht er. Und sieht sie nicht mehr.

Die schönen ersten Füge, die goldigbraunen Augen, die so ängstlich-erwartungsvoll die seinen

suchen, die Haarfülle, die Kerzen, weiße Wände, schwarze Scheiben — alles schwimmt vor seinen Blicken durcheinander.

Das Gefühl einer nahenden Ohnmacht, das vorher Kenaten befiel, sinkt jetzt auf ihn herab.

Sie sieht es an seinem aschfahlen Erblaffen.

Beide schweigen eine Weile.

Ein losgerissener Zweig des wilden Weines schlägt leise an das Fenster. Unten in den Obstbäumen schreit eine Lule.

Kenata neigt sich vor: —

„Ottmar, die ganze Zeit habe ich mich vor diesem Augenblicke gefürchtet. Ich wußte ja, daß ich es dir einmal sagen mußte. Aber ich hoffte — ach Ottmar, ich war so zuversichtlich, daß du es verstehen würdest. Und jetzt sehe ich, daß du mich verdammt.“

„Ich dich verdammen! O Kenata! Nein, nein —“

„O doch. Ich seh' es ja. Du entsetzest dich vor mir.“

„Nicht vor dir, Liebste. Entsetzen ergreift mich — deinerwegen. Fühle ich doch, wie diese Sache mir aus den Händen gleitet. Und ich war so sicher, dich beschützen zu können! Noch mehr: — wie wenig glaubte ich, daß du hierbei meines Schutzes bedürftest. Wegen der Ketzerbeschuldigung, ja — das war etwas anderes, damit kann heutzutage die Unschuld selbst durch böse Zungen in Gefahr kommen. Aber keinen Augenblick fiel es mir ein, daß hier eine wirkliche Gefahr lauere. Und jetzt steht es so, daß der Hauch eines Menschen

dir tödlicher sein kann als der der Seuche . . . Wenn eine Anklage erhoben wird — ja, was nützt es, daß man dich nicht überführen kann? Ich kenne dich ja — du wirst es dem Richter beim Verhör sagen, wie du es mir sagtest.“

Renata lächelt: —

„Nicht wie dir — o nein, nicht wie dir! Aber sagen würde ich es ihm . . . vielleicht . . . Wer weiß solches im voraus?“

Ottmar ringt die Hände: —

„Renata, Renata! weißt du denn, daß es dein Leben gilt?“

„Glaubst du, ich hätte mir das nicht klar gemacht, als ich ihm, dessen Lebenslicht am Erlöschen war, die Tropfen zuzählte — drüben am Fenster — beim sterbenden Tageslichte? Ich zählte einen nach dem andern, bis fünfzig voll waren. Vielleicht mische ich meinen eigenen Todestrank, nur daß mein Tod nicht so sanft wird‘ — dieser Gedanke machte meine Hand fest. Ohne ihn hätte ich es vielleicht nicht fertig gebracht . . . Und doch: ich hatte ja keine andere Wahl, was hätte ich sonst tun können? Ach, wenn du gesehen hättest, wie schwer er litt! Es war keine Hoffnung, das wußten wir alle; aber es konnte noch Tage, vielleicht gar Wochen dauern, denn er hatte eine starke Natur. Und er bat so flehentlich. Das war alles, was ich für ihn tun konnte, und es schien so wenig. Nur, daß so viel Selbstüberwindung dabei war, das schien es zu etwas zu machen . . . und besonders das Bewußtsein, daß ich mein eigenes Leben gefährdete

— deshalb war ich dankbar für die Gefahr . . .  
Ja, das war alles, was ich für ihn tun konnte,  
und ich war es ihm schuldig.“

Sie hat sich erhoben und legt ihre Hand auf  
Ottmars Schulter.

„Schuldig — um unser beider willen, Ottmar!“

„Um unsertwillen, Renata?“

Er blickt bewegt und zugleich verwundert zu  
ihr empor.

„Ja, Ottmar. Wir beide, du und ich, wir haben  
Jugo ums Leben gebracht.“

„Renata! was ist das für eine Wahnvorstellung!“

„Kein Wahn, die einfache Wahrheit . . . Frei-  
lich, du ahnst nicht, daß er an der Wunde starb,  
die er in eurem Zweikampf erhielt.“

„Großer Gott! Aber das kann nicht sein. Hab'  
ich doch immer gehört, daß die Wunde verheilt  
war und keine Folgen hinterließ.“

„Das glaubten wir ebenfalls, wenn er auch bis-  
weilen Schmerzen in der Seite verspürte. Als er  
aber mit dem Pferde stürzte, brach die Wunde auf,  
und er starb endlich nach langem Hinsiehen an  
innerer Verblutung.“

Ottmar wendet seinen Blick weg und seufzt tief: —

„Gott ist mein Zeuge, daß es nicht meine Absicht  
war, ihn so schwer zu verwunden. Auch wäre  
das nimmer geschehen, wenn nicht sein eigener un-  
bändiger Zorn ihn unversehens in mein Schwert ge-  
stürzt hätte.“

„Ich weiß das wohl. Was aber war der Grund  
dieses unbändigen Zornes? Was anderes als der

Gedanke an die Schmach, die du mir vor aller Augen angetan hattest? Du siehst jetzt: hättest du in den Regensburger Karnevalstagen nicht dein verzweifeltes Spiel getrieben — (und dieser Versuch, mich zu meinem eigenen Besten zu betrügen, wie innig hängt der nicht mit deinem ganzen Wesen zusammen, mit deinen besten wie mit deinen bedenklichsten Eigenschaften?) — ja hättest du, sage ich, dies Schalk- und Mummenspiel nicht getrieben, sondern gehandelt wie jeder andere an deiner Stelle: dann wäre es nie zu jenem Zweikampfe zwischen euch gekommen und am allerwenigsten zu einem mit solchem Ausgange. Denn keine blinde Wut hätte ihn in dein Schwert getrieben.“

Ottmars Kopf sinkt auf seine Brust herab. Ein gedämpftes Stöhnen drängt sich hervor.

Die Hand, die noch auf seiner Schulter ruht, drückt diese sanft und fest.

„Aber du sollst es nicht alleine tragen. Glaubst du, daß ich nicht auch die andere Seite der Sache sehe — meine Seite? Wäre ich nicht jenes törichte, leichtsinnige Kind gewesen, auf Lust und Freude in Wald und Feld veressen und begierig nach Kurzweil in Sälen und auf den Märkten, wo die Leute sich trafen zu Fest und Scherz; — wäre ich solch ein Weib gewesen, wie du es verdienst; hätte ich dich verstanden, deine Gedanken und Träume mit dir geteilt, so daß ich dein ganzes Vertrauen gewann und du mit deinen Ängsten und Anfechtungen zu mir kommen konntest, auf daß ich dir beistände im Kampfe gegen den Gluch, von dem du dich ge-

troffen wähtest: — ja wäre ich solch ein Weib gewesen, dann wäre all das, was sich in Regensburg ereignete, nie geschehen, und Hugo würde noch heute leben.“

„Und wir — wir Beide —! . . . Ach ja, auch daran mag etwas Wahres sein.“

„Mir war es ganz Wahrheit und der für mich wichtigste Teil der Wahrheit. Und mußte ich nicht mit einem solchen Bewußtsein fühlen, daß es meine Pflicht sei, für uns Beide Buße zu tun, so gut ich konnte? Als er mich bei meiner Liebe zu ihm beschwor, ihn nicht länger zwecklos leiden zu lassen: wie hätte da Furcht vor Gefahr, die mir selber dabei drohte und woran er nicht dachte — wie hätte mich die zurückhalten können? Es war scheinbar nur so wenig, was ich zu geben hatte, und doch wurde es so viel! Denn anstatt in einem Wirbel von Qualen und in der Sinsternis der Bewußtlosigkeit von hinnen zu scheiden, geschah es, sobald er den Becher Weines ausgetrunken, in den ich die Tropfen geträufelt hatte, daß die Schmerzen, wie er sagte, gleichsam weggestrichen wurden, und Ruhe und Klarheit zogen bei ihm ein. Er konnte dann mit uns sprechen, bis er nach und nach müde wurde und so sanft entschlief, daß niemand wußte, wann er seinen letzten Atemzug tat. Denn also ist die Wirkung jenes wunderbaren Elixiers Arabiens.“

„Bin ich schuld an seinem Leid, dann muß ich ihn auch um einen solchen Tod beneiden.“

„Meinst du das wirklich, Ottmar?“



„Wie sollt' ich das nicht meinen! O, wie gern und froh verzichtete ich auf alles törichte Träumen von Ruhm und Macht, Könnte ich mich jetzt, in dieser Stunde, auf solche Weise von dem Zeitlichen lösen, den Tod wie eine köstliche Gabe von deiner Hand empfangend! Nur daß ich dich nicht verlassen möchte, dich nicht mit brechendem Auge in dieser bitteren Welt zurückbleiben sehen.“

„Ach, Könnten wir uns zusammen so von ihr lösen!“

Ihr Blick senkt sich in den seinigen; dringt jedoch weiter, nicht räumlich, sondern als ob er in einer unsicheren Zukunft eine solche lockende Möglichkeit suche.

„Ein zu schöner Traum, Geliebte! Viel zu schön, um bei ihm verweilen zu dürfen. Wir müssen der Wirklichkeit mit ihren Gefahren ins Auge schauen . . . Aber, nicht wahr, hiervon weiß niemand etwas?“

„Gertrud weiß es.“

„Gertrud?“

„Sie war selber anwesend.“

Gertrud und — Vincentius! . . . Welche Drohung in diesem Namenpaar! Nichts Wichtigeres jetzt, als ihn von Langenstein und von ihr fern zu halten!

„Aber sonst niemand?“

„Noch Einer. Ein Mann.“

„Der auch anwesend war?“

„Er kam erst einige Tage später. Es war ein Freund Jugos, der von seiner Krankheit gehört hatte.“

„Um Gottes willen, Renata, wer ist denn dieser Mann?“

„Zwischen uns sollten keine Geheimnisse sein, aber dies eine kann ich dir nicht sagen.“

„Ein Jugendfreund Hugos?“

„Ja, aber viel älter. Nicht gerade ein alter Mann, aber doch wohl etwa zwanzig Jahre älter.“

Daß der Fremde kein ‚alter Mann‘ ist, fühlt Ottmar als eine Enttäuschung. Die zwanzig Jahre reichen ihm wieder etwas zum Troste. In ihm ist Eifersucht wach. Ja, trotzdem er bis ins Innerste erschüttert ist durch das, was sie ihm anvertraut hat; obwohl die Furcht vor einer Entdeckung, die durch einen solchen unbekanntem Mitwisser droht, ihm den Atem raubt, brennt die Eifersucht lichterloh in seiner Brust und versucht flackernden Scheines diese geheimnisvolle Gestalt zu beleuchten. Was ist das für ein Mann? und welches Zeichens? welches Standes? Ritter oder Bürger? Mönch, Priester oder Keger? Nichts zu erraten! Nur das Eine weiß er: der Unbekannte steht etwa in der Mitte der fünfziger Jahre . . . und dies noch: vor ihm hat Renata ihr furchtbares Geheimnis nicht bewahren können!

Oder ist es Gertrud, die es verraten hat? Wenn dem so ist, wie kann man jetzt auf ihre Verschwiegenheit bauen?

„Sage mir nur: wie kam dieser Freund in den Besitz eines so gefährlichen Geheimnisses?“

„Ich hab' es ihm selber gesagt. Ich mußte es ihm sagen. Er war mir Trost und Stütze in jenen schweren Tagen.“

Also, Gertrud hat jedenfalls damals nichts verraten. Das ist so weit tröstlich.

Aber, großer Gott, welchen Einfluß muß dieser Freund auf Renata ausgeübt haben! Sie „musste“ ihm das sagen, das heißt, ihr Leben in seine Hand legen! Es ist Ottmar schon ein unleidlicher Gedanke, irgend etwas vom Geiste, von der Seele dieser Frau mit jemand zu teilen — zumal mit einem völlig Unbekannten . . . vielleicht einer mächtigen Persönlichkeit, jedenfalls einer starken, denn darauf deuten ihre Worte.

Vor allem aber, welche Macht hat dieser Unbekannte über sie gewonnen! Wenn sie sich in ihm geirrt hätte! Wenn er diese Macht mißbrauchte und sie in den Dienst einer unreinen Leidenschaft stellte — welche furchtbaren Möglichkeiten eröffneten sich hier! —

„Und später hast du ihn nicht gesehen?“

„Einmal. Vor drei Jahren besuchte er uns.“

Dies ist wie ein Stich in die Brust.

Dieser Freund, ein Freund des Verstorbenen, hat Renata besucht. Zu welchem Zwecke? Nun, zu welchem Zwecke reist ein Mann nach einer abseits gelegenen Burg, wo eine schöne geistreiche Frau einsam als Witwe haust? Daran, wenigstens, ist nichts Käselhaftes! Er ist ihr in ihrer schwersten Zeit ‚Trost und Stütze‘ gewesen. Er hat auf den Grund ihrer Seele geschaut, als diese sich in dem stürmischsten Aufruhr befand — so wie nachher in der abgegorenen Durchsichtigkeit der Trauerstille — Zustände, in denen eine dreißigjährige Frau am

allergefährlichsten für einen Mann von hoher und edler Gesinnung ist. Nur um einen solchen kann es sich ja handeln. Wie sollte er sie nicht lieben? Und ist der Besuch selber nicht ein Beweis, daß er es tut?

Und er hat sie völlig in seiner Macht. O, welche Versuchung liegt darin — wenn nicht alles in ihm edel ist! Wo aber findet sich der Mann, bei dem alles edel ist? Alles und zu jeder Zeit?

Kenata hat sich ihm wieder schräg gegenüber gesetzt.

„Laß dich aber das nicht unnötig bekümmern. In meiner eigenen Brust ist das Geheimnis nicht sicherer aufbewahrt als bei diesem frommen und weisen Mann.“

„Hoffen wir's, hoffen wir's!“ murmelt Ottmar, halb abwesend.

Seine Gedanken streifen auf Irrwegen umher, von deren Richtung sie keine Ahnung hat.

„Dieser „fromme und weise Mann“ liebt Kenata. Sicherlich. Kenata aber liebt mich. Ja, tut sie das auch wirklich? Wie, wenn ihr jetziges Gefühl für mich nichts weiter als die Erinnerung an ihre Jugendliebe wäre, ein Nachklang der ersten taufrischen Träume des Herzens? Wie, wenn sie dies Schattenbild für lebendige Wirklichkeit hielte, während vielleicht schon tief im Seelengrunde ein Gefühl für diesen Fremden sproßt? Und wenn dann gar Zeit und günstige Gelegenheit einem solchen Keim Nahrung gäben, könnte er sich dann nicht zu einer jener alles überwältigenden Leidenschaften ent-

fallen, denen Frauen ihres Alters oft zur Beute fallen? Und er, der Unbekannte? wahrscheinlich ist er ein unverheirateter Mann. Er hört von der Krankheit seines Jugendfreundes und reist offenbar aus weiter Ferne her — denn er kommt zu spät: die Handlung eines Unverheirateten. Während ich selber — ich, der Bischof — sie nicht ehelichen kann! Welche ungeheure Begünstigung seines Werbens! . . . Aber dies ist eine neue Hand, die nach dem Mittelmünster zeigt. Dort ist sie seinem Einfluß entzogen, abge sondert — noch mehr: dort ist sie in meiner Zut. Und schon in ihrer Wahl wird ihr wahres Gefühl zum Ausdruck kommen. Wenn sie mich wirklich liebt, warum sollte sie sich dann weigern, Äbtissin zu werden? noch immer sich weigern, nach dieser Begebenheit, die ihr so gebieterisch den rechten Weg zeigt?

Ottmar schiebt den Stuhl zurück und steht auf.

„Das aber siehst du wohl jetzt ein, Renata, daß hier auf Langenstein nicht mehr deines Bleibens ist.“

Renata nickt, ohne aufzublicken.

Das ist ein Kopfnicken, welches besagt, daß sie seine Worte hört, sie versteht und nicht blind ist für die Gründe, die dafür sprechen. Es ist keineswegs ein Kopfnicken, womit man einen Entschluß für das Leben faßt. Einen solchen aber erstrebt sein Herz zu seiner Beruhigung.

Diese Frau muß sich ihm bedingungslos auf Leben und Tod verschreiben. Und seine Worte dringen nur an ihr Ohr, nicht ins Herz! Wie sie

dort vor ihm sitzt, kennt er nicht einmal ihre Gedanken, geschweige denn ihre Gefühle!

Ungeduldig, ja unwillig dreht er sich um und fängt an zwischen dem Alkoven und dem Tische hin und her zu gehen.

„Seit wir gestern von dieser Sache sprachen,“ beginnt er, indem er wieder vor ihr stehen bleibt, „ist etwas geschehen, was meinen Gründen mehr hinzufügt, als Worte es tun können, und wenn ich auch in allen den Stunden gesprochen hätte und beredter wäre als Demosthenes. Ich habe Macht dich zu beschützen, aber freilich nicht, wenn du hier sitzt und ich in Regensburg. Allein, ich will mich nicht nur an deine Furcht wenden, obwohl ich sah — fast muß ich sagen, ich seh's mit Freude — daß du für sie nicht unempfänglich bist, wie mutig auch dein Herz sei. Aber denke nur daran, wie mein Zustand in Regensburg sein muß, wenn ich keinen Augenblick weiß, ob du noch lebst, oder schon vom fanatischen Pöbel ermordet wurdest! . . . Liebst du mich, dann kannst du mich nicht zu einem solchen Leben verdammen.“

Renatas Blick will dem seinigen nicht begegnen. Ein Zucken der Lippen zeigt ihm aber, daß er die rechte Saite anschlug.

„Ich könnte jetzt in Regensburg Zuflucht suchen. Dort habe ich ja noch Verwandte, die mich willig aufnehmen werden.“

„Gut. Wir wollen wenigstens das festsetzen. In den ersten Tagen droht keine Gefahr, zumal nach den kräftigen Maßregeln, die wir sofort er-

greifen werden. Wir können in voller Ruhe unsere Abreise vorbereiten, ohne Aufsehen zu erregen. Die Seuche ist Erklärung genug sowohl hier wie in Regensburg. Daß du dort bei deinen Verwandten wohnst, ist ebenso natürlich. Ein solcher Aufenthalt kann allerdings ein passender erster Schritt sein — aber auch nicht mehr.“

„Wenn ich bei ihnen bleibe, bis die Seuche ausgewütet hat, wird sich dieser Wahnsinn bei den Langensteiner Bürgern gelegt haben, und damit ist die Gefahr verschwunden wie ein böser Siebertraum aus dem Blute.“

„Um bei der ersten Gelegenheit wieder auszubrechen und ihr Opfer zu heischen, bevor noch jemand von ihrem Wiederausbruch etwas weiß. Oder haben wir etwa hier oben das Geringste geahnt von dem, was am Fuße des Selsens vorging? — Nein, Renata, ich sage dir: nur im Mittelmaünster ist bleibende Sicherheit für dein Leben und für meine Ruhe.“

„Und für unsere Ehre, Ottmar!“

Ihr Blick trifft ihn plötzlich. Er wendet sich ab. Nur einen Augenblick. Dann sieht er sie fest an: —

„Darauf gab ich dir gestern Antwort. Die Gefahr, die in uns selber wohnt —“

„— In mir selber, das ist in meinem Fleische“, sagt der Apostel.“

„Gewiß, das ist eben das Selbst, das dir und mir mit seiner Gefahr droht. Und jetzt sage ich mit doppeltem Recht: besser ihr unterliegen, als ihren Schatten zu scheuen und dadurch tödlicheren

und wirklicheren Gefahren zum Opfer zu fallen. Wagen wir es doch, unsere Ehre in unsere eigene Hand zu nehmen!"

„Du könntest darin Recht haben. Die Ehre ist nur eine geringe Sache. Aber das Heil unserer Seele ist es nicht.“

„Sicherlich nicht. Doch hier ist von keiner Todsünde die Rede. Für einen Schritt der menschlichen Natur hat die Kirche Buße und Vergebung. Mich wird die Schuld treffen, ich werde sie tragen, sie für uns beide büßen. Sünde mag da sein, aber keine Schande. Bleibt unserer Liebe auch das Sakrament versagt, — durch meine Torheit, durch die Jugendirrung meines Trübsinnes, die ein unauslöschliches Stigma auf meine Stirn drückte, diese Tonsur, die jetzt mein Gluch ist, ein wahrer Gluch, kein eingebildeter wie jener, den ich damals auf mir fühlte — wie ein Rainsmal brennt sie mich, hab' ich doch meinen Bruder ermordet: den Menschen Abel in mir mit allen seinen natürlichen Rechten auf Freude und Glück in dieser lichten Gotteswelt — seinen Rechten und deinen — eurem gemeinsamen Erbe . . . O Renata, Geliebte — vergib mir! zeige, daß du mir vergibst — zeige mir's dadurch, daß du mich nicht verläßt, mich nimmst wie ich bin — gebrandmarkt wie ich bin! Ja, das Heiligsprechen durch den Ehebund ist unserer Liebe verwehrt, aber sie trägt ihr Sakrament in sich selber. Sie ist so hochgebürtig — —“

„So hochgebürtig, daß sie nur zur höchsten Wiedergeburt emporsühren sollte — hast du mich



doch selber an die Bedeutung meines Namens gemahnt. Nicht uns noch tiefer in die Materie und Sünde herunterziehen! Darum schilt mir nicht die Tonsur als einen Sluch — mach sie vielmehr selber zu einem Segen für uns beide. Ein Rainsmal? O nein, ein Christusmal — ein Zeichen, daß du ihm gehörst, der aus Liebe zu uns die Himmels- glorie mit einer Dornenkrone umtauschte! O Ott- mar! unsere Liebe hat lange und schwer genug ge- litten, laß ihr Leiden nicht vergebens sein! zeigen wir, daß sie geläutert aus ihm hervorgehe! Möge sie uns vereinigen in dem Geistesdienste des guten Gottes, nicht uns in der Lust des Fleisches verbinden, um das Werk des Welterschöpfers zu üben!“

Renata ist aufgesprungen. Sie hat seine rechte Hand, die er noch ausgestreckt hält, ergriffen und preßt sie zwischen den ihren. Aber ihrem innig- begeisterten Blicke begegnet nur ein verständnisloses, beunruhigendes Starren aus seinen tiefliegenden hellgrauen Augen.

Renatas letzte Worte haben ihn erschüttert, wie der Bliß den nächtigen Wanderer, dem er die rings um ihn gährenden Abgründe enthüllt.

„— ‚Das Werk des Welterschöpfers üben‘ — Renata! Was ist das für eine Rede? Bekennen wir nicht einen Gott und Schöpfer, und hat er nicht die Ehe zu einem Sakrament gemacht, nur nicht für uns — o wir Unseligen! nicht für uns! . . .“

Kopfschüttelnd läßt Renata seine Hand sinken. Sein Blick, seine Worte, sein Ton bringen ihr mit lähmendem Gefühl zum Bewußtsein, wie weit sie

sich in ihrer Selbstvergessenheit hat hinreißen lassen, welcher Abstand sie von dem Kirchenfürsten trennt.

Mit einer müden Bewegung tritt sie an das Gebetpult und stützt den Arm darauf.

„Wie oft hab' ich hier als Kind gekniet, Ottmar! Da betete auch ich zum Schöpfer des Himmels und der Erde. Ich dachte mir ihn über den Wolken des Tages und den Sternen der Nacht thronend und meinte, wie man mich gelehrt, daß dies alles das Werk seiner Hände sei. Jetzt suche ich ihn nimmer dort. Der Vater, zu dem ich bete, der Geist und Liebe ist — wie sollte er dort oben weilen? Und der Welterschöpfer? O, die ‚Werke seiner Hände‘ habe ich seitdem kennen gelernt! Hier, in diesem Gemach lernte ich sie kennen, seine beiden Meisterwerke: die Sünde und der Sünde Sold! Der Körper, mit dem mein eigener eins war in sündhafter Lust, ihn habe ich unter meiner Pflege hinsiechen und dahinschwinden sehen, stündlich und unaufhaltsam. Ich selber mußte ihm zuletzt den Todestrunke bereiten und reichen, damit sein Weh enden und er Ruhe im Grabe finden konnte. Seit jener Stunde bin ich kein Kind mehr, keines der Kinder, von denen der Apostel schreibt, daß er ihnen keine kräftige geistige Nahrung geben könne, sondern nur Milch, denn sie seien noch fleischlich.“

„Und mich? hältst du mich für ein solches Kind?“

„Ich halte dich für einen Kinderlehrer, gewohnt die Sprache zu reden, die Kinder verstehen, so daß sie deine eigene geworden ist. Aber unter deinem Bischofsmantel schlägt doch das Herz des Mannes,

und du hast den Geisteswein der alten Weisheit Griechenlands und Roms getrunken. Du mußt es verstehen, ja, du mußt in deinem Innersten wissen, was du fühlst, daß der Gott, zu dem du dich in deiner Andacht erhebst — nichts gemeinsam hat mit dem Demiurgen, dem Baumeister, dem Welterschöpfer der Juden, der die Materie in Raum und Zeit ausgebreitet hat zu einer Welt des Mordens und des Gebärens und ihr seine Ordnung eingepflanzt und sein Gesetz über sie gesetzt und seine Propheten erweckt, um die Geister sich dienstbar zu machen und in Knechtschaft zu halten, auf daß sie nimmer zum guten Vater aufschauen mögen, von dem sie stammen, dessen Kindschaft sie in sich tragen.“

„Renata —!“

„Ich verwerfe ihn, euren Schöpfer, ich schwöre ihn ab, den Abgott, den Gegengott! Ja, die Lust des Fleisches hat er gesegnet, hat sein Sakramentsiegel darauf gesetzt, damit sein Reich sich auf immer fortpflanze und das wahre Reich Gottes nimmer kommen möge — —.“

„Schweig, Unselige! dies ist purer Manichäismus! Es ist eine schrecklichere Kezerei als irgend etwas, dessen dich jemand geziehen hat!“

„Ich glaub' es gern . . . Und jetzt Ottmar — jetzt weißt du, warum ich nicht Äbtissin im Mittelmünster werden kann.“

Ottmar hat sich auf den Stuhl am Tische geworfen und verbirgt mit dumpfem, verzweifelndem Stöhnen das Gesicht in seinen Händen.

„Surchtbar! Gibt es denn keinen Ausweg?“

„Es gibt keinen . . . Für dich nicht! . . . Du bist nicht der Mann, um mich zu retten. Verlaß dieses Kegerneß, überlaß mich meinem Schicksal — Kaspar dem Schmied —!“

Bei diesem Namen schüttelt ein unwiderstehlicher Schauer ihren Körper vom Scheitel bis zur Sohle.

Sie sinkt auf den Schemel nieder und umfaßt mit beiden Händen fest das Pult.

Süßtes Kapitel.

### Der Fluch des Kreuzritters.

Dieser zweite Schlag hat Ottmar beinahe betäubt. Sein Verstand steht ratlos still.

Den aufrührerischen Bürgern dort unten hat er gesagt, es würde sich mit der Beschuldigung der Kegeri wohl ähnlich verhalten wie mit der des Giftmordes. Dies Wort hat sich auf furchtbare, ungeahnte Weise bestätigt. Beide Anklagen haben in der Tat ihre Grundlage.

Er hat die Langensteiner auf die Untersuchung vertröstet, die er schon eingeleitet habe — Gott sei ihm und ihr gnädig, wenn sie als Kegerin angeklagt vor seinem Richterstuhle stündel!

Und das Mittelmünster, dessen Pforte eine gnädige Vorsehung als ein sicheres Asyl zu öffnen schien — das Mittelmünster gesperrt!

Wie aber ist das zugegangen? Woher hat Renata diese Anschauungen, die so grundverschieden sind von allem, was gang und gäbe ist, nicht nur in den Gebetbüchern der Gemeinde, sondern auch in den

Regerprotokollen? Denn hier hat vielmehr das Entgegengesetzte die Oberhand: pantheistischer Mystizismus, wüste naturalistische Theorien und Freiheitschwärmerei des Fleisches unter dem Namen des Geistes.

Woher? — Ja, woher hat wohl eine Frau überhaupt besondere, von der Vorstellungswelt ihrer Umgebung abweichende Anschauungen, wenn nicht von einem Manne, der ihr Herz und Gemüt gefangen hält, ihre Gedanken mit seinem Geiste überschattet, ihre Phantasie mit seiner Kraft befruchtet?

Und brauchte er weit zu suchen, um diesen Mann zu finden?

Wer könnte es wohl sein, wenn nicht jener „fromme und weise“ Freund, der Namenlose, der vielleicht gekannt und verfolgt wird unter dem Namen: „der große Gottesfreund“? Denn mit diesem Erzkezer war ja Renatas Namen in Verbindung gesetzt worden, und es kommt ihm jetzt nicht so unwahrscheinlich vor, daß dies Gerücht seine Gründe habe. Schon während des Gespräches in der Bibliothek hat sich dieser Verdacht bei ihm geregt. War es vielleicht ein richtiger Instinkt gewesen, der ihn dazu veranlaßte, einen Preis auf die Gefangennahme des großen Unbekannten auszusetzen, gerade in dem Augenblicke, als er nach Langenstein aufbrach? Die Gefahr, die dem Geächteten schon bekannt sein mußte, würde ihn auf lange Zeit fern halten.

Aber wie hat jener Fremde — wer es nun auch sei — sich diese Macht über Renata erworben?

„Doch nur dadurch, daß er hier war, ich aber in Regensburg saß und fünfzehn Jahre lang ohne jede Verbindung mit ihr blieb. Nunmehr aber bin ich hier auf Burg Langenstein. Jetzt ist es Zeit, den Kampf aufzunehmen, und meine lebendige Kraft an Stelle der seinigen zu setzen. Und Renata liebt mich. Welch gefährliche Gefühlskeime auch in ihren Seelengrund von jenem Unbekannten gelegt sein mögen, der schon in so bedenklichem Grade ihren Geist beherrscht: — noch liebt sie mich, den Jugendgeliebten und — den Bischof, nicht ihn, den Keger!“

Er sitzt, die Arme auf den Tisch gestützt, das Gesicht in den Händen verborgen, regungslos da.

Als er jetzt aufblickt, ist es, als ob er einen Stoß vor die Brust bekäme.

Sein Auge sucht Renata am Gebetpulte, denn er hat den unbestimmten Eindruck, sie auf jenem Schemel niedersinken gesehen zu haben.

Sie aber steht vor ihm auf der anderen Seite des schmalen Tisches, auf dem ihre Hände ruhen.

Zwischen den beiden Wachskerzen steht sie wie ein Altarbild da.

Es gibt ein solches in der Dominikanerkirche, das die heilige Maria Aegyptica vorstellt, deren Haare durch ein Wunder herabwallen, um ihre Nacktheit den heidnischen Senkern zu verbergen. Eine christliche Märtyrerin, eine Heilige der Kirche. Aber auch ein anderes Bild ruft sie ihm zurück, eins, das nicht durch Legendenpoesie und Malerkunst gemildert ist, sondern einst mit der schonungslosen Kraft der

Wirklichkeit in ihn hineingebrannt wurde. Auf der Treppe der Sorbonne stehend hat er vor fast einem Duzend Jahre in Paris eine Begine auf ihrem Wege zum Scheiterhaufen gesehen. Sie trug, dem Straßbrauche gemäß, das Haar offen über dem Armensünderhemd, und in jeder Hand hielt sie eine brennende Wachskerze. Dieser Anblick belebt sich wieder mit furchtbarer Vorbedeutung. Denn jene Begine hatte nicht ein Zehntel der gotteslästerlichen Regereien geäußert, die soeben über diese geliebten, traurig lächelnden Lippen gekommen sind.

Aber der Blick Kenatas ist es, der am tiefsten in seine Erinnerung eindringt und sie so lebhaft weckt, daß er unwillkürlich die Hand vor die Augen hält.

So stand sie ja damals und sah ihn an. Es ist jener seltsame Blick, den er nimmer vergessen konnte, der ihn seitdem als ein ungelöstes Rätsel verfolgt hat und jetzt wieder auf ihm ruht — —

Jener Regensburger Karnevalstag, den er in seinem Kalender als „den Tag des offenen Haares“ bezeichnet hat, war der Höhepunkt und das Ende seines selbsterkorenen Martyriums gewesen. Gegen ihre Gewohnheit hatte Kenata an diesem Tag in Übereinstimmung mit dem Anzuge, den ihre Ruhme ihr ausgesucht hatte, ihr Haar aufgelöst, und er sah sie so zum erstenmale. Die kindliche Weichheit, die der Rahmen und der Halbschatten der Kastanienbraunen Haarwellen ihren Zügen verlieh, goß Öl in seine Liebesflamme. Es schien ihm noch bitterer als je, dies Kleinod zu verlieren, ja, es sogar als ein verächtliches Ding mit seinem Suße von sich

stoßen zu müssen. So war er denn noch verzweifelter und eben deshalb noch ausgelassener als sonst gewesen, scheinbar noch trunken von der üppigen Schönheit Adalgundes, so daß er mit ihr am Arme über seine Verlobte spöttelte und sein falsches Spiel noch vermessener trieb als an irgendeinem dieser Tage. Es war der letzte. Dies schamlose Betragen führte zum Wendepunkte. An diesem Abend schlug ihn Hugo beim Tanze mit seinem Handschuh ins Gesicht und warf ihm dann dies Pfand vor die Füße, zum Kampf auf Leben und Tod.

Bevor jedoch dies sich ereignete, hatte er sich in der Dämmerstunde in eine Fenstervertiefung zurückgezogen, um eine Art Linderung darin zu suchen, daß er sich seiner Verzweiflung völlig hingab. Eine geraume Weile hatte er so dageessen, als ihn irgend etwas veranlaßte, zur Seite zu sehen. Man war eben daran, die Lichter im Festsaal anzubrennen, wo getanzt werden sollte. Gerade unter einem Kandelaber, dessen Kerzenbündel seinen milden Glanz über ihr Haar herabströmen ließ, stand — nur wenige Schritte entfernt — Renata.

Nur einen Augenblick betrachtete sie ihn noch — noch, denn er fühlte, daß sie es schon lange getan hatte. Dieser Blick aber hat ihn seitdem verfolgt wie eine Mahnung und eine Frage. Er war inniglich betrübt, doch lag auch noch etwas anderes darin. Aber was? Vorwurf, — selbstverständlich. Das war aber gerade das Seltsame und das unendlich Beunruhigende: — es konnte ja nur Vorwurf sein, und doch schien es alles andere als das.



Jetzt kann er jenen Blick deuten. Denn es ist derselbe, der ihm jetzt leuchtet. Und in ihm liest er tiefes, unerschöpfliches Mitleid.

Mitleid damals. Denn er weiß ja jetzt, daß sie sein ganzes Karnevalspiel, seine fleißig einstudierte Rolle, wodurch er sich in ihrer und aller Augen verabscheuenswerth machen wollte, um ihr so über ihren Liebeskummer hinweg zu helfen, völlig durchschaut hatte. Sein ganzer künstlich berechneter Betrug lag damals jämmerlich entlarvt vor demselben Blicke, der jetzt seiner zerrissenen Seele auf den Grund sieht.

Mitleid auch jetzt. Denn ihre eigene Gefahr vergißt sie über die Noth, die sie über ihn gebracht hat, als sie sich ihm, dem Kirchenfürsten, als Kegerin entschleierte.

„Du armer, armer Mann! Ach, daß ich dir doch Hilfe und Trost sein könnte! Nun zitterst du um meiner verlorenen Seele willen. Ja, du fühlst es wohl gar als deine Pflicht, deinen bischöflichen Richterstuhl einzunehmen und mich zum Scheiterhaufen zu verurtheilen. O du ärmster, in blindem Aberglauben unselig verstrickter Mann!“

Dies ist, was er deutlich in diesem Blicke liest . . .

Etwas bäumt sich in ihm auf, um dies Mitleid von sich abzuschütteln. Steht sie denn so hoch über ihm, daß sie ihm dies demütigende Geschenk so reichen darf?

Freilich, hatte nicht damals, als sie ihn so viel besser verstand als er sie, das junge Mädchen über dem Jünglinge gestanden? Und jetzt: — die Kege-

rin und der Bischof — wie stehen die beiden einander gegenüber? Schien nicht der Ketzer immer über dem Mann der Kirche zu stehen? Denn jener verfolgt keinen, will niemanden zwingen, ruft nicht die Waffen der weltlichen Macht zu seinem Schutz an. Seine Ansichten sind falsch, zweifellos, aber durch ein teuflisches Blendwerk scheinen sie nur zu oft ihn vor dem Kirchengläubigen zu adeln.

Jetzt aber soll auch dies Blendwerk zerstört werden — aufgelöst eben durch seinen Sieg über diesen fremden Eroberer. Er will den Unbekannten aus ihrer Seele vertreiben; mittels seines Erstgeburtsrechtes will er sie in Besitz nehmen — ganz: Geist, Seele, Körper. Den Sieg fühlt er im voraus, weil er ihn als seine gottgewollte Mission erkennt. Ist es doch der Sieg der Kirche über das Ketzertum. Wahrlich, wenn der Himmel Dämonen in seinen Dienst nimmt, dann handelt es sich um eine hohe und herrliche Sache, und dann geschieht es nicht, um zu unterliegen. Wie sollte ihm also der Sieg nicht sicher sein?

Gar wohl kennt Ottmar diesen Erzdämon, der hier dem Himmel dient. Auch er hat ja seine furchtbaren Versuchungskämpfe gehabt, wie sie seit den Tagen des heiligen Antonius alle durchzukämpfen hatten, die um des Geistes willen das Fleisch in Sesseln schlugen. Durchzukämpfen — nicht immer zum Sieg. ‚Besser freien denn brennen‘ — für wie viele von ihnen ist nicht dies apostolische Wort ein Rissen geworden, auf das sie erschöpft niederfielen! Es klingt durch die Legendarien wie ein Kehrreim,

den Ringenden versuchend, den Unterliegenden tröstend. Ihn hat es noch nie zu trösten gebraucht, und jetzt braucht es ihn nicht zu versuchen, jetzt ruft es ihn zum Sieg! Denn ihm ist jener Erzdämon, Lros, der Luzifer, ja nicht Gegner sondern Mitkämpfer, der Morgenstern, der seinen Tag heraufführt!

Die ganze jahrelang unterdrückte und eingedämmte Manneskraft des Asketen erwacht in ihm.

Es singt vor seinen Ohren, als stünde er in einem Hain voll tausend Nachtigallen; es flimmert vor seinen Augen, wie wenn die Mittagssonne durch das säuselnde Lenzlaub eines Buchenwaldes bricht.

Ihre Züge kann er nicht erkennen, aber er sieht, daß sie eine Bewegung macht, um wegzugehen — vielleicht durch seinen Blick verschleudt.

Schnell ergreift er ihre Hand.

„Weißt du, Renata, wann du mich das letzte Mal so ansahst?“

Sie schüttelt den Kopf mit einer milden, etwas müden Bewegung.

Da streift die weiche, frei herabflutende Haarwelle ihre Wange wie zartes mahnendes Liebkosen, und die Kerzen, deren Flammen in fächernde Bewegung versetzt sind, senden einen schwachen Wachsduft zu ihren Sinnen und in ihr Gemüt — so schwach, als Lämme er von weit, weit her, nicht durch den Raum, sondern durch die Jahre.

Ein fester, inniger Händedruck jagt ihr das Blut in die Wangen.

„Jetzt seh' ich, daß du dich besinnst.“

Ottmar erhebt sich.

Vergebens versucht sie ihre Hand zu befreien.

Die beiden Kerzen hindern ihre Bewegungen. Sie hindern aber auch die seinigen. Sie machen den Tisch dazwischen zu einer Schranke. Mit seiner freien Hand hebt er den links stehenden Leuchter in die Höhe und stellt ihn zu dem anderen hinüber.

Nun ist die Schranke gefallen. Er steht an ihrer Seite, ohne ihre Hand loszulassen.

„Ja, Renata! es war an jenem letzten Abend in Regensburg, da sahst du mich mit demselben Blick an, den ich damals nicht verstand; denn ich ahnte ja nicht, daß du mich durchschauest. An jenem Abend — ja, da hub das an, was zu all dem führte, von dem du vorher sprachst; — zu allem, was du von Leben und Tod innerhalb dieser vier Wände erlebt hast. Hier hast du auch die erlaubte Lust als Sünde empfunden, weil du deinen Gemahl nicht liebtest. Denn aus Mitleid mit seiner beschwörenden Liebe hast du ihn gehehlicht . . . und aus Liebe — aber zu mir.“

„Aus Liebe zu dir?“

„Ja, das klingt sonderbar, und doch ist es so. Weil du meinen Plan durchschauest und verstandest, wie ich mich selber zum Schurken machte, um dich von mir zu befreien; damit deine herrliche Jugend nicht verkümmern sollte und dahinwelken im Schatten unglücklicher Liebe. Und dann auch, weil du mich von dir befreien wolltest, auf daß ich nicht mit einem Mädchenmord auf meinem Gewissen umhergehe. Du gewahrtest die Aufgabe, die meine wohlberechnete Handlungsweise dir stellte; in ge-

horsamem Verständnis nahmst du sie zur Durchführung auf, und durch diese Ehe hast du dein Werk gekrönt. Habe ich dann nicht ein Recht zu sagen, du habest ihn aus Liebe zu mir geheiratet?“

Renata schüttelt den Kopf mit einem milden Lächeln, das diese Offenbarung einer alles auf sich beziehenden Manneselbstsucht und diese seltsame Kraftleistung eines labyrinthisch verschrobenen Gedankenganges ihrer geraden Frauenseele entlockt.

„Ja, du leugnest das. Aber glaube mir: ich kenne dich besser als du selbst. Es war groß gehandelt. Nicht eine Frau unter tausenden hätte das getan. Eine unendliche Wohlthat gegen mich, den du weniger glücklich machtest, und gegen ihn, den du so glücklich machtest, wie er werden konnte. Aber ein Selbstopfer, dessen Abgrund keiner von uns ahnte. Ja, ein tägliches Opfer wurde es, hier in diesem traurigen Heiligthume Hymens, das jedoch jetzt zum wahren Liebestempel werden soll, wo du lernst deinen Schöpfer zu preisen, ihn, gegen den du in deiner Unseligkeit vermessen den Fluch geschleudert hast. Hier wirst du deinen Schöpfer wieder preisen um des lebendigen Feuers willen, welches das Getrennte vereint und verschmilzt, des Weltfeuers, aus dessen Flammentaufe die Seelen neugeboren hervorprühlen — —“

„Ottmar! Ottmar! Welcher Dämon spricht aus dir?“

„Ein Dämon, der ein Gott ist. Mein Gott selber, der diesen Dämon in seinen Dienst nimmt, wie geschrieben steht, daß der eine Teufel die anderen aus-

treibt, und er treibe Dämonen aus durch den obersten der Dämonen. Du sagtest, ich sei nicht der Mann, dir zu helfen? Nie hast du dich stärker geirrt. Denn für uns wirkt Gott in seiner Gnade dies große Wunder: — hier ist Heilsordnung, was für andere frevelhafte Sünde ist. Sich der Sünde zu enthalten, hieße hier den Weg aus Feigheit scheuen, auf den die Vorsehung selber sichtbar hinweist. Was von sündiger Art in der Lust des Fleisches glüht, ist geringfügig und leicht verzeihlich gegenüber jener Hoffahrt des Geistes, die einst Engel aus der Himmels- höhe in den Höllenschlund stürzte und die auch schon deine Seele dem Verderben nahe brachte, jetzt aber von jener Lust vertrieben werden soll, daß sie in ihr untergeht und du sie nicht mehr kennst — —“

„Mein Gott! ist's einer der Brüder des freien Geistes, den ich höre, oder ein Priester der Kirche?“

„Keiner von beiden! Ein Mann. Der Mann, der dich liebt, den du liebst — —“

Renata will sich losreißen — vergebens . . . sie will ihn von sich stoßen — —

Sie ist schon in seinen Armen — emporgehoben — fortgetragen — —

Ob er sie tragen kann?

Hätte er nicht seine Renata tragen können, wenn es gälte, sie aus einer Feuersbrunst zu retten, wie sein Großvater jene Sarazenin aus dem brennenden Palaste trug?

Sollte er sie nicht in das große Lebensfeuer hineintragen können, das ihnen ihre Liebe entzündet hat?

Er lacht übermütig, schon von dessen Slammen umwirbelt, von den glänzenden, flimmernden, Enzsternden Haarfluten, die ihn umwallen . . . blenden . . . so daß er strauchelt, weil er die Schwelle des Alkovens nicht wahrnimmt . . .

Strauchelt — nicht genug um mit seiner kostbaren Last hinzustärzen; aber genug, um ihr Gelegenheit zu geben, sich freizumachen . . . ihn von sich zu stoßen . . . zu Atem zu kommen.

„So ist's denn wahr! Der Sluch ist über dir.“

„Der Sluch —?“

„Der Sluch deines Großvaters, des Kreuzritters. Der ist über dir. Wie Judas verrätst du deinen Zeiland —“

! „Christus — ich!“

„Die Gottessohnschaft in dir — du verrätst sie mit einem Kuß — mit einer Umarmung Kreuzigst du sie . . . Du willst in meinen Armen brennen . . . willst mich in der Hölle Brand und Brunst hinunterziehen —“

Kaum sind die Worte — die sie instinktiv in Notwehr gesprochen hat — ihrem Mund entfahren, als sie sie auch schon zurückrufen möchte.

Eine schreckliche Verwandlung geht in Ottmars Gesicht vor.

Seine Züge, die soeben in unheiliger Ekstase strahlten, erstarren in abergläubischem Entsetzen. Schritt für Schritt weicht er zurück, ohne die weit aufgerissenen Augen von ihr abzuwenden.

„Die Höllebraut — — die Höllebraut! . . .“

Mit einem halberstickten Schrei stößt er die Thür auf — — —

Renata ist allein.

Sie hat gesiegt.

Ach, daß sie so siegen mußte!

## Sechstes Kapitel.

### Auf dem Kalvarienberge.

Das Mondlicht fällt gerade auf die kleine Passionskapelle. Seine Strahlen wecken die längst verblassten, halb verwischten Farben drinnen zu einem zweifelhaften Gespensterleben.

Das krankhafte Blau in Jesu Mantel und das fade Braun im Gewande des Judas; die Gesichter, deren schminkenartige Fleischfarbe mit kalkigen Flecken wechselt, die an Karnevalsmasken erinnern; die gar zu großen Glasaugen, die blind durch den Staubschleier starren, den der Sommer über sie gelegt hat; selbst die Bäume von Gethsemane, mit ihrem gekräuselten violetten Laube — das alles hat ein unheimliches Gepräge verherter Wirklichkeit.

Sast fünfzehn Jahre sind vergangen, seit Ottmar zum letzten Male dies naive-fromme Kunstwerk betrachtete. Damals machte es einen solchen Eindruck auf seine rege Phantasie, daß die Figuren sich vor seinen Augen belebten. Sah er doch zuletzt, wie sich die Lippen Jesu bewegten, um über die Schulter des Judas ihm jene Worte zuzurufen, die sein unseliger Großvater nach dem Fall Alfas immer



wiederholt hatte: ‚Wie Judas verrätst du deinen Zeiland mit einem Kuß.‘

In dieser Nacht braucht das arme verfallene Holzbild kein Wunder zu verrichten.

Lippen von Fleisch und Blut, Lippen, die er soeben mit heißen Küßen bedeckte, haben sich geöffnet, um diese selben Worte gleich einem Bannstrahl gegen ihn zu schleudern, mit einer Stimme, die ihm die liebste und eben deshalb jetzt die furchtbarste von allen ist, und die jetzt noch in seinem Ohre widerhallt.

Und wenn auch das Bild da drinnen anhube mit Engelzungen oder mit Dämonenstimmen zu reden — es wäre für ihn jetzt ein matter und allträglicher Klang.

Weiter auf der nächtlichen Pilgerfahrt! . . .

Ottmar ist aus der Burg geflüchtet, in die Nacht hinausgestürzt, gleichgültig wohin. Unwillkürlich ist er abwärts, in der dem Städtchen abgekehrten Richtung gestürzt, über den Steg, auf den Kalvarienberg hinauf.

Hier sucht er unbewußt Umgebungen, die einen geborstenen Resonanzboden für das zersprungene Saitenspiel seines Gemütes bilden können — wie verstimmt dieses auch im nächtigen Grauen klingen möge . . . Hier, wenn irgendwo, kann er hoffen Gesellschaft zu finden — nur Gespenster allerdings, aber doch Gespenster seines eigenen Wesens . . .

Und jetzt findet er nur Puppen! Schlechte, zerschlagene Puppen, wie einer in einer Kumpellammer das Spielzeug findet, das einmal lebendig war und seiner Kinderphantasie so viel zu sagen hatte.

Ohnmächtige Puppen . . . auch hier!

Ja, auch hier, wo er vor dem Denkmal seiner Lebenswendung steht!

Dieser unter dem Kreuze zusammenbrechende Jesus — ist das jenes Antlig, dessen Züge ihn einst so tief rührten? das er wegen seines Ausdruckes vor hochgeschätzten Kunstwerken rühmte?

Sünfzehn lange Jahre haben es mit Regen und Staub verwüstet. Auch gibt es in dieser Nacht kein Spiel von Licht und Schatten, das den Zügen täuschendes Leben einhauchen könnte. An der alten Wettereiche rührt sich kein Zweig, kein Blatt. Die Luft ist tot — wie diese Puppen. Dies ist wahrlich kein wunderwirkendes Bild, an dessen Ohr man seine Lippen legen könnte, weil Gottes Kraft darein niedergestiegen ist und mit diesem Ohre lauschen will.

Weiter!

Und jetzt steht er oben auf dem Golgatha Langensteins.

Ein kraftloses Unterweltslicht liegt über der Landschaft mit ihren langen Schatten. Kein Silber, wo Wasser von Fluß und Teich die Mondstrahlen auffängt; nur ein zahmer Glanz wie von angelausenem Zinn. Dort unten liegt die Stadt als eine dunkle Masse, aus der die Firste mit helleren Streifen emportauschen, gleich den Küken einer Kinderherde, die sich an der Tränke versammelt hat, am Fuße der grauen Felswand, von wo das Stromgebrause herüberdringt. Der einzige Laut in der großen Stille. Hier und da leuchtet ein Stückchen Giebel, als ob dort ein Tier seine mit einer Bläse

gezeichnete Stirn emporhübe. Oben am Rande der Felswand steht gleich einem wachsamem Hirten der Bergfried, rank und schlank in seinem grauen Steinmantel. Aber hinter ihm, über der schwarzen Tannenhöhe scheint ein häßlicher Drache seinen grau-blauen, unförmig aufgeschwollenen Leib hoch in den sternenerleeren Himmel empor zu recken. Und während Ottmar dieses Wolkenungeheuer betrachtet — das den ganzen Nachmittag hindurch dort oben lag und über den Bergwald ins Tal hineinspähte, — wird die schwerfällige Masse von innen erleuchtet durch einen zart rosigen Schein, der matt und zögernd zwischen den aufgehäuften Dunstschichten umherflattert . . . erlischt und wieder aufflackert.

Aber kein Donner läßt sich hören — kein Laut außer dem Rauschen der Stromschnellen, dessen Widerhall der senkrechte Burgfels nach dem Kalvarienberg hinüberschickt.

Nun aber ertönt ein gedämpftes Säuseln in den alten Lichen, die, zwischen großen Steinen zerstreut, die auf- und absteigende Höhe des Kalvarienberges bedecken. Über seinem Kopfe gerät ein Strick, der vom Arme des unbusfertigen Schächers herabhängt, in leises Schaukeln. Ottmar fühlt einen frischen Hauch an seiner brennenden Stirn. Nur einen Augenblick, dann steht der Lichenhain wieder stumm lauschend, als fürchtete er, nicht mehr die traute Stimme der Stromschnellen zu vernehmen, die genau so brausten, als man in Nächten wie dieser tief drinnen in seinem Schatten dem alten germanischen Himmelsgott ein Opfer darbrachte,

lange bevor jemand etwas von diesem Golgathapfer gehört hatte, das jetzt die Schatten seiner drei Kreuze in seinen eigenen hineinwirft.

Wiederum hängt der Strick vom Arme des gekreuzigten Räubers unbeweglich herab, als wäre er aus Holz gedrechselt.

Der Schnitzer, der einst diese Golgathagruppe schuf — scheinbar nicht derselbe, dessen Hand die „Stationen“ schmückte, — hatte den beiden Schächern gegenüber seinem naiven Naturalismus freies Spiel gelassen — besonders in den qualvollen Verrenkungen des unbusfertigen — und hatte ihn dadurch gekrönt, daß er die beiden Sünder mit richtigen Seilen, wie sie beim Seiler in Langenstein zu laufen waren, an ihre Kreuze befestigt hätte.

Im Laufe der Zeit waren nun diese Seile, trotz dem breiten Schuggiebel, durch und durch verfault; ihre Knoten hatten sich gelöst und mit den frei herabhängenden Enden trieben die Winde ihr Spiel.

Als nun aber der Künstler daran ging, das Christus-Kruzifix zu schaffen, mochte er wohl eingesehen haben, daß dieser Naturalismus hier nicht am Platze war und daß es durchaus geboten sei, dieses Hauptstück von den anderen zu trennen und durch weihervolle Feierlichkeit auszuzeichnen. Einer solchen Aufgabe hatte er offenbar nur dadurch zu genügen gewußt, daß er einen fertig übernommenen kirchlich-archaischen Stil wählte. So war es denn gekommen, daß zwischen den beiden brutal lebendigen Schächern, auf ihren roh gezimmerten Marterinstrumenten, ein schlankes, wohlgehobeltes und poliertes Kreuz mit

architektonisch ornamentalen Armen und Gipfel, eine so steife byzantinische Christusgestalt, wie sie sich je in einer griechischen Kapelle von Kerzen und Räucherpfannen hat anschwärzen lassen, so hoch emporhob, daß die Undächtigen ein gutes Stück zurücktreten mußten, damit der große, längst mit Grünspan überzogene Messingdiskus den rechten Glorienhintergrund für den Kopf abgäbe.

Diese Eigentümlichkeit, die dieses Kruzifix allen anderen so unähnlich machte, war vermutlich der Grund seines Rufes als wunderwirkendes Bild in Franken, ja in ganz Süddeutschland.

Manchmal in früheren Tagen hat Ottmar sich über diesen Gegensatz gewundert und sich darüber seine künstlerischen Laiengedanken gemacht — Betrachtungen, die er jetzt auf einer weit breiteren Erfahrungsgrundlage hätte anstellen können; denn er hat seitdem viel kirchliche Kunst ringsum in Deutschland, Frankreich und Italien gesehen.

Er ist aber eher zu allem anderen aufgelegt als gerade dazu. Der Eindruck ist vollkommen neu und überwältigend.

Wie, wenn dieser Künstler unbewußt einer furchtbaren Idee Ausdruck gab, indem er alles Leben, ja selbst jeden Schein des Lebens von dieser Gestalt fernhielt und nur ein bloßes Kirchensymbol aufstellte? Wie, wenn er damit die Wahrheit getroffen hätte? Wie, wenn es in der That nur Kruzifixe gäbe, aber nie einen Gekreuzigten gegeben hätte? Gekreuzigte Menschen ganz gewiß, arme Sünder, wie wir sie hier an ihren Marterpfählen sich

Erkrümmen sehen; aber keinen gekreuzigten Gottmenschen? Keinen Sohn Gottes — und keinen Gott Vater? Keinen Gott, keinen Himmel, keine Hölle — welch schwindelnder Gedanke! Wäre das nicht die Erlösung der Menschheit von unendlicher Angst und Seelennot? — Ja, Gott gebe, daß es keinen Gott gäbe!

Er lacht wild auf vor selbstquälerischem Wohlbehagen über dieses ungeheuerere Paradoxon.

Diese Worte muß er hören: —

„Gott gebe, daß es keinen Gott gäbe!“

Er ruft sie hinaus in die Nacht, zum Kreuzifix empor, hinein in den alten Heidenhain.

„Der Gott, dem man dort opferte, ist längst gestorben. Wer weiß, vielleicht wird einmal ein Mann hier stehen und auf diesen Passionsweg blicken, wie ich auf die Reste des germanischen Opferhaines . . . Denkmäler eines Gottesdienstes, dessen Gott längst gestorben ist.“

Allein diese Gedanken kann er zwar in undeutlichen Umrissen sehen, er vermag sie aber nicht festzuhalten. Lehren und Glaubenssätze, die sein Erbteil waren, seine geistige Nahrung von Kindesbeinen an; die in sein Hirn hineingeformt wurden, als es noch weich wie Wachs war, und eingemeißelt, als es hart wie Marmor war: — die sind seinem aufrehrerischen Geiste zu stark. Für Gotteslästerungen hat er Kraft, nicht für den befreienden Zweifel.

Und in der Blasphemie berauscht er sich.

Noch einmal muß er es zum Kreuzifix hinaufrufen: —

„Gott gebe, daß es keinen Gott gäbe!“

Bläuliche Flämmchen zucken dort oben und lassen den Heiligenschein um den schwarzen Kopf blinken . . . wieder . . . und wieder . . .

Das sind nicht Blitze, noch ist es der Widerschein von Bligen!

Das sind sichtbare Blitzgedanken, Wetterleuchten eines Zorngewitters, des Willens zum Donnerkeilschleudern, zum Bannstrahlschleudern: gegen die Burg da drüben, wo die Kegerin thront, die da leugnet, daß der Schöpfer sein Vater sei; gegen ihn dort unten, den frechen Kuser am Fuße des Kreuzes, seinen abgefallenen Diener, der ihn mit einem Kuß an sie verraten hat; gegen ihn, der ein Keger ist, weil er die Kegerin liebt, sie noch immer liebt, mit verzweifelter Hoffnungslosigkeit, auch jetzt noch, wo er aus ihrer Nähe verbannt ist, von ihrem Zorn und Abscheu getroffen — nicht wie damals, als er sich nur einbildete gebrandmarkt zu sein, o nein, jetzt ist ihm das Mal von ihr selbst eingebrannt worden! — — Ja, er liebt, liebt doppelt, nein, dreifach liebt er die dreifach Verbotene: — verboten durch sie selber, durch seinen Stand, durch ihren Kegernamen . . . liebt sie bis in die Flamme des Kegerscheiterhaufens, bis in das ewige Höllenfeuer hinein!

Noch spuken die Blitzflämmchen dort oben, und an sein Ohr hallt eine Donnerstimme: —

„Geh Kirchenflave! Geh, walte deines Amtes, tue deine Pflicht! Gar wohl weißt du ja, worin sie besteht. Da drüben steht die Burg der Kegerin.“

Dort unten liegt die Stadt, wo die Seuche wüthet. Denn ich bin der Sohn dessen, der die Sünden der Väter heimsucht an den Kindern bis in das vierte Glied, und den einen straft für den Srevel des anderen und den Sünder reinwäscht im Opferblute des Unschuldigen, und rettet, den er will, und verdammt, den er will. Die Stadt, die mir dies Heiligtum bereitete und mich hier anbetet, kennt mich wohl, und von dir, meinem Diener, fordern ihre Bürger ihr Recht: — die Bestrafung der Kegerin, auf daß die Seuche aufhöre. Geh, Sklav'! Tu deine Pflicht und sei verdammt, weil du sie unwillig tust!

Überwältigt, zerschmettert sinkt er zusammen am Suße dieses schrecklichen, bligstarrenden, donnerstimmigen Wunderkreuzes.

Und sein Blick schweift hinüber nach der Burg, der Heimstätte seines Herzens, aus der er jetzt vertrieben ist.

Links vom Bergfriede, wo er den Kleinen Turm, der kaum über den Dachfirst emporragt, eher erraten als sehen kann, gligert etwas wie ein Taupfen: das Fenster seiner Turmkammer. Dort saß er in der ersten Nacht und sah hier herüber und erlebte in Gedanken alles wieder, was er das letzte Mal auf dem Kalvarienberg durchgekämpft, — alles, was ihn damals von der Burg Langenstein weggejagt hatte. Wenig ahnte er damals, daß jene Nacht der Anfechtungen und der Seelennot etwas Geringses sei gegen die nächste, die dort seiner harrete . . . gegen diese Schreckensnacht.



Und gerade unter jenem Taustropfen fängt ein anderer und größerer, eine ganze Gruppe, zu glitzern an: — das Fenster in Renatas Gemach.

Ob sie wohl jetzt Ruhe gefunden hat? Oder welche Gedanken, welche Gefühle halten sie wach? Sieht sie ihn wohl vor sich, wie er sie vor sich sieht —?

Sieht sie zwischen den beiden Silberleuchtern stehen, das über die Schultern herabfließende Haar im Kerzenlichte glänzend, dem Altarbild einer christlichen Märtyrerin gleichend; noch mehr aber jener Begine, die in Paris dem Ketterscheiterhaufen zuschritt.

Ihm ist, als stünde er wieder auf der Treppe der Sorbonne und sähe sie vorübergehen, in ihre eigene überirdische Ruhe und Würde gehüllt, inmitten des schreienden Pöbelhaufens, der sie umringt und sich ihr nachdrängt.

Aber wie: das ist nicht mehr jene französische Frau — das sind ja die Züge Renatas! Er steht nicht auf der Treppe der Sorbonne; sondern auf dem Maidplatz in Regensburg, der ihn mit seinen zinnengekrönten, turmtragenden Ritterhäusern umgibt. Er sieht alles ganz genau, wie in einem Traume. Ja, ist es denn nicht ein Traum? Aber vielleicht einer jener Wahrträume, die den Schleier der Zukunft heben. Wie ein Zuschauer sieht er sich selber im bischöflichen Ornat auf seinem Throne sitzen; dieser aber steht gerade vor dem großen Nest aus Reissig und Birkenholz, dem Phönixneste, das sie erwartet! — Und doch ist er zugleich derjenige, der hier auf dem Throne sitzt, von seinem bischöflichen

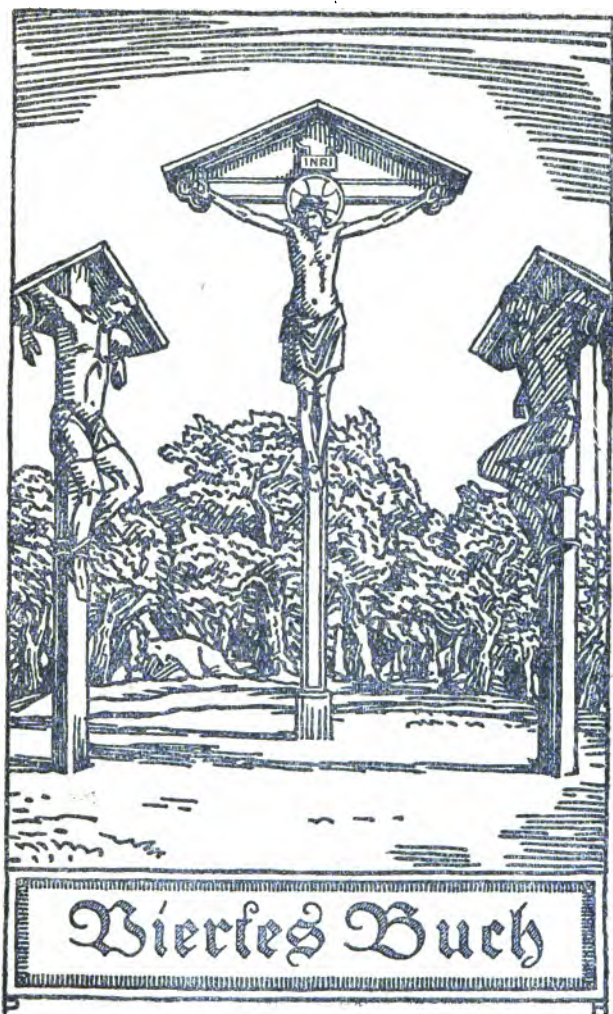
Zofstaat umgeben, zu seiner Rechten Vincentius, der ihm etwas ins Ohr raunt, das er wegen des Lärmes der Menge und wegen des Geläutes nicht vernimmt. Deutlich erkennt er die großen Glocken des Doms, in deren mächtigen, feierlichen Tonwellen der traurige Klang der Armesünderglocke des Rathauses rettungslos ertrinkt. Gegen allen Brauch hat er die Domglocken der Kegerin zu Ehren läuten lassen. Jetzt ist sie dem Throne gegenüber angelangt; sie steht still und betrachtet ihn mit jenem Blicke voll des tiefsten Mitleids . . . Aber schon drängt die Wache sie weiter . . . der rotgekleidete Nachrichten mit seinen Henkersknechten tritt ihr entgegen . . . er ist mit tausend Gulden bestochen worden, feuchtes Heu zu nehmen, damit sie der Rauch erstickt, bevor die Flammen sie erreichen . . . Jetzt steht sie dort oben, wie ein Schwan in seinem Neste. Schon knistern die Keiser am Rande, entzündet von den Kerzen, die sie selber in den Händen trug . . . Da schleudert er den Krummstab weit von sich und wirft den schweren Mantel aus Goldstoff ab und stürzt auf den Scheiterhaufen zu . . . die Henkersknechte wollen ihn aufhalten; er stößt sie zurück, den einen in die zischenden Flammen hinein . . .

„Zur Seite! dort ist mein Platz — bei ihr! Der Keger bei der Kegerin! Wer verwehrt es mir? Hab' ich ihn nicht verdient? Habe ich nicht meines Amtes gewaltet und meine Pflicht getan? Habe ich euch nicht euer Recht verschafft? Denn Recht habt ihr. Vox populi, vox dei. Denn er ist ein Gott des Pöbels. Er hat ihn gemacht, und der hat ihn

gemacht. Ich war seiner und euer. Seht, jetzt bin ich der ihrige, der Edlen, der Reinen, und ihr Gott soll der meine sein. O ihr blöden Toren! Glaubt ihr, ein Mann, der sie kennt, möchte mit euch leben, wenn er mit ihr sterben kann? mit euch gerettet werden, wenn er mit ihr verdammt sein kann? mit euch in Abrahams Schoße ruhen, wenn er in ihren Armen brennen kann, ewig mit ihr in der brennenden Hölle brennen?

Das Feuer des Scheiterhaufens schlägt über Beide empor mit einem alles durchdringenden Flammenlicht, und ein Krachen dröhnt, als ob die Welt zusammenstürze.

Dann — erquickendes Dunkel, und tiefe, tiefe Stille.





## Erstes Kapitel.

### Der barmherzige Samariter.



in Mannesgesicht beugt sich über Ottmar.

Eine gedämpfte, tiefe Stimme fragt teilnahmsvoll: —

„Habt Ihr Schaden gelitten, Herr? Sührt Ihr irgendwo Schmerz?“

„Vom Scheiterhaufen?“

Es klingt, als ob eine fremde Stimme frage, hinter ihm, weit, weit ferner als die des Fremden.

„Vom Blitzschlage, meine ich . . . Ein Holzsplitter hätte Euch verwunden können.“

Ein schwaches, verständnisloses Kopfschütteln.

„Kennt Ihr mich nicht, Herr?“

Daselbe Kopfschütteln.

Das Gesicht wird vom Mondlichte gestreift und ist deutlich gegen den Hintergrund des schwarzen Himmels zu sehen.

Es hat offene, vertrauenerweckende Züge: eine breite Stirn, eine kurze Nase, ein gedrungenes Kinn mit tiefen Grübchen und kräftige, wohlgeformte Lippen. Überall solche Fältchen, Runzeln und Ritze, die von starken Gefühlen, Leidenschaften,

geistigen Kämpfen und tiefster Gedankenarbeit zeugen. Das Haar, zu beiden Seiten herabhängend, ist noch dunkel, aber vom Reife des Alters gestreift.

Ein fremdes Gesicht, und doch erscheint es ihm nicht ganz unbekannt.

Er lächelt traumhaft.

„Ja doch — ich kenne Euch . . . Der barmherzige Samariter.“

Er erinnert sich an ein Bild, das er einst bei einem Kardinal in Welschland sah. Italien. Wie war der Himmel so blau, die Häuser so weiß . . . Lange, lange her . . . wie in einem anderen Leben . . . Aber es war ja auch ein anderes Leben: das Erdenleben!

„Der barmherzige Samariter in der Hölle,“ murmelt er. „Glaubhaft genug! Der Levit und der Priester werden wohl zum Himmel gefahren sein, wo sie hingehören!“

„Ihr seid schwer erschüttert, Herr, wie es nur natürlich ist.“

Es ist seltsam, daß ihm auch diese Stimme mit ihrem tiefen Glockenklange bekannt erscheint. Seltsam! Das Bild war doch stumm, wenn auch auf seine Weise sprechend genug, denn es war von einem der größten Meister gemalt.

„Ihr müßt ein paar Schlucke von dem Weine trinken, den ich für solche Fälle immer bei mir führe. Er wird Euch stärken, es ist guter Cypri-scher Wein.“

„Und verband ihm seine Wunden und goß drein Öl und Wein' . . . Aber wo ist sein Reittier?“

Der Fremde hat aus seiner Ledertasche eine Kristallflasche samt einem kleinen Silberbecher herausgenommen.

„Kommt, Herr, trinkt! Ich werde Euch stützen.“

Nur ein paar ganz kleine Schlucke kann Ottmar zu sich nehmen. Es ist aber, als ob ihn warmes Leben durchströme und in jedes Aderchen hineindringe.

„Wo bin ich?“ fragt er nach kurzem Schweigen — und die Stimme ist jetzt fast seine eigene.

„Auf Langensteins Kalvarienberg, Herr.“

Ein tiefer Seufzer empfängt diese Mitteilung, als ob sie eine schwere Enttäuschung brächte.

„Ich glaubte, ich sei in der Hölle . . . Langensteins Kalvarienberg — wohl kenn' ich die Stelle. Es ist schlimmer dort als in der Hölle. Ich sage dir, Mann, als ich letztes Mal dort war, da sehnte ich mich danach, in die Hölle zu fahren. Das kam mir wie eine Erlösung vor. Denn es kann dort kein Schrecknis geben, das mit dem zu vergleichen wäre, was ich hier erlitten habe — hier, wenn ich wirklich auf dem Kalvarienberge bin. Alles was jener Florentiner sah, den Vergilius dort hinunterführte, wofern Ihr sonst von ihm gehört habt — —“

„Wohl hab' ich von Messere Mighieri gehört, denn mein Vater hat ihn selbst gesehen.“

„Dein Vater — den Dante? . . . Dein Vater hat einen großen Mann gesehen, einen sehr großen Mann . . . Erzähle mir davon.“

„Wird Euch das nicht ermüden?“



geistigen Kämpfen und tiefster Gedankenarbeit zeugen. Das Haar, zu beiden Seiten herabhängend, ist noch dunkel, aber vom Reife des Alters gestreift.

Ein fremdes Gesicht, und doch erscheint es ihm nicht ganz unbekannt.

Er lächelt traumhaft.

„Ja doch — ich kenne Euch . . . Der barmherzige Samariter.“

Er erinnert sich an ein Bild, das er einst bei einem Kardinal in Welschland sah. Italien. Wie war der Himmel so blau, die Häuser so weiß . . . Lange, lange her . . . wie in einem anderen Leben . . . Aber es war ja auch ein anderes Leben: das Erdenleben!

„Der barmherzige Samariter in der Hölle,“ murmelt er. „Glaubhaft genug! Der Levit und der Priester werden wohl zum Himmel gefahren sein, wo sie hingehören!“

„Ihr seid schwer erschüttert, Herr, wie es nur natürlich ist.“

Es ist seltsam, daß ihm auch diese Stimme mit ihrem tiefen Glockenklange bekannt erscheint. Seltsam! Das Bild war doch stumm, wenn auch auf seine Weise sprechend genug, denn es war von einem der größten Meister gemalt.

„Ihr müßt ein paar Schlucke von dem Weine trinken, den ich für solche Fälle immer bei mir führe. Er wird Euch stärken, es ist guter Cypri-scher Wein.“

„Und verband ihm seine Wunden und goß drein Öl und Wein’ . . . Aber wo ist sein Reittier?“

Der Fremde hat aus seiner Ledertasche eine Kristallflasche samt einem kleinen Silberbecher herausgenommen.

„Kommt, Herr, trinkt! Ich werde Euch stützen.“

Nur ein paar ganz kleine Schlucke kann Ortmar zu sich nehmen. Es ist aber, als ob ihn warmes Leben durchströme und in jedes Äderchen hineindringe.

„Wo bin ich?“ fragt er nach kurzem Schweigen — und die Stimme ist jetzt fast seine eigene.

„Auf Langensteins Kalvarienberg, Herr.“

Ein tiefer Seufzer empfängt diese Mitteilung, als ob sie eine schwere Enttäuschung brächte.

„Ich glaubte, ich sei in der Hölle . . . Langensteins Kalvarienberg — wohl kenn' ich die Stelle. Es ist schlimmer dort als in der Hölle. Ich sage dir, Mann, als ich letztes Mal dort war, da sehnte ich mich danach, in die Hölle zu fahren. Das kam mir wie eine Erlösung vor. Denn es kann dort kein Schrecknis geben, das mit dem zu vergleichen wäre, was ich hier erlitten habe — hier, wenn ich wirklich auf dem Kalvarienberge bin. Alles was jener Florentiner sah, den Vergilius dort hinunterführte, wofern Ihr sonst von ihm gehört habt — —“

„Wohl hab' ich von Messere Mighieri gehört, denn mein Vater hat ihn selbst gesehen.“

„Dein Vater — den Dante? . . . Dein Vater hat einen großen Mann gesehen, einen sehr großen Mann . . . Erzähle mir davon.“

„Wird Euch das nicht ermüden?“

„Gewiß nicht. Euer Stimme tut mir gut. Redet nur!“

„Trinket zuerst noch etwas von meinem Cypertwein, Herr!“

Der Fremde führt den Becher an Ottmars Lippen und stößt ihn, so daß er fast aufrecht sitzt.

Ottmar trinkt mit Begier. Diesmal bleibt fast nichts im Becher übrig.

„Euer Griechenwein ist ein wahres Elixir. Und der Klang Eurer Stimme beruhigt die Seele . . . Erzählt mir also, wo Euer Vater den Dante sah. War es in Florenz? — ich kenne Florenz.“

„Nein, Herr, es geschah in Ravenna.“

„Ravenna? Dort war ich nie.“

„Die Stadt liegt abseits, nach Osten zu. Geschäfte führten meinen Vater dorthin. Eines Tages gegen Abend ging er nach einem Pinienwald, der in geringer Entfernung außerhalb der Stadt liegt. Viele Bürger waren unterwegs, um nach der Tageshize Luft und Kühlung zu suchen. In der Nähe des Waldes sah mein Vater eine einsame Gestalt zwischen den Pinienstämmen hervorkommen und nach der Stadt zurückkehren. Es war ein hochgewachsener Mann in langem, engem Gewand. Er hielt den Blick vor sich hin auf die Erde gerichtet; von seinen Zügen erblickte man unter der Kappe nur eine Adlernase, hagere braune Wangen und ein mächtiges hervorspringendes Kinn. Die Leute wichen ehrfurchtsvoll und scheu vor ihm zur Seite, ja die Kinder verbargen sich in die Kleiderfalten ihrer Mütter, von denen mehrere sich verneigten,

einige aber sich bekreuzten. Mein Vater wunderte sich, wer dieser Mann, dem man so begegnet, wohl sein möchte. Noch mehr jedoch wunderte er sich, als er ringsum flüstern hörte: „Dort geht er, der in der Hölle gewesen ist.“

„Wohl mochte Euer Vater sich wundern! Ich zweifle oft, ob er wirklich in die Hölle hinuntergestiegen ist, oder ob er das alles erfunden hat. Obwohl — woher sollte er den Mut nehmen, eigenmächtig zwei Päpste in die Hölle zu versetzen? Sah er doch die Stelle, wo Bonifazius, der damals auf dem Stuhle Petri saß, leiden sollte und wo Nikolaus litt . . . „Se' tu già costì ritto, Bonifacio!“ . . . Ja, ich glaube, er muß wohl dort gewesen sein, wenn anders es durch Gnade möglich ist, in dieser Zeitlichkeit die Stätten der Verdammnis zu besuchen.“

„Wohl ist das möglich, und jeder mag das tun, wenn es auch nicht in seiner Macht steht, die Gesichte festzuhalten. Darüber sagt ein Meister: „Derweil der Mensch dieser Zeitlichkeit angehört, mag er gar oft aus der Hölle in das Himmelreich und umgekehrt steigen, je über Tag und Nacht, wer weiß wie oft. Denn beides sind gute sichere Wege dem Menschen in dieser Zeitlichkeit, und wohl ihm, wer sie recht und gründlich kennen lernt!“ — Wohl diesem Dante, daß er in die Hölle hinunterstieg und uns Kunde davon brachte und auch davon, wie er von dort ins Segesfeuer ging und schließlich an der Hand der Liebe sich ins Himmelreich erhob.“

„Ihr sprecht, scheint mir, von der Hölle und dem Himmel, die wir in unserer Brust tragen.“

„Wovon denn sonst? Und deshalb, mein Sohn, war es gar töricht von dir, dich nach der Hölle wie nach einer Erlösung zu sehnen. Da du doch aus deiner eigenen Hölle in dein eigenes Himmelreich hättest steigen können, ohne daß dich jemand daran hindern konnte. Vermochtest du aber das nicht, wer hätte dich dann befreien können? Ja wenn selbst ein Gott dich in seinen Schoß rief — was hätte dir das, wenn du eine Hölle in dir trägest? Du würdest ja dann die Hölle in Gott selber hineinbringen.“

„Du würdest ja die Hölle in Gott selber hineinbringen.“

Tief ergriffen wiederholt Ottmar diese Worte.

Das „Du“ erinnert ihn an Kenatas „Du“ in der Laube. Und es wirkt, seltsam genug, fast ebenso. Ihn erfüllt eine große Wärme für diesen Fremden.

Plötzlich blickt er auf und betrachtet das Gesicht einige Sekunden lang aufmerksam. Dann erleuchtet ein freudiges Lächeln seine Züge: —

„Jetzt erkenn’ ich Euch wieder! Ihr seid der Kaufmann aus Lengefeld.“

Der Fremde nickt.

„Ich wußte wohl, daß Ihr mich erkennen würdet, Herr.“

„Aber wie kommt Ihr hier her?“

„Ihr habt mich selbst eingeladen.“

„Ich entsinne mich wohl, daß ich Euch aufforderte, während meines Aufenthaltes nach Burg Langenstein zu kommen.“

„Und der nächste Weg führt über den Kalvarienberg.“

„Ihr habt für Eure Wanderung eine seltsame Tageszeit ausgewählt.“

„Vielleicht hat mir Gott die Wahl eingegeben. Denn ich kam, wie mir scheint, zur rechten Stunde.“

„Das ist wahr — sehr wahr.“

„Und vielleicht gab er damals Euch ein, mich einzuladen, und vielleicht ließ er uns beide in jenem Wirthshaus einander begegnen gerade zu diesem Zweck und zum Zwecke anderer Dinge, die hieraus fließen mögen. Denn diese Zusammenhänge sind tief und von langer Hand vorbereitet, und vieles fügt sich im Leben wie in jenen Wahr- und Doppelträumen, von denen der alte Artemidoros in seinem *Oneirokritikon* berichtet und von denen die Schriften der Alten uns so manche berühmte Beispiele aufbewahrt haben.“

Ottmar nickt nachdenklich.

„Das mag wohl sein. Und am allerseitsamsten ist mir dieses: Gerade bevor Ihr kamt, hatte ich eine Art Traum . . . wohl glaubte ich ganz wach zu sein, aber noch während ich es erlebte, war es mir doch, als sei es ein Traum; was es auch war, ansonst ich jetzt nicht hier sondern in der anderen Welt wäre . . . Ein Traum ja, aber vielleicht doch ein Wahrtraum, wie denn die Stunde dafür die richtige war: *Post mediam noctem, cum somnia vera*<sup>\*)</sup>), wie *Horatius* sagt. Ein Wahrtraum! Mein Gott! Der

<sup>\*)</sup> Nach der Mitternacht, wenn die Wahrträume eintreten.

Gebanke läßt mich erzittern, daß es ein solcher sein könnte und daß er je in Erfüllung ginge.“

„Vertraut mir Euren Traum an, Herr, wenn Ihr nicht fürchtet, daß es Euch zu sehr erregt, da Ihr noch so erschüttert seid.“

„Ja, ich will Euch meinen Traum erzählen. Vielleicht könnt Ihr mir darüber ein tröstliches Wort sagen, denn man merkt, daß Ihr Euch auch mit diesen geheimnisvollen Sachen beschäftigt habt. Wisset also, daß es mir war, als befände ich mich in Regensburg auf dem Maidplatz, wenn Ihr dort bekannt seid.“

„Ja, ich weiß, dicht am Rathhaus mit dem schmutzen turmbewehrten Haus, das sie der ‚Herren Trinkstube‘ nennen.“

„Gerade davor war ein Scheiterhaufen errichtet, auf dem ich einen Keger verbrennen ließ. Und der Keger war mein Freund, und ich liebte ihn mehr als mich selbst, und ich liebte seine Ketzerei mehr als meine Rechtgläubigkeit. Was dünkt Euch wohl von einem solchen Traum?“

Mit ängstlicher Erwartung blickt Ottmar empor in das Anlig des Kaufmanns. Aus dessen Zügen strahlt ihm ein ruhiges, vertrauenerweckendes Lächeln entgegen, und der ganze gedämpfte Glockenhang dieser seltenen Stimme ertönt in der überraschenden Antwort: —

„Mein Sohn, du kannst keinen Keger verbrennen lassen.“

„Ich kann nicht! Meint Ihr das?“

„Das ist meine Meinung.“

„Ihr möget recht haben. Besser, Amt und Würde niederlegen und sich selbst als Keger verbrennen lassen. Und in der That endete mein Traum auch auf diese Weise.“

Die Hand des Kaufmanns legt sich sanft auf seine Schulter: —

„Mein Sohn, du kannst auch selbst nicht als Keger verbrannt werden.“

„Wie? — Warum denn nicht?“

„Dieweil es keine Keger gibt. Darum kannst du niemand als Keger verbrennen lassen und kannst ebensowenig selbst als Keger verbrannt werden.“

„Es gibt keine Keger!“

„Es gibt keine . . . Dies Wort scheint dir sonderbar und unerhört und setzt deine Seele in Verwirrung. Und doch sage ich dir: die Zeit wird kommen, wenn auch erst Jahrhunderte vergehen müssen, aber kommen wird sie, wo dies eine selbstverständliche Alltagsrede ist.“

Schweigsam starrt Ottmar eine Weile vor sich hin und versucht die Tragweite einer solchen Vorstellung zu ermessen.

Dann schüttelt er still das Haupt: —

„So trostreich eine solche Aussicht auch nach einer Richtung hin sein mag: fast möchte ich bezweifeln, daß dies auch eine gute Zeit werden wird. Aber sage mir eins: gibt es denn keinen Unterschied zwischen Guten und Bösen?“

„Vielleicht nicht so ganz und ungeteilt, daß etwa einer gut ist und ein anderer böse. Wohl aber gibt es einen Unterschied zwischen Heiligen und



Nichtheiligen. Denn Heilige gibt es, wenn auch nur selten und bei weitem nicht in solcher Anzahl, daß man damit den Kirchenkalender bevölkern könnte. Vor allem aber gibt es Edle und Uedle: Naturen, die aus der Natur hinausstreben, sich zur Vergeistigung, ja zur Vergottung emporheben, und solche, die in der zeitlichen Natur heimisch sind, und die sich immer tiefer in diese Materie verlieren. Dieser wirkliche Unterschied ist in der Welt vorhanden und beruht nicht auf Ansichten und Meinungen.“

„Dennoch gibt es Meinungen und Ansichten von den höchsten göttlichen Dingen; denn die Wahrheit kann doch nur eine sein. Wer nun die rechte Anschauung zu haben glaubt, muß der nicht die anderen in dem Maße, wie sie von der seinigen abweichen oder ihr gar widersprechen, als schädlich und legerisch verurteilen — wenn er auch nicht die Kezer mit Feuer und Schwert zu verfolgen braucht, wozu wir nur allzusehr neigen.“

„Wohl gibt es solche verschiedene Anschauungen, und ich will dir erklären, wie es sich damit verhält. Hat nicht der große Apostel gesagt: ‚Wir sehen jetzt durch einen Spiegel?‘ Nun, damit ist alles gesagt. Es gibt nämlich Spiegel mit trübem, angelaufenem Glas und solche, wo das Glas voll Blasen oder schief geschliffen ist, so daß das Bild in die Länge oder in die Breite gezogen wird. Viele Leute müssen sich mit schlechten Handspiegeln, ähnlich wie sie die Dorfbarbiere haben, begnügen. Dann sind aber auch die autorisierten Spiegel da: sie sind alle so geschliffen wie der oberste Rat der Guildemeister es

vorgeschrieben hat, weil es für die Leute am zuträglichsten sei, gerade solche Spiegelbilder zu sehen. Nun aber merke dir folgendes: Viele Rechtgläubige sehen mit allem Fleiß in diese autorisierten Spiegel hinein, um die Wahrheit und was zum Heil ihrer Seelen dient, zu erblicken. Und alle, die da Keger genannt werden, tun dasselbe, indem sie in ihre Spiegel hineinschauen. Hier ist nun offenbar keine große Verschiedenheit. Denn der Unterschied liegt nicht in den Menschen, sondern in den Spiegeln. Zingegen ist ein bedeutender Abstand zwischen diesen und der großen Masse, die in gar keinen Spiegel hineinschaut, weil sie sich nur wenig daraus macht, etwas zu entdecken, da sie vollauf befriedigt ist mit dem, was ihr gerade vor der Nase liegt, wie das liebe Vieh mit seinem Futter. Möglich auch, daß sie gelegentlich in den Spiegel hineinblickt, weil sie dadurch irgendein Gut zu erreichen denkt, das sie mit bloßem Auge nicht so leicht entdecken kann. So wie ja auch die Kinder in den Weiher hinuntersehen; jedoch nicht, um den blauen Himmel und die weißen Wolken zu erblicken, die sonst ihren abwärts gewandten Augen verborgen bleiben, sondern um zu erforschen, wo sie am besten ihren Durst stillen können . . . Nun siehst du, wo du die Linie zu ziehen hast, um reinlich zu scheiden; und daß diejenigen, die sie zwischen 'Rechtgläubigen' und 'Kegern' ziehen, verkehrt geteilt haben. Und jetzt verstehst du auch, wie ich jenes Wort meine: es gibt keine Keger.“

„Ich verstehe . . . Aber was seid Ihr eigentlich für ein Kaufmann?“

„Weißt du das noch nicht?“

„Wie sollte ich das wissen?“

„Und doch hast du von Kindesbeinen an von mir gehört.“

„Wie denn?“

„Hast du nicht schon als Kind im Evangelium von jenem Kaufmann gehört, der gute Perlen suchte? Und da er eine köstliche Perle fand, ging er hin und verkaufte alles, was er hatte und kaufte dieselbige.‘ Dieser Kaufmann bin ich.“

„So habt Ihr Euch nur bildlich einen Kaufmann genannt?“

„Nicht doch. Ich war Kaufmann von Jugend auf, wie mein Vater es gewesen ist.“

„Jetzt aber seid Ihr's nicht länger?“

„O ja. Ich bin es noch. Das Evangelium sagt auch nicht von jenem Perlenhändler, daß er von da an seinen Handel an den Nagel hängt und sich einschloß, um dazusitzen und seine köstliche Perle anzustarren. Viel eher glaube ich, daß er jetzt mit ihr Handel trieb und ihren Wert erhöhte. Denn diese Perle hat auch die köstliche Eigenschaft, daß man sie an jeden verkaufen kann, der sie zu schätzen weiß und den Preis dafür zahlen will; und dennoch hat man sie noch immer im Besitz.“

„Wenn dem so ist, dann irrte ich mich wohl kaum, als ich Euch in Lengefeld sagte, Ihr würdet gewiß in Burg Langenstein Kunden für Eure Waren finden . . . Und dorthin wollen wir uns auch jetzt begeben, denn ich fühle mich nun stark genug, um aufzustehen und zu gehen.“

Eine Handreichung des Kaufmannes bringt Ottmar ziemlich leicht auf die Süße.

Mit einem Ausbruche der Verwirrung und des Entsetzens schaut er sich um.

Hinter ihm, unten am Horizonte, steht der Mond, zwischen dem dunklen Erdrand und dem eben so dunklen Rand einer schweren Wolkenmasse, die den ganzen Himmel bedeckt, ist gerade noch Raum für die rote Scheibe. Grell aber matt schießt das Licht über den Gipfel des Kalvarienberges und läßt die verrenkten Glieder der beiden Schächer an ihren Kreuzen mit unheimlicher Leuchtkraft hervortreten. Dazwischen gähnt ein leerer Raum.

„Das Christuskrucifix! . . . Mein Gott — wo ist das Christuskrucifix?“

Dort auf dem steinigen Boden rings umher, in Stummeln, Stücken und Splintern! Er wäre über einen solchen Balkenstumpf gestrauchelt, wenn der Kaufmann nicht seinen Arm festgehalten hätte.

Tief erschüttert, sprachlos starrt Ottmar eine Weile in den leeren Mittelraum dieses seltsamen Golgarthas hinein — nach dem alten Opferhaine hin, dessen Lichen aus dem dichten Dunkel des Hintergrundes mit mystischem Bronzeglanze hervordämmern, als ob er im Begriffe stünde, aus seinem grauen Altertumsschatten hervorzutreten und diese Opferstätte in Besitz zu nehmen . . .

„Ein Wunderzeichen! Ein Wunderzeichen!“ murmelt Ottmar.

„Kein Wunderzeichen, sondern ein Blitzschlag, der schon lange drohte, seltsamerweise aber der

einzigste blieb — wie es denn auch später nicht mehr gedonnert hat. Jener Donnerkeil fiel gerade, als ich hier die Höhe berrät. Ich sah Euch hinstürzen und befürchtete, daß Ihr von einem Holzsplitter getroffen wäret. Daß jedoch der Blitz gerade in dies Kreuzifix einschlug, erscheint mir natürlich genug, da es die anderen bedeutend überragte.“

„Und doch bleibt es für mich ein Wunderzeichen. Denn das Bild, das mir diese Stelle jetzt bietet, ist gleichsam die Verwirklichung, ja das Leibhaftigwerden eines furchtbaren Gedankens, der mich, als ich dies Golgatha das letzte Mal sah, bis ins Mark erschütterte.“

„Und was für ein Gedanke war das wohl?“

„Ob vielleicht der Künstler, als er diese beiden so grauenhaft lebendig wirkenden Schächer an ihren Kreuzen schuf und dann mitten zwischen sie das leblos-steife byzantinische Christuskreuzifix hinstellte — ob er damit nicht unbewußt ein wirkliches Verhältnis ausdrückte? ‚Wie, wenn es sich wirklich so verhielte,‘ sagte ich zu mir selbst, ‚daß es zwar Kreuzfixe, Kirchensymbole gibt, aber keinen Ge-Kreuzigten?‘ Gekreuzigte Menschen allerdings, wie diese beiden armen Sünder, die wir hier auf ihren Marterpfählen sich Krümmen sehen, aber niemals einen gekreuzigten Gottmenschen . . . wie, wenn dies alles — das ganze Golgathaopfer — nur Legende und fromme Dichtung wäre?“

„Gewiß ein furchtbarer Gedanke für einen christlichen Menschen. Und doch — was würde es dir frommen, mein Sohn, wenn der Sohn Gottes ans

Kreuz geschlagen worden wäre — nicht etwa vor dreizehnhundert und fünfzig Jahren, sondern noch am gestrigen Tage, und zwar nicht im fernen Palästina, sondern hier auf dem Langensteiner Golgatha, und wir stünden jetzt hier an der heiligsten Stätte der Welt, und hätten ihn — den gekreuzigten Gottessohn — mit diesen unseren Augen gesehen, mit diesen unseren Händen berührt: — ja, frage ich, was frommte es dir, wofern Christus in dir, der Sohn Gottes, der in dir um deiner Sünden willen leidet, ans Kreuz der Materie, ‚des Bauholzes‘, geschlagen — wofern er sich nicht von diesem Kreuze losrisse und von den Toten auferstünde — (wie es ja mit Recht gesagt ist, daß die in dieser Welt Lebendigen die Toten sind und die in Gott Verstorbenen die Lebendigen —) auferstünde und emporstiege zum Vater, mit dem er Eins ist von Ewigkeit her!“

„Amen, ehrwürdiger Meister! Eure Worte sind dem Geiste noch kräftigerer Wein als Euer Saft der Cyprentraube dem Körper.“

„Ist Euch dieser Wein noch zu stark — —“

„Das will ich nicht gesagt haben. Aber Eure Worte erinnern mich an Meister Eckhart. Diesen habe ich immer allen Angriffen gegenüber in Ehren gehalten, vielleicht meistens aus keinem anderen Grunde, als daß er die größte Leuchte unseres Ordens ist. Nun hab' ich mich gerade den ganzen gestrigen Tag hindurch mit ihm beschäftigt, und seine oft so räthselhaft befremdlichen und kühnen Sätze sprachen mich mehr denn je an. Dabei kam ich nun freilich doch

zulegt, sehr gegen meinen Willen, zu dem Schluß, daß man ihn als einen Keger bezeichnen muß. Indessen soll uns das nicht weiter kümmern, sintemal Ihr ja bewiesen habt, daß es keine Keger gibt.“

„Nun wohl, so wollen wir denn Holzkreuze Holzkreuze sein lassen und er leiden, was Holzkreuzen widerfahren kann. Wo es sich aber um unser Seelenheil und unsere Erlösung handelt, da wollen wir uns an Dinge halten — oder vielmehr, wenn nicht an Udinge so doch an Nicht-Dinge wollen wir uns halten, an denen kein Gewitter, das Jahreszeiten oder Weltzeiten bringen können, zu rütteln vermag, geschweige denn, daß es sie zerschmetterten könnte.“

## Zweites Kapitel.

### Intrat amicus Dei.

„Es ist recht abschüssig und sehr steinig hier. Strüzt Euch fester auf meinen Arm, Hochwürden.“

„— ‚Hochwürden‘? Soeben nanntet Ihr mich ‚du‘ und ‚mein Sohn‘.“

„Das war auf der Höhe des Kalvarienberges. Jetzt steigen wir zu den Menschen hinunter und wollen der Welt geben, was der Welt gehört.“

Der letzte Teil des Abstieges ist beschwerlich. Noch beschwerlicher zeigt es sich, über den Steg zu kommen, der nur an der einen Seite mit einem schwachen, schwankenden Geländer versehen ist. Auf dem Wege zur Burg hinauf drohen Ottmar die Kräfte mehr

den einmal zu verlassen, so daß er ein paar Minuten lang stehen bleiben oder sich auf einen Baumstumpf niederlegen muß.

Jedoch der Stoß des Kaufmanns, dessen er sich bedient, und noch mehr der stütgende Arm leisten ihm gute Hilfe, und sie erreichen endlich ihr Ziel.

Der Kaufmann schlägt von selber den kleinen Fußpfad ein, auf dem Ottmar die Burg verlassen hatte. Der schlängelt sich durchs Gebüsch nach einer Thür, die in einer Mauerecke verborgen ist. Diese Pforte war nicht verschlossen gewesen, als Ottmar aus ihr hinausstürmte, ohne sich weiter etwas dabei zu denken. Sie ist ihm ein vertrauter Ausgang von alten Tagen her, wo er ein häufiger Nachtschwärmer war, der es liebte, in mondhellen Nächten auf Waldpfaden seinen Träumen nachzugehen. In den friedlichen Zeiten, die man damals genoß, ließ man die kleine halbverborgene Thür unverschlossen. Jetzt kommt ihm der Gedanke, daß er allerdings, so wie die Sachen jetzt stehen, Vorforge hätte treffen sollen, daß sie sicher verriegelt würde.

Anderer haben das in seiner Abwesenheit getan.

„Man hat die Thür abgeschlossen, während ich fort war. Niemand wußte, daß ich ausging . . . Nun müssen wir bis zum Morgen warten. Sehr lange Kann's wohl nicht mehr dauern.“

Immerhin ist es für ihn, den Todmüden, eine Enttäuschung. Es zieht Fühl von der Waldschlucht her. Das ist keine erfreuliche Aussicht, wenn es sich auch nur um eine kleine Stunde handelt.

„Wir werden sehen,“ sagt der Kaufmann.



Er blükt sich und liest einige der umherliegenden Steinchen auf.

Ottmar blükt empor und erkennt undeutlich einen Sachwerkerker, der in doppelter Manneshöhe über ihm aus der Mauer hervorspringt. Der war zu seiner Zeit nicht da gewesen; es ist die erste bauliche Neuheit, die ihm an der Burg auffällt, die ja im Begriffe steht umgebaut zu werden.

Eins, zwei, drei Steinchen wirft der Kaufmann dort hinauf. Der Klang bezeugt, daß sie an einen Fensterladen anschlagen.

Es dauert nicht lange, so wird der Laden geöffnet.

„Wer da?“ fragt eine schlaftrunkene Stimme.

„Amicus tuus Deique.“

Die überraschende Antwort erinnert Ottmar an die Inschrift in Gertrud von Lausens Abschrift der deutschen Paulus-Übersetzung: ‚von ihrem Freund und Gottes‘.

„Gut geantwortet . . . soweit,“ murrte der Wächter, oder wer sonst oben im Erker steht. „Aber nicht genug, um in diesen unruhigen Zeiten zur Nachtzeit eingelassen zu werden.“

„Kommt herunter, und ich werde Euch zeigen, wem Ihr aufmacht.“

Der Fensterladen schließt sich mit einem nicht sehr freundlichen Brummen.

Es dauert eine Weile. Ottmar will schon bemerken, daß der Versuch wohl mißlungen sei, als Schritte von jenseits der Mauer hörbar werden und ein schwacher Lichtschein sich nähert.

In der Thür wird eine kleine Klappe geöffnet. Nicht größer als eine Hand. Eine Hand ist es denn auch, die sich in der Öffnung zeigt, sie völlig ausfüllend, die Handfläche nach außen, gleich einer Tafel.

Ottmar ist voll Neugier näher getreten und sieht jetzt, daß der Kaufmann mit seiner Singerspiße auf diese Handtafel mehrere Zeichen — Ringe, Kreuze, Punkte — schreibt.

Ein gedämpfter Ausruf ertönt von drinnen. Die Hand ist schon verschwunden, der Schlüssel klinkt so eifrig im Schlosse, als gelte es das Leben, die Thür schleunigst zu öffnen.

Sie geht mit einem Ruck auf. Drinnen steht der Hausmeier und hinter ihm ein Wächter mit einer Leuchte.

Obwohl der Kaufmann erst kürzlich erklärt hat, der Welt das Ihrige geben zu wollen, setzt er bei dieser Gelegenheit aus irgendeinem Grunde alle Sörmlichkeit beiseite und tritt zuerst ein.

Der Hausmeier ergreift seine Hand und küßt sie.  
„Ach Herr, wir sind Euretwegen in großer Sorge gewesen . . . Aber ist es denn auch richtig, den Kopf in die Löwenhöhle — — —“

Er bricht ab, als er plötzlich das Gesicht Ottmars in dem Lichtkegel der Leuchte auftauchen sieht.

Der schmale Stirnhautstreifen zwischen den dicken Brauen und dem pelzmützenartigen Haare runzelt sich unwillkürlich zusammen, während er ein „Guten Morgen, Hochwürden“ in seinen struppigen Bart urmelt.

Ottmar weiß recht wohl, daß der Hausmeier ihn nicht gerade mit günstigen Augen betrachtet. Er hat es längst bemerkt mit der oberflächlichen Verwunderung, die hochgestellte Persönlichkeiten für derartige Gefühle bei Untergeordneten übrig haben. Diesmal, in dem unwillkürlichen Ausdruck der Überraschung, fällt es ihm mehr denn je auf. Und jetzt weiß er auch, daß er dies Gesicht schon lange vorher einmal gesehen hat. Jedoch nicht hier auf Langenstein. Bei welcher Gelegenheit haben sich diese Züge gerade mit diesem feindlichen Eindruck in seine Erinnerung eingegraben?

Es bleibt ihm versagt, diese Gedanken weiter zu verfolgen. Seine Verwunderung über den Eingang und den Empfang des Kaufmanns auf Burg Langenstein nimmt ihn zu sehr in Anspruch. Während er die Thür hinter sich zuschlagen und abschließen hört, wiederholt er in Gedanken seine Frage auf dem Kalvarienberg:

„Was seid Ihr denn eigentlich für ein Kaufmann?“

Eine Frage, auf die eine Antwort schon ahnungsvoll in ihm emportaucht.

### Drittes Kapitel.

#### In Erwartung des Meisters.

Raum anderthalb Stunden sind vergangen, seitdem der große Gottesfreund den Burghof betrat und schon ist die kleine Gemeinde versammelt und erwartet den Meister.

Diese Frühstunde ist nicht nur durch die allgemeine Sehnsucht bedingt, sie ist an sich günstig und erwünscht. Zu dieser Zeit schlafen die eingeladenen Gäste den Schlaf des Gerechten, der den Dienern eines hohen Kirchenfürsten beschieden sein muß; keine Gefahr, daß einer von ihnen umherschnüffelt und sich darüber Gedanken macht, was an irgend einem entlegenen Orte der Burg vorgehen möge.

Und der Ort dieser Versammlung ist in der That so entlegen wie nur irgend einer in diesem weitläufigen Gebäude: eine große Bodenkammer, unmittelbar unter dem Dache gelegen, dessen Sparren und Ziegelsteine die schräge Decke des Raumes bilden. In dieser Schräge befinden sich ein paar Fensteröffnungen gleich verschlafenen Augen, die die Stunde noch zu früh finden, um sich ganz zu öffnen. Durch die Augen späht die Sonne, die gerade jetzt über die Waldhöhe steigt, in die Kammer. Ihr Blick reicht freilich nicht bis zur Versammlung hinab, aber in diesen zwei goldigen Strahlen wirbelt der Staub, der durch das Eintreten der Anwesende, umhergetrieben worden ist — als Zeugnis, daß der Raum nicht leer ist. Mit dem Lichte bringt auch Luft herein, deren Frische doppelt fühlbar ist in der stickigen Schwüle, die unter dem Ziegeldach Woche um Woche von dem Sonnenbrand ausgebrütet wurde. Weißgraue Spinnweben, die von den Sparren herabhängen, bewegen sich langsam und wohligh, gleich armenden Lungen.

Der Raum mutet wie eine Dorfschule an. Bänkreihen erfüllen ihn bis zum oberen Teil, wo auf

einer Erhöhung ein kleines Pult steht. Hier pflegt Renata — bisweilen wohl auch Gertrud oder Konrad — dem zur täglichen Andacht versammelten Hausstand ein Stück aus der heiligen Schrift vorzulesen, aus den Evangelien oder den Episteln; bisweilen auch eine Predigt oder ein Sendschreiben irgend-eines hervorragenden Gottesfreundes. In dieser Woche des Bischofsbesuches sind diese Andachtstunden freilich vorsichtshalber weggefallen; Predigten oder kürzere Ansprachen seiner Hochwürden unten in der Halle sind an ihre Stelle getreten.

Nur ein paar der vorderen Bänke sind besetzt.

Das ist freilich bei früheren Besuchen des Meisters anders gewesen. Da waren sie bis zum letzten Platz gefüllt. Nicht nur die Freunde unten im Städtchen, auch die von Lengefeld, Winterstetten, Affortsbach, und noch weiter entfernten Flecken waren nach Burg Langenstein zusammengeströmt. Ja sogar das unfern gelegene Kloster Sankt Jakob hatte einen Beitrag geschickt; denn mehrere der Mönche gehören heimlich zu den Gottesfreunden.

Ihre vollkommene Abgeschlossenheit wird der Kleinen Burggemeinde durch den Vergleich mit damals sehr eindringlich vor Augen geführt. Die Seuche sperrt die Bürger des Städtchens, diese nächsten Nachbarn am Fuße des Burgfelsens, unerbittlich ab. Die Achtung des Meisters hat seine Schritte in das tiefste Geheimnis geführt. Wie ein Dieb in der Nacht kommt er; und weil er unerwartet naht, kann man auch keine Freunde Gottes von seiner bevorstehenden Ankunft benachrichtigen, damit sie herbeieilen könnten,

um sich ihm „zu Grunde zu lassen“. Die drohende Wolke aber, die ihren Schatten über ihn wirft, ist nur ein Vorläufer des Gewitters, das dieser Gemeinde selbst und allen Schwestergemeinden, ja jedem einzelnen Freunde Gottes, jedem frommen Herzen droht, das ringsum in deutschen Landen für die im Entstehen begriffene reine deutsche Religion ahnungsvoll und zutraulich schlägt.

Die auf Burg Langenstein sind auf sich selber angewiesen. Es ist wie eine einzige Familie, und eine gewisse Familienähnlichkeit prägt sich auch auf diesen Gesichtern aus und vereinigt den Ackerknecht mit dem Hausmeier, die Magd mit dem Ritterfräulein. Es ist eine eigentümliche Mischung von Bedrücktheit und Trost, Demut vor Gott und Stolz den Menschen gegenüber; auf einigen Stirnen mit dem Gepräge geistiger Beschränkung verbunden, wobei dann das Element des Stolzes — das die Oberhand hat — wohl auch in der Gestalt des geistigen Hochmutes auftritt.

Man fühlt sich eben als das Salz der Erde, ja ein Klein wenig als das Salz des Salzes. Denn ist es nicht allen Freunden Gottes nah und fern, ja bis in die entlegensten Gauen, bis in die Almen des Oberlandes, wo der ewige Schnee sich in den Himmel erhebt, und in die Gehöfte des Niederlandes, wo der Rhein seine Fluten zum Weltmeere wälzt — ist es nicht überall männiglich bekannt, daß „unsere liebe Frau Kenata“ die geistige Tochter des großen Gottesfreundes ist, wie weiland Schwester Katri von Straßburg die des Meister Eckhart? daß diese

Burg Langenstein dem großen Unbekannten — ihnen so Bekannten! — dem Apostel deutscher Religion, weltlicher Weltlichkeit gegenüber, vor allen anderen Orten ans Herz gewachsen ist, ihm, dem Heimatslosen gleich einer Heimstätte gilt!

Und nun hat er mitten durch die Scharen seiner Verfolger hindurch dies Heim erreicht! Er hat es gewagt, obwohl das Haupt dieser feindlichen Heerscharen gerade hier seine Herberge aufgeschlagen hat!

Eine eifrige Unterhaltung findet in gedämpftem Flüstertone statt. Sie dreht sich um die Ankunft des Meisters und ihre sonderbaren Umstände. Den Mittelpunkt bildet ein kleiner recht unansehnlicher Mann mit spärlichen weißen Haaren. Es ist der Wächter vom Erker, dem über der Thür in der Mauerecke. Die vor ihm Sitzenden wenden sich ihm zu; die wenigen, die auf der dritten Bank sitzen, haben sich hinter ihm zusammengedrängt.

Schon wissen alle, daß der Meister noch in der Nacht kurz vor dem Morgengrauen in Begleitung des Bischofs vor der Thüre stand. Diese räthelhafte und beunruhigende Verbindung verursacht viele Mutmaßungen. Von Kuno, dem Wächter des Burgfriedes — der nicht anwesend ist — hat der Subrman gehört, daß der Bischof am vorhergehenden Nachmittage nach der Stadt hinuntergegangen sei — bei der glühenden Hitze ein höchst sonderbarer und deshalb verdächtiger Umstand. Er war nachmittags allein in die Stadt gegangen und erst beim Morgengrauen in Begleitung des Meisters zurückgekehrt. Hier aber berichtet die jüngste Magd: — als sie

noch spät abends den Nachtrunk in die Turm-  
Kammer brachte, habe der Bischof eifrig beim Schrei-  
ben gefessen. Also hatte er noch einmal nachts ganz  
im Geheimen die Burg verlassen, um dem Meister  
zu begegnen, von dessen Ankunft er offenbar durch  
seine Späher in der Stadt Nachricht erhalten hatte.  
Aber zu welchem Zweck? Wer konnte sich wohl  
darauf einen Vers machen?

Wo nur Mutter Ursula blieb! Die hätte gewiß  
eine beachtenswerte Meinung geäußert.

Mutter Ursula, einst die Amme Gertruds, jetzt  
Haushälterin auf der Burg Langenstein, ist nächst  
Frau Renata und Fräulein Gertrud bei weitem die an-  
gesehenste Person auf der etwas spärlich vertretenen  
Spillseite. Ihre Abwesenheit ist längst schmerzlich  
aufgefallen. Sie ist eine bibelfeste Frau und pflegt bei  
solchen Gelegenheiten sonst nicht die Letzte zu sein. Aber  
wahrscheinlich wird sie mit dem Meister und Frau  
Renata zusammen erscheinen. Die jüngste Küchen-  
magd erklärt aber, daß Mutter Ursula überhaupt  
nicht kommen kann. Sie pflegt den Bischof. Wie?  
der Bischof ist krank! Wißt ihr denn das nicht?  
Der Sieberfrost schüttelte ihn wie Espenlaub, als er  
in die Halle trat — Konrads eigene Worte! — er  
mußte sofort auf den Tod krank zu Bett gebracht  
werden. Freilich, wenn jemand ihn durchbringen  
kann, dann ist Mutter Ursula die rechte — sie und  
Frau Renata! — Und erst der Meister selber! Hat  
nicht Ursula erzählt, daß er es war, der einst in  
Straßburg den armen Herrn Hugo von seiner  
Wunde heilte?



Über die Köpfe ringsum schütteln sich bedenklich — scheinen übrigens auch nicht sehr hoffnungselfrig zu sein. Ob diese Krankheit eine Gottesstrafe ist? — sieht es nicht ganz so aus? Zumal da von einer Ansteckung unten in der Stadt keine Rede sein kann, denn die Seuche — hat der Hausmeier gesagt — tritt ganz anders auf.

Diese Erklärung ist von wohlthuender Wirkung. Denn bei der Erwähnung der plötzlichen Erkrankung des Bischofs hat sich mehr als eine Wange entfärbt.

Wenn es also eine Gottesstrafe ist, dann werden wohl Pflege und Arzneikunde nicht viel nützen. Es kann aber auch eine Vorbeugung sein. Denn zweifelsohne hat der Bischof schon entdeckt, welche Bewandnis es mit diesem geheimnisvollen Fremden hat. Nun liegt er aber hilflos darnieder und kann nichts Böses unternehmen. Eine offenbare Sündung ist es auch, daß sein Samulus nicht da ist. Denn dieser wäre sicher dahinter gekommen. Mußte doch das dünnbeinige Bleichgesicht überall umherschweifeln!

Das Flüstern wird dabei noch gedämpfter, und scheue Blicke schielen nach Gertrud hin. Mit dem starken Beobachtungssinne des Gesindes ist man sich darüber klar, daß das Fräulein weit davon entfernt ist, das allgemeine Mißtrauen gegen Vincentius zu teilen.

Jetzt verstummt aber auch das leiseste Flüstern.

Die Stiege knarrt unter herannahenden Schritten.

Renata, vom Meister begleitet, tritt herein.

Alle erheben sich.

Gertrud tritt hervor, verneigt sich und küßt seine Hand.

Dies wirkt wie ein gegebenes Zeichen. Im Nu sind die Bänke leer.

Man drängt sich um ihn, ergreift seine Hände, seinen Rock . . . Willkommensrufe, Grüße, Segenswünsche, Bitten . . . einige Frauen schluchzen vor Erregung des Wiedersehens.

Er ist nur ein Gedächter, auf dessen Haupt ein Preis gesetzt ist. Allein die Gefahr, die ihnen selber droht, ist bei seinem Anblick vergessen. Es ist, als ob sein Erscheinen Sicherheit und Frieden brächte.

Ein paar Minuten danach sind die Bänke wieder besetzt.

Der große Gottesfreund steht am Pulte.

Seine Augen wandern über die kleine Versammlung und ruhen dabei eine kurze Weile auf jedem einzelnen Gesicht. Dann richten sie sich aufwärts mit jenem ihm eigenen sinnenden Blick ins Leere, den sie alle so gut kennen.

Keine Glocke hat zum Gottesdienst geläutet; jetzt aber ertönt seine tiefe glockenklare Stimme.

#### Viertes Kapitel.

### Galle und Honig. Eine Predigt des großen Gottesfreundes.

Ihr lieben Brüder und Schwestern, die Ihr Gottes Freunde seid: — so sehen wir uns denn in schwerer Stunde von Angesicht zu Angesicht wieder.

Ich weiß, daß Ihr um mich Sorge getragen habt, weil ein mächtiger Kirchenfürst einen Preis auf meine Gefangennahme ausgesetzt hat. Aber dies ist nur ein Zeichen der Zeit, und ich war nicht weniger besorgt um Euch, und sagte früh und spät zu mir: du mußt ihren Geist aufrichten und sie waffnen gegen das Böse, was gewißlich im Anzug ist. Und so wollen wir uns denn begrüßen im Namen des Herrn, der da gesagt hat: „In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden“.

Nun steht die Sache aber so, daß je mehr wir die Welt zum Feinde haben, um so mehr sind wir Gottes Freunde. Es kann also gar nicht anders sein, als daß wir, weit entfernt uns zu fürchten und verzagt zu sein, uns sogar freuen müssen, wenn die Welt — wie gerade jetzt — sich anschickt, uns mörderische Feindschaft zu zeigen. Ja wohl, freuen sollen und müssen wir uns, und tun es auch im Geiste immerdar, wenn es auch zeitweilig dem Fleische schwer fällt. Und warum fällt es dem Fleische so schwer? Weil ‚das Fleisch wider den Geist begehrt‘ und ‚Gott ist Geist‘. Das Fleisch steht also auf der Seite des Feindes, der Welt, die uns verfolgt. Und es ist nun einmal nicht anders: je ferner der Welt, um so näher Gott; und dies nicht, als ob es zwei getrennte Sachen wären; sondern wie man sagt: das Schiff hält vom Land ab und steuert der hohen See zu, so sind das nicht zwei Bewegungen, sondern eine und dieselbe, ungetheilte.

Eine finstere Zeit erleben wir, und doch sagen wir lieber: eine Dämmerungszeit! Denn das ist ja das

Merkmale der Dämmerung, daß, wie der Evangelist schreibt, 'das Licht scheint in die Finsternis'. Täte es das nicht jetzt, wie könnte ich hier stehen und zu euch reden? Dämmerung — ob es aber gegen Morgen oder zur Nacht dämmert, das ist die Frage. Ist es ein neuer Gottestag, der sich empor- und durcharbeiten will und wird, oder soll es den Mächten der Finsternis gelingen, diese Lichtfunken auszustampfen und die Zeit zurückzuschleudern in das dämonische Dunkel geistesfeindlichen Heidentums, das nur um so verderblicher ist, weil seine tiefe Nacht sich mit der Sternenpracht der christlichen Kirche schmückt, den Bethlehemstern in der Mitte? Denn es wäre die Nacht, in der 'niemand schaffen kann', wie unser Herr Jesus sagt; denn Schaffen ist Geisteswerk; jene Mächte aber sind die des Fleisches.

Da kann ich denn sagen, daß ich doch meine, den frischen Zug des Morgenwindes zu spüren, gerade so wie ich ihn spürte, als ich jetzt in der Dämmerung mich dieser trauten Heimstätte näherte. Ja, da war sogar ein kleines Vöglein im Gebüsch, das begann noch halb im Schlaf einige Töne seines süßen Liedes anzustimmen, als ob es sänge: es will Tag werden! Mag sein, daß mich dies darum so besonders ergriff, weil ich soeben in ein Gemüt hineingeblickt hatte, in dem Licht und Finsternis mit einander rangen, wo es mich aber auch bedünken wollte, als ob eine leise Stimme zu hören sei: es will Tag werden."

Die Zuhörer blickten einander verwundert an: von wessen Gemüte spricht der Meister da? War er doch

dort gerade mit Bischof Ottmar zusammen. Sollte er ihn meinen? Ist es möglich, daß der Himmel in solches Bekehrungswerk vorhabe? Welch ungeheurer Gewinn wäre das für die gute Sache!

Aber eine gibt es, die nicht also fragt: — Kenata faltet die Hände und dankt Gott von Herzen.

„Ein Dämmerwesen! Und sind wir das nicht alle? Und ist nicht die ganze Welt ein solches, aus Licht und Finsternis gewoben? Ein Mischkrug, aus dem wir den Trank des Lebens mit den großen Gegensätzen trinken, Honig und Galle. ‚Ich sehe die Galle mitten im Honige schweben‘, also sang vor langer Zeit ein edler Sangesmeister und frommer Ritter, Herr Walther von der Vogelweide, als er sein Leben überblickte, seine dahingegangenen Jahre, und sich innig danach sehnte zum heiligen Grabe zu fahren und an dem Kreuzzuge teilzunehmen, zu welchem damals auch der Herr dieser Burg sich rüstete.

‚Ich sehe die Galle mitten im Honige schweben.‘

Da sind nun Viele schnell fertig mit ihrem Urteil. Der Honig, das Labende, das ist das Göttliche; die Galle, das Gift, das ist das Teufliche. Aber so einfach, Ihr Freunde, liegen denn doch die Sachen nicht. Gott ist ein Geist und geht in die Dinglichkeit nicht ein, sondern waltet frei. Deshalb kann es auch anders, ja umgekehrt sein.

Ein Beispiel. Als unser Herr und Heiland am Kreuze hing, seufzte er mitten in der argen Pein, die er unsertwegen ausstand: ‚mich dürstet‘. Und einer von denen, die da unten standen, lief hin und tauchte einen Schwamm in Essig und hob ihn mittels

einer Stange zu den Lippen des Verschwachtenden empor. Dieser Essig sollte Jesum erfrischen, war also eine Labung. Aber warum tat der Mann das? Aus Mitleid und Liebe? O nein, damit der Gekreuzigte so gestärkt würde, daß er die Qual noch länger zu ertragen hätte. Da war also nicht Gott sondern der Teufel im Labetränk; und deshalb wandte auch Jesus, der die Herzen durchschaut, den Kopf ab und wollte von dieser Labung nichts wissen.

Ein zweites Beispiel, ein umgekehrtes. Ihr kennt alle das Gleichnis vom barmherzigen Samariter. Nun wollen wir aber diese Erzählung etwas anders lesen. Nach dem Priester und dem Leviten kam also der Samariter gegangen. Der war ein kundiger Arzt und als er die Wunden des armen Überfallenen untersucht und verbunden hatte, wußte er wohl, daß sie tödlich seien; langsam aber unaufhaltsam, unter großen Leiden siehe das Leben dahin, und keine Kunst und Wissenschaft könne da helfen. Der Verwundete aber mochte dies in seinen betäubten Mienen lesen und fragte ihn aufs Gewissen, und der Arzt konnte die Wahrheit nicht verbergen. Nun fragte ihn der auf den Tod Kranke, ob er, ein so erfahrener Arzt, in seiner Arzeneitasche nicht einen Tranck habe, der ihm schnell den Tod bringen und ihm die langen nutzlosen Qualen ersparen könne; und er bat und flehte, ihm davon zu geben. Da sagte der Samariter zu sich selber: Wenn ich ihm davon gäbe und die Wache Fläme herbei und ergriffe mich, dann würde ich als sein Mörder gelten und dafür selber den Tod erleiden, denn ich bin hier fremd und un-

bekannt und ohne Fürsprecher'. Und der Leidende beschwor ihn noch dringlicher, denn seine Schmerzen wurden unerträglich. Und der Samariter sagte zu sich selber: ‚Wenn ich auch jener Gefahr entgehe, werden dann nicht später Gewissenszweifel aufsteigen und mich plagen, weil ich getödet habe?‘ Aber der Kranke jammerte und dauerte den Samariter, und beschämt sagte er zu sich selber: ‚Es schweige die Satansstimme in meiner Brust! soll ich mehr an meine Seelenruhe denken als an das Leiden dieses armen Mannes?‘ und gab ihm ein Becherlein zu trinken von dem Tranke, der nur tropfenweise verabreicht wurde; und die Schmerzen schwanden und der Mann segnete ihn . . . und verschied in seinen Armen. Hier, meine Freunde, war Gott im Giste.“

Gertrud wagt es kaum, Renata anzublicken, die sehr blaß, aber mit unbeweglichen Zügen dasieht. Konrad tut es verstohlen. ‚Sollte in den bösen Worten Stephans etwas mehr als loses Gerede sein?‘ denkt er, ‚dann ist es so: der Meister sagt es uns, um im voraus jeden zu feien, für den Fall, daß ihm solche Anschuldigungen gegen die Herrin zu Ohren kommen sollten.‘

„Wenn Ihr nun in dieser Zeit der Bedrängnis berufen werden solltet, mit der Waffe in der Hand Eure Herrin zu verteidigen, und jemand da sagte: ‚es sei fern von mir zum Schwerte zu greifen, denn mit dem Schwerte schlagen und töten, das ist des Teufels Werk!‘ so würde derjenige mehr nach seiner eigenen Seelenruhe fragen als nach der Gefahr seiner Herrschaft. Einem solchen übel Beratenen werde ich

besser raten. Und so sage ich euch denn: Wer den Feind erschlägt, nicht aus Haß zu ihm, sondern aus Liebe zu denen, die von ihm bedroht werden, der begeht nicht des Teufels Werk, sondern Gottes. Da ist Gott in der Schwertschneide, wie wir ihn vorher im Gifte fanden. Denn Gesinnung ist alles. Was heißt das: alles? Gott und Teufel, das nenn' ich alles. Gott und Teufel, Liebe und Haß.

Das hat ein alter heidnischer Meister tief empfunden und gar fein ausgedrückt, wenn er lehrt: es gäbe überall nichts als Liebe und Haß, und die ganze Welt sei nur das Schauspiel ihres Kampfes. Wenn aber die Liebe den Haß gänzlich verdrängt und allein herrscht, so sei dies das Ende der Welt, oder wie wir auch sagen, das Reich Gottes ist da mit seinem Frieden, der über allem Verstand ist.

Gesinnung ist alles. Macht der liebenden Gesinnung aber ist Allmacht, deshalb kann sie den Haß ganz vertreiben und die Welt aufheben. Eben deshalb nennen wir Gott „allmächtig“. Nicht etwa wie die Schulkinder, weil er Himmel und Erde geschaffen habe. Als ob die Welt ein Holzkasten wäre, den er zusammengezimmert hätte und uns, gleich Spänen, hineingeschüttet! So sprachen auch einige alte Meister von der Materie als vom Bauholze dieser Welt und vom Schöpfer als dem Zimmerer oder Baumeister. Da sie aber keine Kinder waren, wußten sie sehr wohl, daß dieser Schöpfer nicht Gott war, sondern ein niedriger herabgesunkener Engel, der sich in seinem Dünkel für den höchsten Gott hielt und sich als solcher anbeten ließ. Dieser, meinten sie, sei



der Weltzimmermann, und sein Werk sei danach. Da hat es nun auch Leute gegeben, die an unserer heiligen Schrift deuteten und sagten, daß der Herr Jesus der Sohn eines Zimmermannes war — das hat eben diesen Sinn: er sei der Sohn des Welt-schöpfers. Nein, antworten wir, es hat keinen andern Sinn als den, daß es seiner Demut angemessen war als Sohn eines einfachen Handwerkers auf die Welt zu kommen, und hätte sein Vater ebensowohl ein Schuster sein können. Nein, nicht dadurch zeigt Gott seine Allmacht, daß er diese schlechte Welt gebaut hätte, sondern vielmehr dadurch, daß seine Liebe die Kraft in uns erweckt, diesen in stetigem Verfall begriffenen Bau zu verlassen, um in seiner lichten Gotteswelt zu leben, wo er uns eine ewige Wohnstätte bereitet hat. Da zeigt er sich denn freilich als höchsten Baumeister, den alle unsere frommen Bauhütten überall im deutschen Lande zum Herrn und Werkführer haben, damit sie, wo die Kirche, die der Weltlichkeit verfallen ist, versagt, unter euch erbaulich wirken können.

So suchen wir denn Gott in der Liebe und sagen, er könne eben so gut im Gift wie im Labetrunk sein, denn er ist in der Liebe, die sie darreicht. Wer ihn aber anderswo sucht als in der Liebe, der läuft einem Götzenbilde nach, und wenn es die Monstranz selbst wäre. Wie ja die Leute, wenn ein Priester das Allerheiligste zu einem Sterbenden bringt, zu sagen pflegen: er trägt den lieben Gott. Wie! das Pfäßlein trüge Gott? Ein flaches Laiichen, aus Weizen und Wasser gebacken, das ist's, was er trägt und weiter

nichts. Erst der Glaube, das ist die Liebe zu Gott, macht solchen Laib zum Leib Gottes und zur geistigen Glaubensspeise. Denn die Liebe nährt sich von Liebe, wie der Leib vom Laib. Sollte aber jemand auch sagen: wer solches lehrt, der ist von der Kirche abgefallen, dem sollt ihr antworten: nicht wir sind von der Kirche abgefallen, sondern die Kirche ist von den Freunden Gottes abgefallen, die immer da waren — wie ja der Herr selber sagt: ‚ich nenne euch Freunde und nicht Knechte‘ und gleicherweise der Apostel Jakob von Abraham ‚er war ein Freund Gottes‘ schreibt — und ist in die Knechtschaft des Heidentums mit seinen Opferbräuchen und Zaubermitteln zurückgesunken.

Sagen wir nun: ‚Gott ist in der Liebe‘, so sprechen wir richtig und gut. Aber noch richtiger und besser sagt es der Jünger, von dem es heißt, daß ihm der Herr in besonderer Liebe zugetan war, wenn er schreibt: ‚Gott ist die Liebe.‘ Und das sollt ihr ganz schlicht und im eigentlichsten Sinne verstehen. Nicht als ob er ein von euch verschiedenes Wesen wäre, das diese Eigenschaft besäße. Etwa wie ich ein von euch verschiedenes Wesen bin, das euch gegenübersteht und die Eigenschaft hat, euch zu Herzen reden zu können. Fragt ihr mich freilich aus über das Wesen der überwesenden Übergottheit, dann schweige ich, und dies Schweigen sei euch eine beredte Antwort. Denn ihr Name ist ‚Namenlos‘ und ihr Wort — ihr ewiges Wort — ist Schweigen. Aber fragt ihr mich nach dem Wesen und Namen des wirkenden Gottes, so nenne ich ihn mit dem

Apostel der Liebe eben „Liebe“, und Kenne keinen anderen Namen, und brauche auch einen solchen nicht zu kennen. Deshalb auch, ihr lieben Freunde, wenn ihr in euch die Liebe erglücken fühlt, dann braucht Ihr keinen Beweis für das Dasein Gottes, weder den von Anselm von Canterbury noch von einem anderen Doktor der Gottesgelahrtheit, und werdet euch so wenig darum kümmern wie einer der auf seinen gesunden Beinen läuft, sich nach einem Stelzbein umsieht. Gott ist die Liebe, sei es nun Liebe zum Freund oder zu Frau und Kind, oder zu Kaiser und Reich — wofern es nur lautere Liebe ist, die nicht sich selber sucht, solche Liebe ist Gott. Auch wenn du zu deinem treuen Hunde Liebe hegst — ja noch mehr: die Liebe, die der Hund dir mit rührendem Blicke entgegenbringt, die ist Gott, und ist hoch über alles Erkennen der Gottesgelahrten erhalten.

Darüber hat uns ein heidnischer Meister, mit Namen Homerus, ein überaus tiefes und schönes Gleichnis gegeben. Er erzählt uns nämlich, wie der König Ulysses vom Kriegszuge gegen die Stadt Troja nach langen Irrfahrten die Heimat erreichte. Er war von Wind und Wetter mitgenommen und in Bettlerlumpen elend gekleidet, so daß ihn niemand, auch seine Frau nicht, erkannte. Da war aber sein Hund Argus, den hatte Ulysses einst selber gezogen und zu allen Künsten abgerichtet. Nun war der Hund alt, und von Allen vernachlässigt lag er auf einem Abfallhaufen elend da; und als der König wie ein Bettler anzusehen vorbeiging — und wir wissen

alle, daß ein Hund fremden Bettlern wenig hold ist — da winselte der Hund Argus und kroch heran und erhob den Kopf, um seine Hand zu belecken. Nun bedenkt, wie viel Kläger die Dienerschaft und die Frau waren, als das arme unvernünftige Vieh bei diesem jedoch war die treue Liebe größer, und deshalb erkannte es seinen Herrn, den die Anderen nicht erkannten. Woraus zu erlernen ist, daß die Liebe das Erste und recht eigentlich Göttliche, das Erkennen aber, auch das höchste Gottes-Erkennen, nur das Zweite und Kreatürliche ist.

Ist nun Gott die Liebe und ist Liebe unser eigener Wesensgrund, so sind wir, sobald wir dies recht erkennen, unserem tiefsten Wesen nach eins mit Gott. Wie denn auch die heilige Katze, nach erlangter Erleuchtung, Meister Eckhart mit dem freudigen Ausruf begrüßte: ‚Sreut Euch, Meister, ich bin Gott geworden!‘ Daß aber Liebe wirklich unser Wesensgrund ist, das zeigt sich darin, daß wir in Liebe erzeugt sind. Wären wir nun aus lauter Liebe erzeugt, die nicht sich selber noch ihre Befriedigung und Lust sucht — so wie unser Herr Jesus Christus, der von einer Jungfrau geboren ward und ‚im Gleichnis eines Menschen befunden wurde‘ — dann wären wir nicht fleischliche Wesen in den Banden des Fleisches, sondern reine Geister, wie Gott selber, die Liebe, ein Geist ist; wir wären lauter Leben, statt Leben und Tod, lauter Liebe, statt Liebe und Haß, lauter Gott statt Gott und Teufel zugleich. So aber ist zwar unser Wesensgrund Gott selber. Da herum hat sich jedoch der Schlangenkönig des alten

Satan geschlungen, und über dem Sündchen der Liebe ist die Finsternis des Hasses gelagert. Was Wunder dann, wenn dieser Haß sich auch sichtbar von außen wider uns erhebt und uns bedrängt, wie er sich jetzt anschickt es zu tun. Aber da sollt ihr wissen, daß der Haß von draußen nur dem Haß in uns etwas anhaben kann und nur das zerstört, was unser wahres Wesen verdeckt. Und wenn uns dieser Haß bis zum Scheiterhaufen verfolgt, so kann doch solch feindliches Feuer nur unseren fleischlichen Teil verzehren, von dem ich sagte, daß er ein Verräter ist, der auf der Seite des Feindes, der uns verfolgenden Welt, steht, und uns ein wahres Segfeuer zu unserer Läuterung werden soll, damit die Schlacken verzehrt werden und das reine Goldkorn unseres Wesenskernes befreit werde. Denn wenn es uns, solange wir in dieser Welt sind, nicht möglich ist, einen Tag, ja auch nur eine Stunde lang gänzlich und ungeteilt Liebe zu sein, so haben wir die Verheißung, daß wenn wir völlig aus der Welt scheiden, unser Wesensgrund, der Liebe ist, mit Gott im ewigen Leben eins wird und bleibt. Denn wenn schon jener alte heidnische Meister, der doch allein durch das Licht der natürlichen Vernunft geleitet wurde, einen solchen seligen Endzustand vorausah, in welchem die Liebe durch ihre Allmacht den Haß gänzlich vertrieben und die Weltausspannung aufgelöst hatte, um selbst alles in allem zu sein: — wie viel zuversichtlicher dürfen dann wir, denen durch Gottes Sohn die Offenbarung zuteil wurde, jener Seligkeit entgegenharren!

Daß diese Vergottung mit uns allen vorgehen möge, nicht nach unseren eigenen kurzfristigen Wünschen, sondern nach göttlichem Rathschluß, wie es uns am besten frommt — das walte der Gott, dessen Walten ist Allmacht der Liebe in Ewigkeit, Amen!

## Sünftes Kapitel.

### Nur das Spankörbchen.

„Und wo ist Mutter Ursula?“ fragt der Gottesfreund, als die Thür sich hinter den Weggehenden geschlossen hat und nur Renata, Gertrud und Konrad bei ihm zurückbleiben. „Soffentlich doch nicht krank?“

„Nein“, antwortet Renata; „sie ist so rüstig wie immer. Sie pflegt den Bischof.“

„Da tut sie recht. Samariterdienst zu verrichten ist besser als der besten Predigt von dem barmherzigen Samariter zu lauschen.“

„Ursula war aber sehr betrübt, Euch heute nicht hören zu können“, sagte Gertrud. „Und ich mußte versprechen, gleich nach der Predigt zu ihr zu kommen und ihr davon zu berichten. Das ist nun freilich nicht so leicht getan; aber eine Stelle weiß ich, die werde ich gewiß wortgetreu wiedergeben, und sie wird meiner guten Ursula ganz besonders gefallen.“

„Welche Stelle mag das wohl sein? Da bin ich in der Tat neugierig.“

„Das ist die von dem Munde des griechischen Königs.“

Ronrad lacht schmunzelnd.

„Das trifft zu. Mutter Ursula liebt ihren ‚Passauf‘ zärtlich.“

„Und noch vor ein paar Tagen“, fügt Gertrud hinzu, „sagte sie mir: ‚Gott verzeih‘ mir’s! aber manchmal wünsche ich, ich könnte Gott so treu lieben, wie ‚Passauf‘ mich. Freilich hat er mich auch immer vor Auge, und das ist eine große Hilfe.“

„Ei, da hat die gute Ursula gar nichts Ungeheures gesagt. Freilich sind wir den Tieren gegenüber gleichsam die Götter, und der Hund kann seinen Gott sehen. Das ist ein Vorteil, aber auch ein Nachteil. Denn sein Gott ist danach. So wollen wir denn froh sein, einen Gott zu haben, den wir nicht sehen können, weil er ein Geist ist. Und wir wollen es deshalb auch nicht mit jenen halten, die sich vorzüglich deshalb an unseren Herrn Jesum klammern, weil er einmal sagt: ‚Wer mich sieht, sieht den Vater‘ — als ob wir durchaus etwas sehen müßten, anstatt uns an dem ‚Worte‘ zu erbauen, das von Anfang an bei Gott war und zu unserem göttlichen Teile spricht. Und so merkt Euch das, ihr Lieben: Je deutlicher jemand seinen Gott schaut, vom getreuen Hund an bis zur gelehrten Theologia, die ihn mit dem Auge des Denkens schaut: — je deutlicher und faßbarer, um so mehr ist sein Gott danach.“

„Aber“ — wandte er sich an Gertrud — „vielleicht rechnest du auch dies zu den ‚gar zu tiefen Reden‘, die du nicht verstehen kannst.“

Gertrud sieht Renata vorwurfsvoll an.

„Ja, ich habe schon dem Meister von unserem Gespräch in der Stadtküche erzählt, und daß du viele Fragen auf dem Herzen hast.“

Der Gottesfreund nickt dem Mädchen freundlich zu.

„Schüttle mir sie nur alle aus! Aber gar zu nahe sollst du dir's nicht gehen lassen, wenn dies und jenes dir zu tief erscheint. Meister Eckhart beschloß des öfteren seine Predigt mit den Worten: daß ihr dies versteht, ist nicht vonnöten. So sage ich auch manches, was den meisten der Zuhörer, ja vielleicht allen nicht faßbar ist. Möglich, daß doch Einer da ist, der es versteht; den Anderen gibt es zu denken oder doch zu ahnen. Es ist aber besser, daß etwas wahr ist und wird gesagt und bleibt unverstanden, als daß nur das wenige Wahre, das leicht verständlich ist, gesagt werden sollte. Sage du aber nur der guten Ursula, was du verstanden hast, sie wird auch so nicht zu kurz kommen.“

„Das denk' ich auch“, meint Konrad treuherzig — „denn freilich, daß so ein gelehrtes Ritterfräulein, das sogar Lateinisch versteht, es sich vornimmt, über eine Predigt zu berichten, das läßt sich wohl noch hören; daß aber so ein ledernes Stück Hausmeiertum wie ich sich auch zu etwas Ähnlichem verleiten läßt — denn wie meinem gnädigen Fräulein mit der Mutter Ursula, so geht es mir mit Kunz —: was soll man dazu sagen?“

„Zum Beispiel“, antwortet der Gottesfreund, ihn aufmunternd auf die Schulter klopfend: — „manches Stück Leder, das da wähnte ein Stiefel werden zu sollen, ist zum Einband einer Postille gestreckt worden.“



Aber Konrad schüttelt mißmutig den Kopf.

„Ich weiß nicht, Meister, aber sicher ist es, daß ich Kunz versprach, wenn nicht gerade den Inhalt der Predigt, so doch ein paar gute Kernworte hinauf nach seinem Guckloch im Bergfried zu bringen, wo er gerade seine Morgenwache angetreten hat. Er wollte sie keinem andern anvertrauen bei der Wichtigkeit des Amtes gerade jetzt, wo Burg Langenstein den geächteten großen Gottesfreund beherbergt. Denn kein anderer besitzt sein altes Luchsauge, das alles sieht, was auf irgendeinem Pfade kriecht und schleicht. Es wäre freilich auch nicht leicht gewesen, einen Stellvertreter für ihn aufzutreiben, der gutwillig seine Morgenwache übernommen hätte; denn es dürfte wohl niemand hier auf Burg Langenstein geben, der nicht lieber sein Mittagsbrot entbehren wollte als diese Predigt.“

Der Gottesfreund lacht wohlgefällig: —

„Ihr haltet es hier wahrlich anders als in meinem Heimatsort, als ich noch jung war. Da war ein recht trockener Prediger. Das Kirchlein durfte jedoch nicht leer sein, wenn er auf der Kanzel stand, und jedes Gehöft schickte jemand hin, wenn es auch nur der jüngste Bube war. Da war es denn so eine Redensart bei uns: Jrgendeiner muß halt die schlimmste Arbeit verrichten, sagte der Bub, er ging in die Kirche.“

Sie lachen alle über dies Geschichtchen, das der Meister mit Gutlaunigkeit in seiner urwüchsigen heimatlichen Mundart erzählt, die ihm so natürlich kommt aus der Erinnerung der Kindheit und der

ersten Jugend, welche er vor allen Lebensstürmen in einem ruhigen Landstädtchen verlebt hatte.

„Gewiß“, sagt Renata, „wir halten es hier anders.“

„Das macht“, fügt Konrad hinzu — „Ihr lehret nicht wie die Schriftgelehrten, sondern wie einer, der Macht und Befugnis hat.“

Sast erschrickt er selber über diese dreiste Anwendung eines Schriftwortes. Er erwartet eine Rüge. Sie erfolgt auch, aber aus einer unerwarteten Himmelsrichtung.

Ein schneller, scharfer Blick der tiefen, dunkeln Augen trifft ihn: —

„Wenn ich Macht und Befugnis hätte, würde ich dir verbieten, den Gast deiner Herrin, Seine Hochwürden, so feindlich anzusehen, wie du es heute früh tatest.“

Renatas Augen blicken den Hausmeier vorwurfsvoll an. Gertrud lächelt ihm freundlich zu.

Der letztere Blick wird vom Meister im Fluge aufgefangen.

„Und dir“, — wendet er sich an das Fräulein — „solche unchristliche Gefinnung durch einen solchen Blick zu ermuntern. Schwarze Frauenaugen können Schaden genug anstiften, ohne sich in den Dienst des Hasses zu begeben.“

Gertrud schlägt die Augen nieder und erröthet wie ein Schulmädchen, das hinter dem Rücken des Lehrers bei einem bösen Streich ertappt wird.

Auch Konrad läßt den Kopf hängen.

„Ich kann halt nimmer vergessen, wie ich damals auf dem grünen Wörth meinen lieben jungen Herrn in den Armen hielt — —“

„Da haben wir dieselbe Sache, von der ich sprach. Ja, wenn damals der Teufel Haß in der Degenspiße Junker Ottmars von Winterstetten gefessen hätte, dann mochtest du eine Entschuldigung haben. Aber der Haß saß in der Degenspiße deines Herrn.“

„Der Haß war nur Liebe,“ fährt Gertrud dazwischen, den Meister mit einem freimütigen Blicke ansehend, indem ihre Wange sich mit einer Röthe ganz anderer Art färbt. „Verkleidete Liebe. Ihr wißt, es war die Zeit des Mummenschanzes.“

„Und treue Liebe war es, die ihn dazu drängte, mit der Waffe in der Hand seine Herrin zu verteidigen,“ fügt Konrad hinzu, der sich wieder aufgerichtet fühlt.

„Ei, ei!“ ruft der Gottesfreund lächelnd — „Ihr treibt mich ja hart in die Enge — noch dazu mit meinen eigenen Worten! Aber so ganz reine Liebe war es nun doch wohl auch nicht, da Teufelchen Eifersucht sich ihr zugesellt hatte. Doch ich will deinen Bruder nicht belasten. Er hat härter gebüßt, als er es verdiente. Schwesterlicher Liebe muß man etwas zugute halten. Deiner Treue auch, Konrad. Aber freilich bist du zu alt, um so lange unvernünftigen Groll zu hegen, und unvernünftig ist er.“

„Und der Preis, den er auf Euer Haupt gesetzt hat?“

„Nun, ich denke, wenn ich ihm deshalb nicht grolle, brauchtest du es auch nicht zu tun.“

„Ihr müßt das besser verstehen, Herr, und ich werde mich noch für gnädig davongekommen erachten, wenn es bei seiner Hochwürden bleibt und ich nicht außerdem noch den Samulus lieben muß.“

Diesmal ist der Blick, den die schwarzen Frauenaugen dem Hausmeier zuschicken, weder aufmunternd noch freundlich. Er wird ebenso schnell wie sein Vorgänger vom Gottesfreunde aufgefangen.

„Der Samulus? — Ach ja, ich entsinne mich jetzt, ihn in Lengefeld, im Krug zur grünen Tanne, gesehen zu haben. Der junge Mann sah aus, als ob er nicht auf den Kopf gefallen sei.“

„Ich wünsche, er wäre es — und aus beträchtlicher Höhe!“

Der fromme Wunsch ist zwar eigentlich nur dem Barte anvertraut, jedoch für alle ziemlich vernehmbar.

Gertrud erblaßt und muß an sich halten, um nicht einen Schrei auszustoßen, der nunmehr sich nur als ein Schnappen nach Luft äußert.

Kopfschüttelnd wendet der Meister sich an Renata: —

„Genießt der junge Mann ebenso wenig Gunst bei den Frauen, wie bei diesem rauhen Vertreter der Schwertsseite?“

„Ich will nicht so weit gehen wie Konrad,“ antwortet Renata, die der bissige, nur halb verbissene Ausbruch des getreuen Dieners auch unheimlich berührt hat. — „Aber lieb wäre es mir, wenn ich ihn nie mehr zu Gesichte bekäme.“

„Und das Fräulein? Hat er auch dort keine Gnade gefunden?“

War Gertrud vorher blaß geworden, so erröthet sie jetzt glühend unter dem fragenden Blicke, der bei allem Wohlwollen immer etwas Durchbohrendes, Herz und Nieren Prüfendes an sich hat. Sie antwortet nicht, sondern wendet sich mit vorwurfsvollem Unmut an ihre Hausgenossen: —

„Ich weiß wahrlich nicht, was ihr beide gegen den armen jungen Mann habt. Er war immer so freundlich zu mir. Wie hübsch half er mir Erdbeeren pflücken — mehr als eine Stunde lang — in der glühenden Hitze auf der Berglehne! Und er trug mir den Korb nach Hause, obwohl ich es anfangs nicht zulassen wollte.“

„Nun dann allerdings! Es wird wohl ein richtiger Tragkorb gewesen sein!“

Gertrud hat es sonst gern, wenn der Meister scherzt oder sie gar ein wenig neckt, und geht immer herzlich darauf ein; sie fühlt sich ihm dabei so viel menschlich näher. Aber diesmal antwortet sie ganz kleinlaut:

„Nein, es war nur das Spankörbchen, aber es war übertoll und gar nicht leicht.“

Und da sie die Tränen schon in der Kehle fühlt, murmelt sie schnell etwas von Mutter Ursula, die sie gewiß ungeduldig erwarte, und eilt zur Thür hinaus, die der schon etwas reuige Hausmeier schleunigst öffnet. — Sie bekommt noch einen Gruß an Ursula mit auf den Weg: der Meister habe ihr treues Besicht in der ersten Reihe recht sehr vermisst.

## Sechstes Kapitel.

### Zu Grunde gelassen.

„Nur das Spankörbchen“, sagt der Gottesfreund, als die Thür sich hinter beiden geschlossen hat, denn Konrad ist zum Wächter geeilt wie Gertrud zu Mutter Ursula: — „Nur das Spankörbchen — und ihm einen schwerer zu tragenden Korb zu geben, würde das gute Kind wohl auch nicht übers Herz bringen! Oder was meinst du?“

„Ich gestehe“, antwortet Renata, „daß ich etwas beunruhigt bin durch den Eindruck, den der Samulus auf das unerfahrene Herz meiner Schwägerin gemacht hat, und der mir nicht lange verborgen blieb. Doch hat mich der Gedanke getröstet, daß Gertrud zwar ein Ritterfräulein ist, aber ein armes, so daß es nicht wahrscheinlich ist, daß er auf eine solche Eroberung ausgehe. Denn er ist in meinen Augen ganz der Mann, der mehr darauf bedacht ist, eine schöne Burg oder wenigstens ein schönes ländliches oder städtisches Anwesen zu erringen, als ein hübsches Mädchen.“

„In diesem Umstande mag Grund zur Beruhigung liegen. Indessen, wer weiß, welche Zukunftsberechnungen er anstellen mag in dem Kopfe, auf den er entschieden nicht gefallen ist und trotz des unchristlichen Wunsches unseres biederen Konrad wohl auch schwerlich fallen wird! Wir wollen ihn aber daraufhin gemeinsam beobachten.“

„Zum Glück ist das nicht möglich.“

„Wie so? Ist er nicht hier?“

„Bischof Ottmar hat ihn fortgeschickt.“

„Wie weit?“

„Ursprünglich allerdings nur nach Telheim — und zwar in Lurer Angelegenheit. Sie haben dort einen alten Volkesänger festgenommen, bei dem man ein Heft mit Bruchstücken von Leoharts Predigten fand.“

Der Gottesfreund lacht leise: —

„So hoffte der Bischof wohl schon den Vogel, im Käfig zu haben?“

Kenata schüttelt den Kopf.

„Ich weiß nicht so recht, ob er dann noch wünschte, ihn zu fangen. Es war vorgestern — oder — ja, doch . . . heute haben wir Freitag, und es war am Mittwoch, als er den Samulus wegschickte. Ich glaube, er benutzte den Telheimer Vorfall nur als einen Vorwand, um den jungen Mann von hier zu entfernen.“

„Meinst du? Mir scheint, es muß für ihn unbehaglich sein, den Samulus mehrere Tage zu entbehren.“

„Das schon, aber“ — — Kenatas Stimme wird unsicher und ihr Blick meidet den seinen —: „aber ich vermute, daß Bischof Ottmar ebenso wie ich bemerkt hat, daß zwischen Gertrud und seinem Samulus eine beginnende Neigung ihre Säden spinnt. Er stand an meiner Seite auf dem Söller am Tage vorher, als dieser Vincentius — wie der Samulus heißt — aus der Stadt zurückkehrte, wohin ihn der Bischof geschickt hatte; er kam mit Gertrud zusammen, die

er im Walde getroffen hätte und“ — (hier muß sie ein wenig lächeln) — „er trug das Spankörbchen mit den Erdbeeren, die Gertrud für das Nachtmahl Seiner Hochwürden gepflückt hatte. Ich sah sehr wohl, daß ihm dies nicht recht gefiel, und deshalb, denk' ich mir, hat er seinen Samulus weggeschickt, damit diese Sache nicht weiter gehen soll. . . . Wäre das nicht möglich?“ fragt sie etwas schüchtern und ohne aufzublicken, denn sie fühlt, daß sie rot geworden ist.

„O, warum nicht!“ antwortet der Gottesfreund, dem die Verwirrung, in die sie sich hineingeredet hat, nicht entgeht. Er kann sich einen näherliegenden Grund denken, warum der Bischof seinen Samulus während dieses Besuches gern von der Burg entfernt hält.

„Aber wenn die Reise nur Telheim gilt, dann dürfte es wohl nicht lange dauern, bevor du ihn wieder zu Gesichte bekommst.“

„Sie geht aber weiter, denn er muß von dort nach Regensburg und dort wird er mehrere Tage festgehalten werden. Er soll als Stellvertreter seines Herrn bei der Beisetzung im Mittelmünster anwesend sein — ja, Ihr habt vielleicht nicht gehört, daß dort die Abtissin heimgegangen ist.“

„Doch, ich hörte es gestern, und ich habe dabei an dich gedacht. Ich weiß ja, wie viel sie dir einst gewesen ist. Es wird dir recht ans Herz gegangen sein.“

Renata hat an der Ecke einer Bank Platz genommen. Er steht neben ihr und legt seine Hand milde auf ihren gesenkten Kopf.



„Ja, sie war sehr, sehr gut zu mir damals in Regensburg,“ spricht sie leise, nicht ohne eine Stimme des innern Vorwurfs zu vernehmen; sie hat der dahingeschiedenen mütterlichen Freundin in diesen bewegten Tagen nicht so innig gedacht, wie sie es unter gewöhnlichen Umständen wohl getan hätte.

„Schwester Mechtildis gehörte zwar nicht zu den Unseren, wie Schwester Maria und Schwester Bertha. Aber ihre Denk- und Gefühlweise war doch von der der Gottesfreunde nicht sehr verschieden, wie ich eben durch jene beiden zu meiner Freude erfahren habe; das war für jene ein nicht geringes Glück. Nun bin ich begierig zu wissen, wer wohl ihre Nachfolgerin werden wird. Nicht nur um jener beiden willen. Aber das Mittelmünster ist eins der wichtigsten Stifte, und die reine Lehre hat dort schon Fuß gefaßt. Es ist von Wichtigkeit und macht einen großen Unterschied, ob es im Geiste der Verstorbenen weiter geleitet wird, oder aber ob dort auf dem Abtrittsstuhle ein engherziges und beschränktes Frauenwesen sitzt, das in der Knechtesfurcht des Judengottes erzogen ist und nie den Freiheitshauch christusförmiger Religiosität gespürt hat; wie das bei einer Neu- besetzung zu einer Zeit wie dieser, wo papistisches Zelotentum allenthalben sein Haupt erhebt, nur gar zu leicht geschehen kann. Aber Seine Hochwürden hat wohl noch nichts zu dir über seine Pläne rücksichtlich der Besetzung verlauten lassen?“

Renata blickt auf und sieht ihn mit einem seltsamen, etwas verlegenen und dabei doch fast versteckt schalkhaften Lächeln an.

„Ja doch, Meister! Zwar kann ich Euch nicht sagen, wer die Nachfolgerin der Schwester Mechtildis werden wird, aber ich bin wenigstens der einzige Mensch, der da weiß, wen Seine Hochwürden für diese Stellung im Sinne hat.“

Der Gottesfreund stugt: — ihr Lächeln scheint fast nur so gedeutet werden zu können, als ob gerade eine der beiden Gottesfreundinnen des Stiftes zur Leiterin ausersehen wäre; was ihm doch andererseits nicht recht glaubhaft erscheint. Denn sie sind beide ziemlich bescheidener Herkunft, und es ist ihm wohlbekannt, daß die Kirchenfürsten sich bei der Besetzung solcher Ämter hauptsächlich durch aristokratische Gesichtspunkte leiten lassen, es sei denn, daß ein besonderer Ruf der Frömmigkeit oder Gelehrtheit eine Ausnahme zu machen empfiehlt. Was aber hier wohl kaum der Fall ist, denn diese beiden ‚Freundinnen‘ gehören nicht zu den Geistern, die nach außen glänzen.

„Nun? und wen hätte er denn im Sinne?“

„Keine andere als — mich, Meister.“

Die Antwort ist so überraschend, daß der große Gottesfreund in völliger Befremdung einen Schritt zurücktritt.

Es war nicht Renatas Absicht, als sie von Vincentius' Sendung nach Regensburg zur Beisehung der Äbtissin zu sprechen anfing, schon jetzt den Meister mit dieser ganzen Mittelmünsterfrage bekannt zu machen — ja, sie hat im ersten Augenblicke gar nicht daran gedacht, daß diese Frage, die geradezu in die Geheimkammer ihres Verhältnisses zu

Ottmar hineinführt, unmittelbar mit dem Ableben der Schwester Mechtildis zusammenhänge. Aber seine gerade, ebenso nichtsahnende wie unerwartete Frage läßt ihr keine Wahl übrig.

Und sie erzählt ausführlich von Ottmars Plan, dessen Beweggrund in dieser Darstellung freilich ausschließlich der wird, sie durch eine solche Stellung gegen den Verdacht der Kegerei zu schützen. Daß eine Hauptrückficht dabei der lebhafteste Wunsch ist, sie beständig in seiner unmittelbaren Nähe zu haben, ja sogar in amtlichen Verkehr mit ihr zu treten — dies zu verschweigen fühlt sie sich nicht nur berechtigt sondern sogar dazu verbunden. Übrigens ist ihr Jugendverhältnis zu Ottmar dem Meister wohlbekannt, und er wird sich wohl seine eigenen Gedanken über diesen seltsamen Vorschlag Seiner Hochwürden zur Befetzung des Äbtissinstuhles machen.

Er tut das, während er, die Hände auf dem Rücken, mit langen Schritten den Raum der Länge nach durchschreitet, den Blick unter der gefenkten Stirn aufwärts ins Unbestimmte gerichtet. Die Sonne ist höher gestiegen; bei jeder Wanderung durchschneidet er die beiden schrägen Strahlen ihres Lichtblickes, und jedesmal versetzt er Milchstraßen von Staubsternchen in ein wildes Chaoswirbeln, das nicht zur Ruhe kommen kann.

So war Ottmar über die Lichtbrücke auf dem blanken Fußboden des Saales hin und her gegangen, während er ihr beredt ein Bild ausmalte von jenem Regensburger Zusammenleben, dem sie jetzt in ihrer Darstellung so sorgfältig aus dem Wege geht.

Und Renata fühlt mit plötzlicher Deutlichkeit, wie sonderbar sie mitten zwischen diese beiden Männer gestellt worden ist. Noch vor wenigen Tagen war der eine nur eine wehmütige Jugenderinnerung gewesen; selbst war er vor langen Jahren gänzlich aus dem Kreise ihres Daseins hinausgetreten, in dessen Mittelpunkt fest und unverrückbar der andere stand; und nichts hätte ihren Gedanken ferner gelegen, als die Vorstellung — Surcht oder Hoffnung — daß er wieder in ihrem Leben auftauchen würde. Und jetzt ist er da — schon eine Selbstverständlichkeit! Der Kreis ist eine Ellipse geworden mit diesen beiden Männern als Brennpunkten.

Zwei sehr verschiedene Männer. Schon äußerlich so verschieden!

Dort die hagere Gestalt mit dem energischen Profilgesicht, der gebogenen Nase, der bronzeharten Wange, dem scharfen Kinn, den geschnitzten Lippen, dem feurigen Blick des so klaren, blauen Auges; hier der stämmige, zur Fülle neigende Mann, dessen rundliches Antlitz von vorn gesehen am ausdrucksvollsten wirkt — mit seiner breiten steinartigen Stirn, von der zu beiden Seiten das dunkle Haar bis auf den Kragen herabfällt, dem weich modellierten Munde, dem Kinne mit dem Grübchen, vor allem aber dem seltsam tiefen Blicke der fast schwarzen Augen.

Dieser Blick ist jetzt nicht mehr mit jener ihm eigenen Richtung nach oben ins Leere gewandt; sondern er ruht väterlich besorgt auf ihr. Denn auch seine Wanderung ist ein paar Schritte von ihr wieder zum Stillstand gekommen.

Er hat alles gehört — nicht nur was sie mit Worten sagte. Sehr klar sieht er, daß der Hauptbeweggrund des Bischofs der ist, die Jugendgeliebte, zu der es ihn jetzt unwiderstehlich zieht (den Ketzerfreund seines Traumes!), in seiner unmittelbaren Nähe zu haben; er begreift gar wohl, daß es sich hier für Renata um die Wahl zwischen Ottmar von Winterstetten und ihm selber handelt. Wenn sie als Äbtissin im Mittelmünster sitzt, wo bleibt dann der erquickende Verkehr des geistlichen Vaters mit seiner geistlichen Tochter? Wenn auch die Besuche durch Jahre getrennt waren, so gestaltete sich dafür während derselben das Zusammensein um so traulicher, der Gedankenaustausch um so reger. Auch hat er die Hoffnung gehegt, in Zukunft das neueinzurichtende Stift Langenstein, das Haus ihres gemeinsamen Sinnens, diese Hochburg der Freunde Gottes in Franken, alljährlich auf längere Zeit besuchen zu können. Was ihm selbst der bisherige sparsame persönliche Verkehr mit Renata gewesen ist — frische, schattige Oasen, zu denen er hinblicken, auf die er zurücksehen konnte — hat er wohl gefühlt; aber ganz bewußt wird es ihm erst in diesem Augenblicke, da die Fortsetzung eines solchen Verkehrs in Frage gestellt wird.

Aber freilich — seitdem er seine Berge verlassen, um sich auf diese Wanderung zu begeben, hat sich so manches verändert. Seine eigene Achtung ist erfolgt, die Nachricht von der päpstlichen Sendung zweier Inquisitoren nach Deutschland hat sich bestätigt, viele sich gegenseitig stützende Gerüchte von bevorstehenden Gewaltmaßregeln verbreiteten sich,

einige Anzeichen des Anfangs sind sichtbar — wozu auch die ihm jetzt erst bekannt gewordene Unschuldigung der Kezerei gegen Renata bei dem Regensburger Bischofsstuhle gehört: — all dies läßt nur zu deutlich erkennen, daß eine Zeit der Unterdrückung und der scharfen Verfolgung der Freunde Gottes jeder Richtung bevorsteht. Da ist denn freilich die Sorge um die Sicherheit seiner Tochter Renata ungleich wichtiger als die Frage, wie ihr gegenseitiger Verkehr sich gestalten solle; — durch die Ungunst der Zeiten würde er vielleicht sowieso auf Jahre hinaus unterbunden sein. Und darin hat ja der Bischof recht, daß sie nirgend sicherer geschützt sein kann, als wenn er sie zur Äbtissin des Mittelmünsterstiftes macht. Und ferner: hat er nicht soeben selber gesagt, daß es von der größten Wichtigkeit für die Sache der Gottesfreunde in ganz Süddeutschland sei, in welchem Geiste dies große vornehme Stift geleitet wird? Hat er nicht eifrig gefragt, ob sie nicht wisse, wer für dieses Amt in Aussicht genommen sei? Nun, welche Antwort könnte ihm dann willkommener sein, als diese, daß seine eigene Tochter die Erwählte ist? Vorausgesetzt allerdings, daß sie ohne Skrupel diese Stellung übernehmen kann — ohne Einbuße ihrer Gewissensreinheit und ihrer Seelenruhe, denn auf deren Kosten darf weder ihre Lebenssicherheit noch die Förderung des religiösen Gemeinwesens erkaufte werden.

„Nun, was hast du denn auf diesen Vorschlag geantwortet, Renata?“

Seine weiche, tiefe Stimme tönt an ihr Ohr wie eine Glocke, die zu innerer Sammlung und Entscheidung ruft.

Über die Frage selbst macht sie stugen.

Keinen Augenblick hat sie es ernstlich in Erwägung gezogen, Abtrissin im Mittelmünster zu werden. Aber jetzt wo sie daran denkt, fällt es ihr auf, daß sie doch nicht abgelehnt habe. Dazu ist es ja gar nicht gekommen. Und sie ist froh darüber. Denn nach den Äußerungen des Meisters muß sie annehmen, daß er sie gern an der Spitze dieses Stiftes sehen würde. Ihr selber freilich war vor allem der Gedanke unerträglich gewesen, daß sie dadurch von diesem väterlichen Freunde getrennt würde; aber wie kann sie erwarten, daß ein ähnliches Gefühl in seiner Brust spricht? Was kann sie, ein schwaches Weib, ihm, dem Großen sein, der nur für das Gemeinwohl, für die sichtbar-unsichtbare Kirche Sinn haben kann?

„Ich habe noch nicht geantwortet, Meister. Bischof Ottmar wollte keine Antwort haben. Er meinte, es sei eine so wichtige Lebensfrage, und sie käme mir so unerwartet und plötzlich, daß ich mir Zeit nehmen solle, um mich mit diesem Gedanken vertraut zu machen und das Ganze in aller Ruhe zu überlegen. Ja, er ging rasch zur Thür hinaus, als er das gesagt hatte, gleichsam um zu verhindern, daß ich sofort etwas antwortete, wodurch ich mich dann später gebunden fühlte. Seitdem haben wir nicht mehr davon gesprochen — — wenigstens nichts Entscheidendes“, fügt sie, etwas zögernd, hinzu.

Denn freilich war ja in der Nacht diese Frage wieder zur Sprache gekommen, aber gewaltsam unterbrochen worden. Ihre in so grellem Lichte sich plötzlich offenbarende Ketzerei hatte in ihren Augen

zwar die Sache beendet — aber wie, wenn Ottmar es anders ansähe? Wenn er wohl gar einer der ibrigen würde? — Hatte nicht der Meister am Anfange seiner Predigt eine solche Wendung angedeutet? Würde das nicht die Sachlage von Grund aus ändern?

Der Meister hat sich auf die Ecke der vor ihr stehenden Bank niedergelassen.

Vielleicht trübt ein Schatten der Enttäuschung seinen Blick — möglich, daß seine Stimme freudiger und fester gellungen hätte, wenn ihm die Gewißheit geworden wäre, das Herz seiner Tochter habe sofort einen solchen Vorschlag abgelehnt, aber sie ist mild und ruhig wie immer, als er antwortet: —

„Ich kann es gar wohl begreifen, Kenata, daß du die Entscheidung aufschobst, bis du dich mit mir über eine so wichtige Frage beraten konntest.“

Kenata ergreift seine Hand.

„O Herr, seid ihr nicht der Meister, dem ich mich an Gottes Statt zu Grunde gelassen? wie sollte ich denn nicht vor allem wünschen, eine Frage, von deren Lösung der Rest meines Lebens abhängt, mit Euch zu besprechen? Aber eine so tröstliche Aussicht war mir ja nicht vergönnt! Konnte ich doch gar nicht hoffen, in nächster Zeit mit Euch zu sprechen.“

„Wieso denn nicht, Kenata? Hattet ihr es denn schon aufgegeben, mich diesmal zu sehen?“

„Mussten wir das nicht? Wußten wir doch, daß Ihr Bischof Ottmar in Lengefeld getroffen hattet und daß es Euch wohl bekannt war, daß er sich hier aufhält?“



„Eben. Und dabei konnte dir der Gedanke nicht einfallen: „Der Meister weiß, welches mein Verhältnis zu Ottmar von Winterstetten ist. Er muß sich sagen, daß mir die schwersten inneren Kämpfe bevorstehen. Daß sie auch diese neue Form annehmen sollten — die Gefahr, die eine solche Stellung mit sich führen könnte, in seiner unmittelbaren Nähe, in stetigem amtlichem Verkehr mit ihm — —“

Kenata zuckt leise zusammen. Die Hände, die in ihrem Schoße ruhen, drücken sich krampfhaft ineinander. Sie hat ja diese Seite der Sache mit keiner Silbe berührt! aber der Meister hat sie sofort gesehen, hat sie als selbstverständlich betrachtet . . . !

Der Gottesfreund hat ihre Bewegung bemerkt — nach einer unwillkürlichen, fast unmerklichen Pause fährt seine Stimme ebenso ruhig und bedachtsam fort: —

„Dies hat er zwar nicht ahnen können, aber er kennt die Hauptsache: er weiß, was in den Jugendentagen zwischen mir und Ottmar hier und in Regensburg vorgefallen ist. Er ist ein Kenner des menschlichen Herzens und versteht gar wohl, welche Gefühle rege werden müssen, welche Flammen aus alter Asche nur zu leicht hervorbrechen können, wenn wir beide uns begegnen — und nicht von ohngefähr, denn sicher ist Bischof Ottmar nach Burg Langenstein gereist, weil ihn die Sehnsucht trieb? All das wird er sich sagen. Sicherlich wird er seine Tochter nicht im Stiche lassen, daß sie ohne seinen Beistand so schwere Lebenskämpfe durchkämpfen müsse.“

Er legt seine Hand auf Kenatas Schulter: —

„Konnte dir kein solcher Gedanke kommen, meine Tochter?“

„Er ist mir wohl gekommen, Vater! aber ich durfte mich ihm nicht hingeben. Schon ihn zu hegen erschien mir ein Unrecht. Ihr habt eine so große Lebensaufgabe vor Euch. Wichtigere Dinge nehmen Euch in Anspruch als die Seelennot des Einzelnen — selbst der Einzigen, die sich Eure Tochter nennen darf.“

„Nicht der erste Gedanke war ein Unrecht; der zweite war es, wie du siehst. Ein Unrecht, das du meiner Liebe tatest.“

Renata ergreift seine Hand und küßt sie.

„Und heißen, unaussprechlichen Dank für solche Liebe! Aber würde ich ihrer wert sein — und Gott weiß, ich bin es wenig genug! — aber würde ich ihrer nicht zehnfach unwürdiger sein, wenn ich gewünscht hätte, daß Ihr Euch um meinerwillen in Gefahr begeben, ja daß Ihr meinerwegen sogar — —“

„Den Kopf in die Höhle des Löwen steckt, wie der brave Konrad heute früh sagen wollte, als ihm die Worte in der Kehle stecken blieben, weil er diesen Löwen mit gezähmten Schritten mir auf den Serfen folgen sah. Nein, ich denke nicht, daß er mich verschlingt, sowenig wie jener Leu den Androcles zerreißen wollte. Denn tatsächlich habe ich ihn von einem Dorn befreit, der ihm tief ins Fleisch gedrungen war. Wenigstens will es mich bedünken, als ob der schlimmste Stachel ausgezogen wäre.“

„Ihr sprachtet von Bischof Ottmar in Eurer Predigt, als von einer Dämmernatur, in deren Gemüt sich der Kampf zwischen Sinisternis und Licht zum

guten Ausgang wende. Wird er wohl einer der Unsrigen, ein Gottesfreund, werden?“

„Ich denke, daß er dazu schon stark auf dem Wege und daß der Ohnmachtszustand, in dem ich ihn auf dem Kalvarienberg fand, eine jener schweren Krisen war, die besonders bei starken und feurigen Naturen dem Durchbruch zur inneren Klarheit vorgehen. Von dem Ausgange dieses Seelenkampfes wird es aber wohl abhängen, was du in der Mittelmünsterfrage antworten willst und — Kannst.“

Kenata nickt.

Der Gottesfreund erhebt sich.

„Augenblicklich heißt es, ihn heil durch das körperliche Sieber zu bringen, das dem geistigen gefolgt ist, und das der Nachttau herbeiführte, dem er sich nach der glühenden Tageshize so unvorsichtig aussetzte.“

„Und wenn ihn das Sieber tötet? — so bin ich seine Mörderin — ja, ich! Ich habe ihn in die Nacht hinausgejagt, krank wie er war, krank am Gemüt, — vielleicht auch schon am Körper!“

Sie hat sich an die Brust des väterlichen Freundes geworfen.

Die anhaltende seelische Spannung dieser Tage: die vielfache Sorge und Angst — die Bedrängnis von außen und von innen — der Kampf mit der Liebe und mit dem Geliebten — schließlich die schmerzliche Krönung durch den furchtbar schmerzlichen Sieg — all dies löst sich jetzt in einem fast krampfhaften Schluchzen aus. Gestützt von seinem kräftigen Arm, den Kopf an seine Schulter lehrend, weint sie lange laut schluchzend, dann nach und nach stiller werdend,

durch den Glockenklang seiner Stimme mehr noch als durch seine Worte beruhigt.

Endlich läßt er sie wieder auf die Bank niedergleiten und bittet sie, ihm nun zu sagen, was sich denn eigentlich zugetragen habe.

Zuerst stammelnd, nach Worten suchend und von Seufzern unterbrochen, dann nach und nach ruhiger berichtet Renata die Geheimnisse der Nacht, von dem Augenblick ab, wo Ottmar, den Beweis des Verrates in der Hand, ihr Gemach betrat, um sich mit ihr über die erforderlichen Maßregeln zu beraten, bis zu dem Augenblick, wo er, von ihrem furchtbaren Worte wie vom Bannstrahl getroffen, gleich einem Wahnsinnigen zur Thür hinausstürmte.

Mit manchem leisem Kopfschütteln und unwillkürlicher Handbewegung lauscht der Gottesfreund ihrer Erzählung. Jetzt erst sieht er klar nach allen Seiten und begreift, daß die Sachen viel verwickelter und schwieriger liegen, als er sich es vorgestellt hatte.

Seufzend erhebt er sich — denn auch er hat wieder Platz genommen.

„So bin ich also doch zu spät gekommen, und mein tapferes Kind hat ganz allein seine Sache, ohne meine Hilfe, durchkämpfen müssen, bis zum bitteren Ende. Nun, vielleicht ist es besser so. Eigener Sieg ist doppelter Sieg.“

„Und wenn ich ihn durch solchen Sieg getödtet hätte?“  
„Du hast getan, was du nicht unterlassen konntest. Darum Sorge dich nicht, sondern laß den Rest der Vorsehung anheimgestellt sein. Und, glaube mir, wenn das geschehen sollte, was du fürchtest, dann

wird es für ihn ein seligeres Ende sein, als wenn er seinen Willen durchgesetzt hätte. So wollen wir auch hier sagen: *Respice finem!*\*) Gewiß würde er den Tod ebenso gern aus deiner Hand nehmen wie Hugo.“

„Mein Gott! bin ich denn da, um denen, die ich liebe, den Tod zu geben!“

„Warum nicht, meine Tochter? Leben geben ist gemeinhin eine üppige Handlung der Selbstliebe. Ja das Leben ist recht eigentlich ‚der Sünde Sold‘ — dieses Leben nämlich. Und wenn Sankt Paulus — scheinbar umgekehrt sagt ‚der Tod ist der Sünde Sold‘, so kommt das auf dasselbe hinaus. Denn dies Leben ist ja eben der Tod unseres wahren göttlichen Selbstes, und ist auch schon von den Weisen alter Zeit so genannt worden.“

„So ist es, Herr, und doch ist der Gedanke schwer zu ertragen, die Geberin solcher Gabe zu sein.“

„Muß ich es dir nochmals sagen, mein Kind? Nicht auf die Gabe kommt es an, Honig oder Galle — das gilt gleich; die Gesinnung, die sie darreicht, ist alles. Deine Gesinnung war rein: — euch beide, und gewiß nicht zum wenigsten ihn, vor Sünde und Befleckung zu bewahren. Das kann nur zum Guten ausschlagen — so oder so. Also, *respice finem!* Doch das Ende ist noch nicht da. Komm, wir wollen keinen Augenblick mehr verlieren, um uns zu überzeugen, wie es dem Freunde — hoffen wir unserem Freunde und Gottes! — gehen mag.“

Mit diesen Worten öffnet er die Tür der Bodenkammer und läßt Kenata voranschreiten. —

\*) Sieh' nach dem Ende.

## Siebentes Kapitel.

### Der Weise gibt nach.

„Wie fandet Ihr ihn, nachdem er diesen schönen langen Schlaf genossen hat?“

Es ist spät nachmittags, und die beiden befinden sich unten, im fünfeckigen Zimmer.

Kenata sitzt am Tische und richtet die Frage an den eintretenden Gottesfreund, der die Tür behutsam und leise hinter sich schließt.

Sie führt in das Gemach Kenatas.

In diesem ist jetzt Ottmar untergebracht, da keine Rede davon sein konnte, ihn oben in der Turmkammer zu belassen. Die Burg kann keinen Raum bieten, der so bequem für seine Pflege läge, wie das große Zimmer mit dem geräumigen Kofen, der unmittelbare Verbindung mit der ‚Stadtstube‘ hat, wo der Eichenschrank allerlei Arzneien beherbergt. Zur andern Seite hat man die fünfeckige Kammer, die durch eine Thür mit dem Gemach verbunden ist, für den Meister eingerichtet, da er wünscht, sich in der Nähe des Kranken aufzuhalten; der ehemalige Inhaber dieses Raumes, Vincentius, ist ja abwesend und wird vorläufig nicht zurück erwartet.

„Wie fandet Ihr ihn, nachdem er diesen schönen langen Schlaf genossen hat?“

„Der Schlaf hat Wunder gewirkt. Er muß eine sehr starke Natur haben.“

„Die hatte er von je, und seine Enthaltſamkeit wird auch das ihrige getan haben. Ein ſo abgehärteter Körper, glaube ich, bietet der Sieberglut keinen überflüſſigen und leicht entzündbaren Nahrungsſtoff.“

Der Gottesfreund rückt einen Stuhl für ſich zu recht und ſetzt ſich ihr gegenüber an den Tiſch.

„Du haſt ganz recht. Sein Körper iſt ein harter Knochen für den Sieberdrachen. Aber ſeine Seele hat Feuerſtoff im Überfluß und macht mir viel zu ſchaffen. Er hat ſich ſchon wieder aufgereggt wegen einer Sache, bei der es mir nicht klar iſt, ob es ſich um einen Sieberwahn oder um Wichtigeres handelt. Er ängſtigt ſich wegen eines Briefes, deſſen Abfaſſung durch die Erlebniffe der Nacht unterbrochen wurde. Es war dies ein Schreiben an den Kanzler in München, das nach Regensburg geſchickt werden ſollte. Er regte ſich ſo ſehr darüber auf, daß ich ihm ſchließlich meine Dienſte anbot, damit er mir den Brief in die Feder diktiert. Ich tat es ſehr gegen meinen Willen, denn ich fürchtete, daß dieſe Anſtrengung ihm ſchaden könnte. Mein Verſuch, ihm die Sache auszureden, reizte ihn aber dermaßen, daß er faſt in Verzweiflung geriet. So wählte ich das Kleinere Übel; aber meine Furcht beſtätigte ſich nur zu ſehr. Bald wurden ſeine Gedanken wirr, und ſeine ohnmächtigen Verſuche, ſie zu meiſtern, ſteigerten ſeine Körperhitze wieder beträchtlich. Mein Verſprechen, die Arbeit morgen wieder aufzunehmen, wenn er ſich ſein ſtill verhielte und das Sieber nachgelaffen habe, beruhigte ihn etwas — immer wieder rechnete er ſich ſelber vor, daß der

Brief noch rechtzeitig ankäme, wenn er nur morgen nachmittag mit einem gut berittenen Boten nach Regensburg abginge . . . wenigstens verstand ich, was er murmelte, so.

„Und gewiß richtig. Der Brief soll eben dort dem Samulus übergeben werden, um durch ihn nach München befördert zu werden.“

„Das mag sein. Warum aber unser aller Sicherheit davon abhängen soll, seh' ich nicht ein, da es sich doch nur um die bevorstehende Einweihung der Dominikanerkirche in Regensburg zu handeln scheint. Darin kann ich nur Sieberwahn erblicken.“

„Wenn aber der Zweck des Schreibens nicht in dem Inhalte läge, sondern lediglich darin, seinen Samulus recht weit von hier zu entfernen?“

Mit einem überraschten Blicke sieht sie der Meister an.

„Meinst du das, Renata, dann möchtest du wohl auch imstande sein, mir den Schlüssel zu diesem Rätsel auszuhändigen. Du mußt mir genau sagen, wie es sich mit jenen Beweisen des vom Samulus verübten Verrats verhält, von denen du mir heute früh sprachst. Vergiß oder übergehe nicht den geringfügigsten Umstand, denn das Kleinste kann von Wichtigkeit sein.“

Die fünfeckige Kammer bietet wenig Raum für eine Wanderung. Aber während Renata berichtet, durchmißt er den rauhen Fußboden in schräger Linie, den Blick beharrlich nach dem Rande der niedrigen Deckenwölbung gerichtet, als ob dort eine schwer zu ntziffernde Inschrift stände.



Kenata schweigt.

Der Gottesfreund bleibt stehen.

„So war es denn kein Sieberwahn! Und diese angefangene Beratung — die Ausführung der kräftigen Maßregeln, die er sich ausgedacht hatte — Gefangennahme des Wirtes und des Hergpredigers —: daraus ist nichts geworden?“

Kenata schüttelt den Kopf.

„Schlimm, recht schlimm . . . Die böse Folge der aufbrausenden Leidenschaft! . . . So wirfst sie, was der vorbeugende Verstand ausgedacht hat, über den Haufen, schwemmt es weg, als wäre es nicht dagewesen und setzt seinen eigenen Gegenstand wehrlos der Vernichtung aus!“

Er hat seine Wanderung wieder aufgenommen. Ein paarmal durchquert er den Raum, bleibt dann mit einem Ruck vor ihr stehen und ruft den Blick von der Decke zurück, um ihn fest auf ihr ruhen zu lassen: —

„Kenata! Du mußt fort von hier.“

Sie sieht ihn verwundert und beunruhigt an.

„Du mußt nach Regensburg.“

„Sofort!“

„Gleich nach Eintritt der Dunkelheit.“

„Sollt — und allein?“

„Ja, das heißt mit genügender Bedeckung. Konrad und einige der Knechte — sagen wir Kunz, Hermann, Fridolin, Bruno und noch ein paar von den beherztesten und handfestesten. Dürfte ich die Sache mit Bischof Ottmar besprechen, so würde er ja seine Reifigen aufsitzen lassen. Aber er darf ge-

rade jetzt nicht durch solche Fragen aufgeroget werden. Auch werden ja die deinigen genügen. Sollten sich schließlich einige Bauern zusammenrotten, um euch den Weg zu verlegen, was sehr unwahrscheinlich ist, so hätte das wenig zu sagen. Konrad und die Seinigen würden ja für dich den Teufel aus der Hölle jagen. O, ich habe sie durch meine heutige Predigt zu deinem Schutze gut gewappnet!“

„So sollte ich Ottmar jetzt verlassen?“

Ein mildes Lächeln huscht über die beweglichen Lippen des Meisters. Es ist das erste mal, daß Renata den Bischof einfach mit seinem Rufnamen nennt.

„Das ist das beste, was du jetzt für seine Genesung tun kannst. Wenn ich ihm morgen sage, daß du in Sicherheit bist, so wird das zu seiner Ruh und zum Schwinden des Siebers mehr beitragen, als irgendeine Arznei.“

„Meinst du das gewiß? Du wirst freilich wissen — oder glaubst zu wissen — daß ich in Sicherheit bin. Er aber weiß dann nur, daß ich nicht hier bin, wo er sieht und hört, was vorgeht. Was kann da der geschäftige Sieberwahn sich nicht alles ausmalen von abenteuerlichen Gefahren, die mich unterwegs umgeben, und wie sehr können solche Vorstellungen nicht seinen Zustand verschlimmern?“

Der Gottesfreund macht eine halb ungeduldige, halb verzweifelnde Bewegung.

Ihr Einwand hat Hand und Fuß, aber er sieht sehr wohl, daß ihr dieser nicht von der Furcht vor schädlicher Rückwirkung auf den Siebernden einge-

geben wird, sondern von ihrem Widerstreben, sich von dem Kranken Geliebten zu trennen.

„Wenn das auch die erste Wirkung wäre, so dauert es doch nicht lange, bis die Botschaft käme, daß du in Regensburg bei deinen Verwandten gut aufgehoben bist.“

Renata wagt es nicht, seinem Blicke zu begegnen. In stummem Kampfe mit sich selber ringt sie ihre Hände im Schoße.

„Vater! ich kann ihn jetzt nicht verlassen!“

„Du kannst nicht! Nun, das entscheidet. Aber vielleicht“ —

Er sagt die Worte nicht, die ihm auf den Lippen schweben: — ‚vielleicht wird dies unser aller Unter- gang.‘

Allein der Klang seiner Stimme beunruhigt sie und sie blickt schnell auf: —

„Vielleicht — was wollt Ihr sagen?“

„Nur, daß du vielleicht auch gerade das Richtige triffst, und daß es in der That so am besten sein wird.“

Und er meint es auch so. Er glaubt zwar, daß eine solche Reise jetzt ohne sonderliche Gefahr unternommen werden kann. Aber könnte er sich nicht irren? Und wenn auch keine Gefahr von Menschen droht — das lauernde Gewitter kann sich unterwegs entladen, — unter einem Baume, wo sie Schutz sucht, kann der Blitz sie treffen, und müßte er sich dann nicht sagen: ‚hätte ich sie nur hier in der Burg bleiben lassen!‘ Er ist, obwohl noch ein gutes Stück vom Greisenalter entfernt, doch zu alt und hat zu viel von dem Lauf der Dinge gesehen, um ungestüm

auf die Durchführung seines Planes zu dringen. Im Streite mit Menschen heißt es: ‚der Klügere giebt nach!‘ Im Kampfe mit den Schicksalsmächten muß es heißen: ‚der Weise giebt nach!‘ Wo er einen geheimen Widerstand spürt, will er seine Sache nicht um jeden Preis durchsetzen. Er weiß, daß schließlich kein Menschenauge sieht, was das beste sein mag . . . respice finem . . . er giebt es auf.

Der Gottesfreund tut es mit einem leichten Seufzer.  
Renata ergreift seine Hand.

„Und du zürnst mir nicht, Vater?“

„Dir zürnen — ! die du mit deinem sichern Gefühl sehr wohl das Richtige getroffen haben kannst, während mein suchender Verstand den Weg verfehlt haben konnte.“

Ihre Lippen öffnen sich, um eine Frage zu stellen, aber eine Handbewegung heißt sie schweigen.

Der Meister lauscht.

Mit leisen Schritten geht er zu der Thür, durch die er hereingetreten ist, und horcht.

„Ja, er spricht — er ist erwacht.“

Er drückt auf den Griff der Thür, die sich lautlos in den Angeln dreht, um ihn in das Gemach einzulassen. . . . .

Renata sitzt allein am Tische, den Kopf in die Hände gestützt.

Vom Gemache her vernimmt sie die beiden Männerstimmen: die glockentiefe, die in ruhigen Sätzen gleichmäßig ertönt, und die höhere, unharmonische, die nur kurze Fragen oder Ausrufe dazwischenwirft. Diese gedämpften Laute umweben sie mehr und

mehr mit einem wohligen Gefühle tiefen Geborgen-  
seins, einer inneren und äußeren Ruhe, die durch das  
Bewußtsein erhöht wird, einer großen Gefahr ent-  
ronnen zu sein: — hinauszugehen in die öde Fremde,  
um sich selbst in Sicherheit zu bringen! Sicherheit!  
— wo wäre die für sie zu finden, wenn nicht hier  
zwischen den beiden Männern, die sich in ihr Seelen-  
leben geteilt haben? Wie lebhaft empfindet sie jetzt,  
daß sie in ihrer Gesellschaft nichts fürchten kann.  
Und ginge es zum Scheiterhaufen, sie fühlt es: an  
ihrer Seite würde sie ihm ohne Zagen entgegen-  
schreiten, während sie, von ihnen getrennt, entfernt  
von dieser trauten Burg, in deren Mauern ihr  
ganzes Leben beschlossen ist, selbst in größtem Schutze  
sich eingeschüchtert wie ein verlassenes Kind fühlen  
würde.

„Man ist doch ein recht schwaches, mutloses Weib!“  
seufzt sie — und vermag dabei nicht einmal zu  
wünschen, daß es mit ihr anders stünde.

Eine geraume Weile hat sie so dageessen. Das  
Licht, das in das Zimmer dringt, gemahnt an  
die stark vorgeschrittene Nachmittagsstunde. Da  
kommt ihr der Gedanke, in die Stadtstube zu gehen,  
ob vielleicht unten an der Brücke etwas zu bemerken  
sei, was eine ungewöhnliche Bewegung in der Stadt  
verriete. Der Turmwächter hat freilich nichts ver-  
lauten lassen; aber es ist gut, sich einmal auf seine  
eigenen Augen zu verlassen, und nirgends hat man  
einen besseren Blick auf den Platz unter den Kastan-  
nien vor dem goldenen Stierkopf als von der Stadt-  
stube aus.

Hier trifft sie Gertrud an.

Das Fräulein steht am offenen Fenster, in der wilden Hoffnung, daß ihr vielgeschmähter Ritter gerade jetzt gegen Abend zurückkehren und über die Brücke reiten möchte. Angeblich freilich befindet sie sich hier, weil sie aus dem Schranke etwas Leinen zum kühlenden Umschlag für den Bischof haben will und hat das Fenster geöffnet in der angeblichen Absicht, etwas Luft zu schöpfen.

„Was mag wohl die beiden Bärgersteute dort unten so sehr erregen? Sieh, Kenata! Ein Dritter tritt hinzu — das scheint ein Bauer zu sein — sie zeigen ihm etwas — wie er sich bekreuzt! . . . Es scheint, daß sie oben am Kalvarienberg etwas Auffallendes entdecken.“

„Das tun sie auch,“ antwortet Kenata, die jetzt neben ihr steht. — „Sie sehen, daß das Kruzifix fehlt.“

„Das Kruzifix?“

„Ja, das hast du wohl noch nicht gehört?“

Gertrud schüttelt den Kopf und blickt sie sprachlos an. Ist sie schon eine Gottesfreundin, so hat sie doch immer das Kruzifix am Kalvarienberg, dies heilige Wahrzeichen der ganzen Gegend, mit inbrünstiger und etwas abergläubischer Verehrung betrachtet.

„Es wurde von dem einzigen Blitzschlag dieser Nacht zerschmettert. Der Meister erreichte den Gipfel gerade, als es geschah. Er sah auch Bischof Ottmar hinstürzen und glaubte, er wäre getroffen. Er war jedoch, Gott sei Dank, unverletzt; keiner der umherfliegenden Splitter hatte ihn verwundet.“

„Mein Gott, welche Warnung!“

„Warnung?“

„Nun ja! Daß er in sich gehe und sich bekehre.“

Sie denkt an die allgemeine Schlechtigkeit Ottmars von Winterstetten, die sich für sie in der Tötung ihres Bruders zusammendrängt, fügt aber schnell hinzu:

„Hat er doch die Sünde wider den heiligen Geist begangen, als er den Preis auf den Kopf des Meisters setzte. O, glaube mir, wenn er sich nicht schleunigst bekehrt, wird dies Sieber sein Tod werden.“

Sie blickt der Schwägerin tief in die Augen, und in dem Blicke liegt etwas Spähendes. Wird der Gedanke Renata erblaffen machen? Diese gibt jedoch den Blick ruhig zurück: —

„Besinnst du dich nicht auf das, was der Meister am Anfange seiner Predigt sagte? von der Dämmernatur, in die er soeben hineingeschaut habe, in welcher Licht und Finsternis rangen, wo jedoch das Licht obliegen werde?“

„Wir müssen hoffen, daß es so wird“, murmelt Gertrud.

Dabei fühlt das Mädchen fast mit Schrecken, wie schwer ihr dieser Wunsch fällt. Denn muß sie nicht den Bischof lieben, wenn er ein Gottesfreund wird? Sie kann nicht umhin, in ihrem Herzen den bösen Gedanken zu lesen, daß Ottmar von Winterstetten sterben möchte.

„Denn“, fügt sie hinzu — und mit unbewusster Kasuistik geht die Begründung sowohl auf den

geäußerten als auch auf den geheimen Wunsch — „denn wie leicht kann jetzt nicht die geringste Kleinigkeit zur Entdeckung führen! Hast du auch daran gedacht, Renata? Jeden Augenblick kann beim Bischof die Ahnung aufsteigen, wer dein Kaufmann ist.“

„Wohl hab' ich daran gedacht, Gertrud. Aber sei getrost! Diese Ahnung ist sicher schon bei ihm zur Gewißheit geworden.“

„Meinst du? Und so ruhig sagst du das!“

„Ich sage das ruhig, weil darin keine Gefahr für den Meister liegt. Im Gegenteil, es wird für uns alle der größte Segen sein.“

Gertrud schüttelt ungläubig den Kopf. „Wie jener unselige Mann Renatas Seele in seine Gewalt bekommen hat!“ denkt sie.

„Möcht' es nur so sein, wie du glaubst, Renata!“

Mit dieser etwas skeptisch geäußerten Hoffnung tritt sie vom Fenster zurück, sucht noch im Schranke die leinenen Stücke aus und verläßt die Stube durch die kleine in den Alkoven führende Thür. — —

Renata bleibt am offenen Fenster stehen.

Wie oft hat sie schon hier zu dieser Tagesstunde gestanden und ihren Blick hinaus-schweifen lassen über das Städtchen und die hügelige Gegend, worauf das Licht der sich neigenden Sonne immer wärmer und farbiger strahlt:

An dem Abend von Ottmars erster Ankunft, als der Vater sie in die Stadtstube geschickt hatte, dort einen kleinen Festtrunk aufzutragen, um das fröhliche Er-



eignis zu feiern, daß sein alter Freunda uf Winterstetten ihm seinen Sohn schickte, damit der Junker unter seiner Leitung sich in der rechten Ritterart ausbilde. Wie unruhig ahnungsvoll hatte sie da in die Ferne geblickt, wie jugendlich hatte die Wange ge-  
glüht, die von dem herben Hauch des kühlen April-  
tages gefächelt wurde . . . .

Dann an dem Abend, nachdem Ottmar in einer  
Frühstunde so unerwartet verschwunden war, einige  
flüchtige Zeilen hinterlassend, die in Rätselsprache  
von einem verhängnisvollen, ihn von dannen jagen-  
den Zwange kündeten. Es war spät im Herbst, rote  
Blätter der Obstbäume trieben vorüber und traurig  
kreischte der Wetterhahn, der Wache hielt über der  
verlassenen Kammer des Kleinen Turmes . . .

Nach ihrer Rückkehr von der Saftnachtszeit in Re-  
gensburg. Ein graues Tauwetter, der Schnee  
schmolz und träufelte vom Dach herunter. Die  
Dohlen des Burgfelsens flatterten unstill wie riesen-  
hafte Kufflocken vorüber. Mit tränenschweren Augen  
sah sie undeutlich die schneegepresenkelte Häusermasse  
durch den zerrissenen Rauchsleier, den der Wind un-  
gestüm hin und her zerrte. . . .

So manchesmal während ihres Ehelebens, beson-  
ders in dessen letzter Zeit, als Hugo drinnen im Al-  
loven das Bett hütete — bis zum letzten Abend, als  
sie das sarazenische Gläschen aus dem Eichenschrank  
und dem Ebenholzschrane geholt hatte und nun  
zögernd hier stand . . . Ein trüber Sonnenunter-  
gang ergoß sein Licht über das Städtchen. Die  
Stromschnellen des vom Regen angeschwollenen

Stusses schickten laut und drohend ihr Brausen her auf . . .

Und dann das legtemal, als sie hier die Rückkehr Konrads mit der Meldung über die Steuche erwartete, während hinter ihr Gertrud die Sachen zusammenpackte für jenen Stadtbesuch, der durch die unerwartete Ankunft Ottmars verhindert wurde.

Alles ist jetzt so ganz wie damals!

Dieselbe Glut, dieselbe Schwüle, derselbe Geruch nach Torf- und Reifigfeuer, heraufschwebend aus dem bläulichen Netz, das, aus den Rauchfäden der Schornsteine gewoben, über dem Städtchen ausgespannt ist. Links von ihm bis zu den tännichtgesäumten Höhen strecken sich die Roggenfelder, einfarbig, gleich gestrichenen Flächen. Kein Windhauch läuft über sie hin und rührt das Ährenmeer auf in silbernen Wogen. Frühzeitig weißgelb harrt das Korn unbeweglich des Schnitters. Unten glitzert das Spiegelbild des verborgenen Wirtshausschildes wie damals mit dem frechen Blinken eines Späherauges, und im Kirchturme drüben beginnt das Abendläuten, das — wie damals — an ein Sterbeglöcklein gemahnt.

. . . Damals — am Montag war es . . . vor vier Tagen.

Nur vier Tage! Ihr erscheinen sie ein halbes Leben! Und sind nicht auch alle Hauptereignisse ihres Lebens in diesen Tagen ihr immer wieder und wieder mit allen Einzelheiten leibhaftig durch die Seele gegangen? Was enthielt nicht schon jene eine Stunde in der Gartenlaube, wo sie die Bestätigung alles dessen erhielt, wovon sie freilich immer über-

zeugt gewesen war, aber doch nur mit jener Überzeugung des Irratens, der es noch ein geheimes sehnfüchtiges Bedürfnis ist, sich vergewissern zu können!

Vier Tage! Was war in der Zeit nicht alles geschehen! Was wird sich ereignet haben, wenn wiederum vier Tage ins Land gegangen sein werden! — Wenn? Würden überhaupt noch vier Tage kommen? Noch drei? noch zwei? Für die Welt gewiß — für die drei Bürger, die dort unten im Schatten des Kastanienbaumes ihre Krüge leeren, für den Bauer, der über die Brücke mit seinem Planwagen fährt — — aber für sie?

Der Gedanke erschüttert ihr Innerstes mit einem Schauer, der nicht aus Furcht geboren ist. Es ist ein unsagbares Gefühl erhabenster Feierlichkeit, das sie ergreift. Der eisige Geisterhauch des Ewigen durchfröstelt sie mitten in all dieser schwülen Glut. — —

Als sie in die fünfeckige Kammer tritt, legt der Gottesfreund die Feder von sich, mit der er gerade einige Aufzeichnungen gemacht hat, und tritt ihr mit einem aufmunternden Lächeln entgegen.

„Erheblich viel besser“, beantwortet er ihren fragenden Blick. „Nur braucht er noch viel körperliche und seelische Ruhe. Letztere würde er jetzt fast haben, wenn nicht eine sehr tiefe Unruhequelle noch immer flösse.“

„Welche meint Ihr, Herr?“ fragt Renata, und erröthet, weil sie es errät.

„Ich meine, was heute Nacht zwischen dir und ihm da drinnen vorgefallen ist. Das drückt zentner

schwer auf sein Gemüt und lähmt seine Lebensgeister. Er wähnt sich aus deinem Herzen verbannt, durch derste Abscheu gebrandmarkt. Nun weiß ich ja, daß du dies tödliche Alpdrücken durch einen Blick, einen Händedruck von ihm wegnehmen kannst. Nicht wahr, wir wollen nicht zögern, ihm diese Wohlthat zu erweisen, die für sein Befinden ein größeres Wunder wirken wird, als alle medizinischen Berühmtheiten Europas es tun könnten.“

Er geht nach der Thür, die er leise öffnet — erst ein wenig, um hineinzuspähen, dann ganz — und läßt Renata eintreten.

Als sie das thut, öffnet sich die gegenüberliegende Tapetentür des Alkovens, um die Gestalt Gertruds hinauszulassen. Ein schneller Blick zeigt Renata, daß Mutter Ursula nicht mehr anwesend ist.

Der Widerschein eines trüben Sonnenunterganges erfüllt das Gemach mit unsicherem Lichte. Gegenüber, im Schatten des Alkovens, auf den sie zuschreitet, erhebt sich ein blaßes Gesicht vom Kissen des großen Eichenbettes.

Renata bleibt plötzlich in der Mittedes Zimmers stehen.

Sie muß an sich halten, um nicht einen leisen Schrei auszustossen: — so überwältigend wirkt die Ähnlichkeit zwischen jetzt und damals. Ihr ist einen Augenblick zumute, als ob es nicht Ähnlichkeit, sondern Selbigkeit wäre — als ob in diesem Raume die Zeit um fünf Jahre zurückgeschneilt wäre.

Saft bedarf es der Anwesenheit des Kaufmanns, der hinter ihr in das Gemach tritt, um sie aus dieser Wahnvo llung herauszureißen.

Und es ist, als ob die Nähe dieses Mannes jener lebhaften Erinnerung an ihre bitterste Stunde den schärfsten Stachel nähme. Als sie dem Alkoven zuschreitet, sagt ihr eine verheißungsvolle innere Stimme, daß gerade hier noch — und zwar recht bald — jene Erinnerung den letzten Rest ihres Stachels verlieren soll und die volle erlösende Veröhnung sich einfänden werde. Diese innere Stimme spricht mit demselben Ewigkeitsklange, wie jene Frage am Fenster der Stadtküche, welche sie so feierlich wie mächtiges Orgelgebraus durchfröstellte.

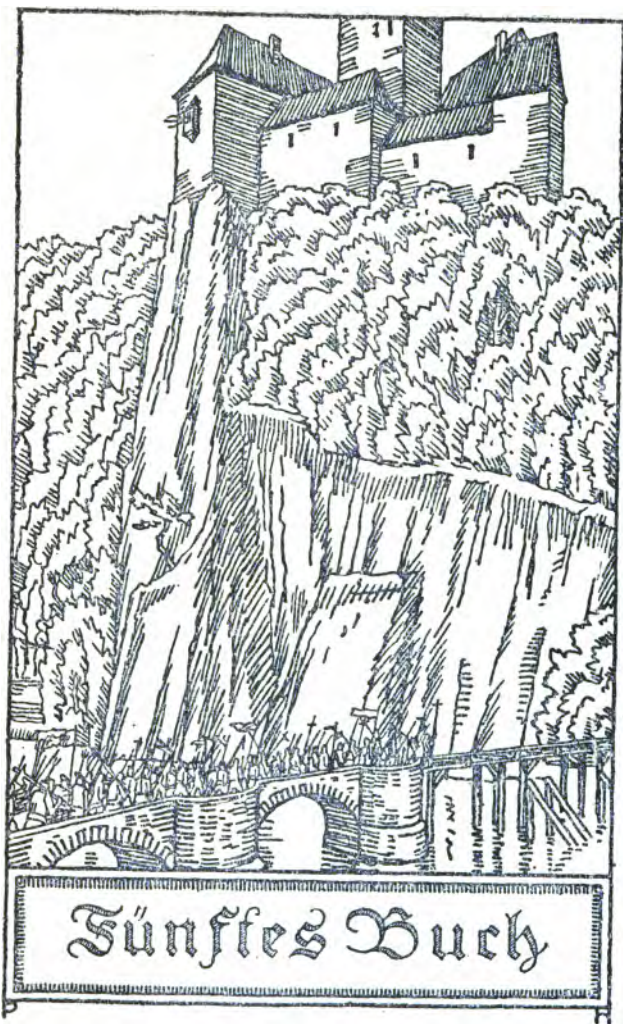
So tritt sie festen und leichten Schrittes über die Alkovenstufe, an der Ottmar gestern strauchelte.

Es zeigt sich sofort wie sehr der Meister recht hatte.

Schon ihr Eintreten und Nahen, noch mehr ihre Stimme — sind die Worte auch nur alltägliche Fragen, wie man sie an einen Leidenden richtet — am meisten aber das sanfte Streicheln ihrer Hand übt eine zauberhafte Wirkung auf Ottmar aus.

Dieselbe Hand reicht ihm bald danach den Labetrunk, der seine Nachtruhe herbeiführen soll, und als er einschláft, hált er ihre Rechte noch in der seinigen.

An den Pfosten des Alkovens gelehnt, betrachtet der Kaufmann die beiden mit einem Blicke voll väterlicher Güte.



Fünftes Buch



## Erstes Kapitel.

### Die Überraschung im fünfeckigen Zimmer.



n der fünfeckigen Kammer sitzen Kenata, der Meister und Ottmar beisammen.

Zwölf Stunden ununterbrochenen Schlafes haben Ottmar so gestärkt, daß er am Nachmittage das Bett mit einem Sessel vertauschen kann.

Er hat ‚dem Kaufmanne‘ einen Teil des Münchner Briefs in die Feder diktiert. Da jedoch diese anfangs wohltuende Arbeit ihn bald zu ermüden anfang, hat der Meister ihn überredet, sie zu unterbrechen.

„Ich habe hier den Rest,“ sagt Ottmar, mißmutig auf einige Papierstücke zeigend, die seinen Entwurf enthalten, den er beim Diktat benutzt hat. „Es wäre zwar zur Not brauchbar, wie es ist. Ihr werdet aber nimmer daraus Flug werden; das könnte höchstens mein Samulus.“

Der Gottesfreund schüttelt lächelnd den Kopf, nachdem er einige Sekunden lang die seltsamen Schriftzüge betrachtet hat.

„Ja, hätten wir nur den jungen Mann hier —!“



„Pst“, unterbricht ihn Ottmar mit einer entsetzt abwehrenden Bewegung — „Ihr wißt nicht, was Ihr wünscht.“

Renata, die gerade hereintritt, erbietet sich, den Versuch zu machen.

„Ich konnte deine Schrift in alten Tagen deuten . . .“

„Ja, sie ist aber indessen viel schlimmer geworden.“

Ottmar nimmt ihr das Blatt aus der Hand.

Ungeduldig hat er sie erwartet. Nun ist sie endlich da, und sie sollte sich hinsetzen, um die Arbeit des Samulus zu verrichten!

„Wir wollen uns durch ein Stündlein Pause erfrischen. Der Brief kann dann noch immer vor Abend fertig werden.“

„Wie wäre es, wenn wir unterdessen unsere Baupläne vornähmen?“

„Ein trefflicher Gedanke! Wir haben zusammen den Entwurf für die Kapelle betrachtet. Nunmehr wollen wir unter der Leitung unseres baukundigen Freundes die größeren Grundrisse durchgehen.“

Bald sind die Pläne aus der Bibliothek herbeigeht und auf dem Tisch ausgebreitet.

Sie beugen sich darüber — Ottmar im Sessel sitzend, der mit Lederkissen wohl gepolstert ist, der Kaufmann und Renata ihm zur Seite stehend, alle drei in die Linien des Grundrisses vertieft, während der Kaufmann mit dem Zirkel den beiden irgendeine Einzelheit zeigt: als die Tür zum Gange plötzlich aufgerissen wird.

Ottmar sinkt in die Kissen zurück mit einem Blick, als ob er ein Gespenst sähe.

Vincentius steht vor ihnen.

Der junge Mann, der mindestens ebenso überrascht ist, wie sie es sind, stammelt Entschuldigungen hervor.

„Ihr braucht Euch nicht zu entschuldigen, Herr Samulus“, antwortet Renata. „Dies Zimmer war Euch ja überlassen. Da Ihr aber wenigstens vorläufig nicht zurück erwartet wurdet, nahmen wir es der bequemen Lage wegen in Gebrauch. Seine Hochwürden hat nämlich wegen heftigen Unwohlseins die abseits gelegene Turmkammer mit diesem Gemach nebenan vertauscht, das ich zuerst für meinen hohen Gast bestimmt hatte.“

Mit Bestürzung und Besorgnis in den Zügen, will Vincentius sich nach dem Befinden seines Vorgesetzten erkundigen, wird jedoch an der Schwelle scharf abgewiesen: —

„Wie kommt es, daß Ihr hier seid, da Ihr doch in Regensburg sein solltet?“

„Ich habe Euer Hochwürden zu melden, daß meine Reise sich sofort in Telheim als mißlungen herausstellte. Denn niemand konnte auch nur einen Augenblick annehmen . . . daß . . . hm . . . daß . . .“

Vincentius' Blick schweift unschlüssig zwischen Bischof und Kaufmann hin und her.

Der erstere beruhigt ihn rücksichtlich des letzteren.

„Sahrt nur fort im Texte. Ihr könnt frei reden.“

Vincentius verbeugt sich.

„Niemand, sage ich, konnte auch nur einen Augenblick annehmen, daß der alte Volksänger, den die Telheimer festgenommen hatten, und der allerdings verbotene Schriften bei sich führte, der große Gottes-

freund sei. Ich fand deshalb nichts anderes zu tun, als ihn nach Regensburg zu schicken und selber hierher zurückzukehren.“

„Ich hatte Euch aber den weiteren Auftrag gegeben, bei der Beisetzung der Abtissin im Mittelmünster mein Stellvertreter zu sein.“

„Gewiß. Das hatte ich jedoch so aufgefaßt, daß dieser Auftrag unter der Voraussetzung stünde, daß ich mich überhaupt in Regensburg befände.“

„Ich entsinne mich nicht, einen solchen Vorbehalt gemacht zu haben.“

„Es macht mich tief unglücklich, Euer Hochwürden mißverstanden zu haben. Wie die Verhältnisse lagen, glaubte ich jedoch nicht, meinen Urlaub weiter ausdehnen und mich dadurch länger von meinem persönlichen Dienst bei Hochwürden fernhalten zu dürfen.“

Die Gesichtszüge des Bischofs sind zuerst verdrießlich, sogar zornig gewesen. Als er jetzt aber aufblickt, haben sie einen freundlichen Ausdruck angenommen. Offenbar sieht er ein, daß er dem jungen Mann doch Unrecht getan hat.

„Allerdings hätte ich sehr gewünscht, daß Ihr meinen Gruß an das Mittelmünster überbracht und der Verstorbenen in meinem Namen die letzte Ehre erwiesen hättet; indessen verdient Euer Eifer, Euren Dienst nicht länger zu versäumen, alle Anerkennung. In der That seid Ihr auch hier vermißt worden, und noch keine Stunde ist vergangen, seit der Wunsch laut wurde, daß Ihr zurück wäret, da Ihr der einzige seid, der das zu deuten vermag, was meine Feder zusammenbragt. So liegt denn schon Arbeit hier und wartet

Lurer. Mein Freund, Herr Johann Rind, Kaufmann aus Basel, dessen Ihr Euch wohl von Lengsfeld erinnert, ist so gut gewesen für Euch Dienst zu tun und hat mit sehr schöner Handschrift, was ich ihm in die Feder diktierte, aufs Papier gebracht. Es ist der Anfang eines Briefes an den Kanzler in München und betrifft die Einweihung unserer Ordenskirche. Diese Papiere enthalten einen Entwurf zur Sortierung. Seid also so gut, sobald Ihr Euch nach den Anstrengungen der Reise etwas erfrischt habt, Euch dieser Arbeit anzunehmen, dies abzuschreiben und das Schreiben nach meinen Entwürfen zu vollenden, — den Kanzleistil trifft Ihr besser als ich. Es war und ist meine Absicht, Euch mit diesem Briefe nach München zu schicken, eine Mission, die Euch an höchsten Stellen bemerkbar machen wird und durch die Ihr Euch mächtige Gönner gewinnen könnt. Also hier sind die Papiere. Eure Sachen werdet Ihr in der Turmkammer finden.“

Vincentius bedankt sich demütig für diese neue Gunstbezeugung seines Herrn und empfiehlt sich.

Nach den Schritten zu urteilen, die den Widerhall im Gange und auf der Treppe erwecken, scheint dieser musterhafte Samulus von dem seltensten Eifer, sich auf die Arbeit zu stürzen, befeelt zu sein.

„Wo mag nur Gertrud sein?“

Renata ist im Begriff sich zu erheben, aber Ottomar legt seine Hand auf ihren Arm.

„Laß deine Schwägerin bleiben, wo sie ist, wenn sie auch dem jungen Mann ein herzlicheres Willkommen bieten sollte, als dir wünschenswert er-

scheint. Wir haben hier etwas zu beraten, wobei sie am besten abwesend bleibt.“

Er steht auf, geht zur Thür, öffnet sie, späht hinaus, nach rechts und links, schließt und verriegelt sie.

„Mein Samulus ist ein Verräter, wie ich dir sagte. Er hat sich mit den schlimmsten aufrührerischen Volkskreisen der Stadt verschworen, mit dem Wirt vom goldenen Stierkopf und mit dem Zeger, dem Franziskaner, den herzubrufen er selber mich überredet hat. Mit ihrer Hilfe hegt er die vor Angst wahnsinnige Menge gegen ihre keßerische Herrschaft auf und zugleich auch gegen seinen eigenen Herrn, den er nicht ohne Grund beschuldigt, diese Dame zu beschützen. Dafür hab' ich schriftlichen Beweis. Wäre nicht die sündhafte Verwirrung meiner Leidenschaft dazwischen gekommen mit ihrem Sieber im Gefolge, was mir den ganzen gestrigen Tag und auch diesen zur Hälfte raubte, so würden diese gefährlichen Leute jetzt längst in Regensburg hinter Schloß und Riegel sitzen. Jetzt aber hat Vincentius sich auf dem Rückweg mit ihnen beraten können, und seid versichert, daß er sich dazu Zeit gegönnt hat, wenn er auch noch so eilig erscheint, was bei seinem schlechten Gewissen und seiner Angst vor Entdeckung nicht verwunderlich ist. Nun, das ist nicht mehr zu ändern. Es ist aber von größter Wichtigkeit, daß er wenigstens von hier aus nicht mehr mit ihnen in Verbindung tritt.“

„Das ist schon ausgeschlossen. Ohne meine Erlaubnis kann niemand unter irgendeinem Vorwand die Burg verlassen.“

„Gut.“

Ottmar blickt stirnrunzelnd vor sich nieder und streicht sich mit der Hand übers Kinn.

„Wir könnten ihn natürlich sofort festsetzen lassen. Das würde aber peinliches Aussehen machen und vor allem die ganze weibliche Besatzung der Burg, deine gute Schwägerin an der Spitze, in Erregung versetzen. Nein, wir wollen ihn am langen Seil halten. Einstweilen hab' ich ihm ja Beschäftigung gegeben, und ich zweifle nicht, daß er sich gänzlich der Arbeit widmen wird. Sollte er jedoch glauben, schon heute abend seine Münchener Reise antreten zu können, dann wird er sich wundern, wie besorgt ich um seine volle Nachtruhe bin. Morgen kann er in unserer Gesellschaft reisen. Denn wir dürfen jetzt nicht länger säumen, Kenata. Morgen, vor Mittag noch, müssen wir aufbrechen mit allem, was wir an wehrhaften Männern mustern können.“

Kenata neigt den Kopf.

„Ich werde sofort mit dem Hausmeier sprechen. Alles soll zu der Zeit fertig sein, die du bestimmst.“

„Und bis zuletzt wollen wir es unseren jungen Leuten verheimlichen. Ich meinem Samulus, du deiner Schwägerin.“

„Es wird schwierig sein, Gertrud von allen Vorbereitungen auszuschließen.“

„So lange wie nur möglich. Und daß sie dann nicht mehr mit ihm zusammenkommt. Ihr, Meister, folgt uns natürlich nach Regensburg.“

Der Kaufmann nickt.

„In meiner unmittelbaren Umgebung seid Ihr vorläufig sicher. Wohin gedenkt Ihr Euch aber von dort zu wenden? Denn wie die Zeiten sich gestalten, dürft Ihr in Regensburg nicht gar zu lange verweilen.“

„Ich gedenke entweder über Basel nach den Alpen oder über Straßburg nach den Vogesen zu gehen.“

„Wir werden erforschen, welcher Weg der sichrere ist. Mit einem bischöflichen Geleitsbrief und Empfehlungsschreiben versehen, könnt Ihr dann gewiß eine stille Zuflucht in den Gebirgen im Süden oder Westen erreichen. Ob du in Regensburg bleiben kannst, Renata, ist eine Frage, die wir unterwegs erörtern wollen. . . . Ich sprach von Vincentius' Nachtruhe: — soll er dort oben in der Turmkammer schlafen?“

„Wo du selber wählst.“

„Er ist dort so weit weg. Ich meine, es ist besser, ihn unter Aufsicht zu halten. Wenn du ein Polsterbett in der Stadtkube aufschlagen lassen kannst, habe ich ihn neben dem Alkoven gerade bei der Hand, die Tür kann sogar offen bleiben. Mir ist der Gedanke nicht recht, daß er so frei herumschleichen kann.“

„Dann wollen wir es so machen. Soll ich gehen und allein mit dem Hausmeier sprechen oder ihn rufen lassen?“

„Laß ihn lieber herkommen. Es ist besser, wir besprechen alles Nötige gemeinsam.“

## Zweites Kapitel.

### Vincentius unterwegs.

Vincentius nimmt mit jedem Sage zwei der hohen Wendeltreppestufen.

Der erste Blick überzeugt ihn, daß seine Papiere sich auf dem Tische der Turmkammer in der schönsten Ordnung befinden. Dort links die kirchlichen Angelegenheiten. Der Brief vom Mittelmünster richtig an seinem Plage. Mit zitternden Händen entfaltet er das Schreiben — leer! Kein beschriebenes Blatt darin! Er durchblättert die folgenden Papiere — wieder und wieder — nirgends das Gesuchte . . . Und wo ist der Brief des Kanzlers aus München? . . . Weggenommen!

Vincentius sinkt auf den Stuhl nieder. Kalter Schweiß perlt ihm auf der Stirn.

Es ist so, wie er die ganze Zeit fürchtete! Der Bischof hat in seinen Papieren sicherlich nach dem Kanzlerschreiben gesucht, hat dabei den Brief vom Mittelmünster geöffnet und den Entwurf gefunden, jenes doppelt verräterische Blatt, das seinen Verrat verrät.

Er ist diesem Manne auf Gnade und Ungnade in die Hände gegeben. Und hat er Grund auf Gnade zu hoffen? Hat er irgendeine Entschuldigung? — Keine! —

Es war am zweiten Abend kurz nach seiner Ankunft in Telheim, als er seinen furchtbaren Sehgriff entdeckte.



Gerade als er recht reisemüde das große Bett im besten Zimmer des Wirtshauses auffuchen wollte, war es ihm eingefallen, den Wortlaut des Briefes nachzusehen, den er bei Stephan dem Wirt für Bruder Martin zurückgelassen hatte. Denn der Entwurf mußte sich ja in seiner Tasche befinden. Er hatte ihn mitgenommen, damit er nicht umherliege, da er keinen sichern Aufbewahrungsort besaß. Aber kaum hatte er das Papier der Tasche entnommen, als seine Kniee so zu zittern anfangen, daß er sich auf die Bettkante setzen mußte.

Diese Krähensfüße, Adlerkrallen — nein, Teufelsklauen! So verschieden von seinen eigenen Schriftzügen, und so wohlbekannt! Der Entwurf des Bischofs zur Antwort an das Mittelmünster! Er entsinnt sich aber doch so deutlich, daß er diesen Entwurf nach Benutzung ins Schreiben des Stiftes hineingelegt hat! Also muß er zweifelsohne, durch einen Streich, den ihm der Böse selber gespielt, in seiner großen Eile die beiden Entwürfe verwechselt haben, und sein eigener, für den Brief an Martin verfaßter Entwurf befindet sich jetzt, in das Stifteschreiben hineingelegt, auf dem Tische der fünfseitigen Kammer!

Während jener Nacht kam kein Schlaf in seine Augen. Am liebsten wäre er spornstreichs zurückgeritten, obwohl er furchtsam im Dunkeln war und eine tödliche Angst vor Gespenstern hatte. Vergebens sagte er sich immer wieder, es wäre gar nicht wahrscheinlich, daß die Ruhe des verräterischen Blattes im Schoße der „kirchlichen Angelegenheiten“ gestört würde. Seine wache Angst flüsterte ihm fortwährend

zu, der Bischof könne jeden Augenblick irgendein Schriftstück suchen, das er seinem Samulus zur Aufbewahrung übergeben hatte, vielleicht den Brief vom Mittelmünster, ja höchst wahrscheinlich gerade den. Sofort war er von Kopf bis Fuß in Schweiß gebadet.

Am folgenden Morgen überzeugte er sich mit bereitwilliger Schnelligkeit von der Unschuld des alten Volksängers — wenigstens insofern als dieser nicht der gesuchte Erzkezer und überhaupt keine Person von Bedeutung war. Vincentius ließ ihn also nach Regensburg schicken und bestieg sein Klosterpferd, um vorläufig nach Weltenburg zurückzukehren, wo er übernachten mußte.

Zier hatte er eine lange und vertrauliche Unterhaltung mit dem Prior, den sein Bischof als einen klugen und in Kezerfragen erfahrenen Mann gelobt hatte.

Der Prior wunderte sich keineswegs, daß der junge Mann einen vergeblichen Ritt gemacht hatte. Er habe die ganze Zeit den Verdacht gehegt, daß dies Gerücht von der Sängerverkleidung des großen Gottesfreundes durch die Kezer selbst verbreitet werde, um den Bischof auf falsche Fährte zu locken. Viel eher solle man ein wachsames Auge auf reisende Kaufleute und auf Baumeister haben, denn dies seien die falschen Verkleidungen, die solche Begardenapostel mit Vorliebe benutzen. Besonders seien die Baumeister verdächtig wegen der erwiesenen Verbindung der geheimen Sekten mit den Bauhütten. Was aber die Burg Langenstein und ihren vermuteten Zusam-

menhang mit jenem Erzleher betreffe, so habe der Prior sie schon lange in ernstem Verdacht gehabt.

Da war — erzählte er — vor mehreren Jahren ein Reisender nach Weltenburg gekommen, um sich über die Donau setzen zu lassen. Ein Mann in mittleren Jahren mit kräftigen, Augen Zügen. Er gab sich für einen Baumeister aus, und als der Prior ihn in die Klosterkapelle führte und ihm ein wenig auf den Zahn fühlte, zeigte er auch wirkliche Kenntnisse in dieser Sache. Er ließ nichts davon verlauten, wohin er sich begeben wollte. Deshalb befahl der Prior einem jungen Mönche, dem Fremden auf der Spur zu folgen. Dieser führte nach Burg Langenstein; jedoch nicht durch das Städtchen und über die Brücke, sondern über den Kalvarienberg und den Steg, und zwar zur Zeit der Mitternacht. Er fand auf rätselhafte Weise Einlaß in die Burg; wann er aber diese wieder verließ, hatte der Mönch nicht erforschen können. Als jetzt der Prior vor einigen Wochen die Gerüchte von bevorstehenden Umbauten auf der Burg vernahm, war ihm jene Begebenheit wieder in den Sinn gekommen. Sie hatte sich zu der Zeit zugetragen, als der Burgherr Hugo von Laufen-Langenstein starb — also genau vor fünf Jahren.

Vincentius stuzte. Es fiel ihm auf, daß die Inschrift in Gertrud von Laufens Paulus-Verdeutschung von dem „Freund Gottes“ vom Sankt-Johannistag vor fünf Jahren stamme. Dies war wenigstens ein auffallender Umstand, der ihm zu denken gegeben hätte, wären seine Gedanken nicht gelähmt gewesen

durch die Angst vor der Entdeckung seines Verrates; sie stieg immer höher, je mehr er sich seinem Ziele näherte, und erreichte Sieberhöhe, als er über dem Städtchen den Bergfried auf dem Sels emporragen sah.

Aber trotz der Ungeduld, sich Gewißheit zu verschaffen und eine Entdeckung zu verhindern, die bestenfalls noch mit jeder Minute drohte, welche verging, bevor er seine fünfeckige Kammer betrat — obwohl er solcherweise den Angstsporn in der Seite hatte, konnte doch keine Rede davon sein, ohne Aufenthalt quer durch die Stadt zu reiten. Gerade in der Lage, in der er sich befand, war es für ihn von der äußersten Wichtigkeit, Zuverlässiges über die Zustände in der Stadt zu erfragen.

Diese Notwendigkeit drängte sich ihm um so stärker auf, da offenbar etwas Ungewöhnliches vorging.

Er bemerkte es, noch bevor er in die Stadt hineinkam. Überall sah er Landleute in Bewegung oder Gruppen von Bauern in erregtem Gespräche; hier und dort bildeten sie einen Kreis um einen Redner: einen sektiererischen Wanderapostel oder Barfüßermönch — Vincentius hatte keine Zeit es zu untersuchen. Als er in die einzige Straße Langensteins kam, fand er dort und in den anstoßenden Gäßchen dasselbe aufgeschweichte Treiben. Die Leute hielten mit Essig getränkte Schwämme vor den Mund oder hatten den unteren Teil des Gesichtes zugebunden; aber selbst die Furcht vor der Ansteckung konnte sie nicht abhalten, sich zusammenzudrängen und ihrer Zunge freien Lauf zu lassen, so beschwerlich es auch unter diesen Umständen sein mochte.

Die Seuche war offenbar im Zunehmen begriffen; es schien sich aber noch etwas Besonderes ereignet zu haben.

Im Elisabethinerinnenhause traf er Bruder Martin, und hier bekam er bei einer Kanne Weins, der er selber nur mäßig Bescheid tat, die wichtigen Neuigkeiten zu hören.

Der Franziskanermönch war mit seinen Begleitern am frühen Morgen in Langenstein angekommen, nachdem Vincentius am vorhergehenden Nachmittage weggeritten war. Der Wirt vom goldenen Stierkopfe handigte ihm sofort das „fromme und scharfsinnige Schreiben“ ein, das der Herr Samulus für ihn zurückgelassen hatte. Ohne Zögern nahm er sodann mit dem trefflichen Wirt und mit einigen klugen und gottesfürchtigen Männern der Bürgerschaft Rücksprache. Er sah sofort deutlich, wie es sich mit dieser Seuche verhielt und daß hier wenig mit Kräutern und Wurzeln und Salben auszurichten wäre, sintemal es doch offenkundig der Zorn des Himmels sei, der die Stadt traf, weil die Burg der Kegerin ungestört dort oben thronte, ja sich sogar anschickte, neue Befestigungen des Bösen anzulegen. Dies sahen sogar die braven Bürger ein, um wie viel mehr er, der Franziskaner! Er aber wußte nun auch sofort das Remedium, das gerade bei der Hand lag. Denn wie man sagt, daß dort, wo der liebe Herrgott eine Kirche errichte, der Teufel ein Wirthshaus baue — (nicht, daß Bruder Martin übrigens die Wirthshäuser gänzlich verdamnte, wenn sie gute Getränke führten und der Wirt den Mönchen

gegenüber seine Schuldigkeit tat) — so hatte man also hier dem Teufelskrug auf dem Selsen gegenüber sogleich eine Kirche: nämlich die vielen Kapellen des heiligen Kalvarienberges! Also eine Wallfahrt dort hinauf mit Gebet und Lobgesang vor jeder Passionsstation und einer Messe vor dem Kruzifix — das war das Remedium.

Zu diesem Zwecke hatte er sofort eine Versammlung einberufen — aber nicht nur der Bürger Langensteins sondern auch von Vertrauensmännern aus den Dörfern in weitem Umkreis; und zwar wurde diese noch am Donnerstag Abend vor dem goldenen Stierkopf abgehalten, dieweil periculum in mora war.

„Aber es scheint wahrhaftig, als ob Satanas wegen der Sünden dieser Gegend Macht und Erlaubnis erhalten habe, hier nach Gutdünken und Willkür sein Spiel zu treiben. Denn wie ich gerade mitten in meiner großen Oratio war, wer anders stand da plötzlich mitten unter uns als Bischof Ottmar!“

Mehr als einmal wurde Vincentius während des nun folgenden Berichtes mit einem ganzen Panzer von Gänsehaut bekleidet. Und mittlerweile konnte er mit sich selber nicht einig werden, ob er Bruder Martin die Geschichte von dem unseligen Entwurfe seines Briefes und dessen unsicherem Schicksal anvertrauen sollte. Sprach übrigens dies plöglliche Erscheinen des Bischofs unten im Städtchen nicht stark für die Annahme, daß er durch den gefundenen Entwurf den Verrat entdeckt habe?

„Von der im Sinne gehalten Wallfahrt scheint  
Ihr aber dem Bischof nichts gesagt zu haben?“

„Gewißlich nicht! Denn daran ist nicht zu  
zweifeln, daß er nach seiner gottlosen Denkweise —  
denn so nenne ich sie unter uns — sie alsbald ver-  
boten hätte . . . Ach ja! meine arme Wallfahrt! . . .  
da kam nun freilich ein noch machtvolleres Verbot  
durch diese schreckliche Begebenheit dazwischen . . .“

Und nun erzählte er von der eigentlichen Ursache  
der großen Erregung, die sich innerhalb und außer-  
halb des Städtchens zeigte.

Donnerstag war der schwülste all dieser heißen  
Tage gewesen. Über dem Waldberge hinter der  
Burg aber standen den ganzen Nachmittag noch  
dickere Wolken als die, welche schon so oft bei den  
Bürgern vergebliche Hoffnungen erweckt hatten.  
Denn die unerhörte Trockenheit und Hitze, die die  
ganze Ernte bedrohte, erschien ihnen als ein Fluch,  
der mit der Seuche irgendwie im Bunde stand. Ganz  
deutlich konnte man erkennen, daß diese sich täglich  
wieder sammelnden Wolken so inniglich gern herauf-  
kommen und Hilfe schaffen wollten, es aber nicht  
konnten, weil eben die böse Burg mit ihrem drohen-  
den Turm, gleich einem Satanshorn, sie zurück-  
scheuchte und bannte. Diesmal stiegen sie aber beim  
Sonnenuntergange tatsächlich höher, und alle atmeten  
auf in der festen Erwartung des Regens, der — wie  
man sicher annahm — das Abnehmen der Seuche  
mit sich bringen würde. Das Antlitz des Himmels  
wurde immer drohender, und die Leute mochten nicht  
zu Bett gehen, da sie ein mächtiges Gewitter er-

warteten, bis es ihnen schließlich doch zu lange währte. Mitten in der Nacht wurden sie durch einen Blitz und Donnerschlag von solcher Gewalt geweckt, daß auch die ältesten Leute sich nicht erinnerten, je etwas Ähnliches erlebt zu haben: — nur einen einzigen, und dabei fiel nicht ein Tropfen Regen! Am folgenden Morgen war der Himmel blau wie immer; aber gleich einem Lauffeuer ging die Nachricht durch die Stadt, jener Blitzschlag habe ihr berühmtes, wunderwirkendes Kruzifix auf dem Kalvarienberge zerschmettert.

„Nun müßt Ihr wissen, mein Herr Samulus, daß, obwohl der Bischof über meine Beredsamkeit spöttelt — Andere sind freilich darüber anderer Meinung, aber es mag wohl sein, daß sie nicht genug weltlicher Art ist, um so ganz nach dem Geschmacke Seiner Hochwürden zu sein; sicher ist es aber, daß aus meinem Munde von Zeit zu Zeit ein heiliger prophetischer Geist spricht, von dem man allerdings nicht erwarten darf, daß er nach heidnischen Rhetorenregeln sich richte. In meiner an die Bürger gerichteten Oratio hatte ich nämlich gesagt, daß der Zorn des Himmels, weil sie jene Keherburg über sich duldeten, sich wohl so äußern würde, daß er jenes Kruzifix zerschmettere, auf daß sie nicht länger unter seinem segensreichen Schutze ständen und es sei, als ob Christus nicht für sie am Kreuze gestorben wäre. Daran erinnerten sich nun alle und ehrten mich noch höher denn zuvor, wozu sie ja auch allen Grund hatten. Ja, sie riefen, ich möchte doch für ihre unglückliche Gegend ein zweiter Peter



von Amiens werden und alle frommen Männer von nah und fern zu einem Kreuzzuge gegen jene Burg und Feste Satanas' versammeln. Ihr könnt Euch aber denken, wie die Erregung stieg, als gleichzeitig die Seuche sich in die ganze Stadt, ja ringsum in die bis jetzt verschonten Dörfer verbreitete."

"Dies sind allerdings wichtige Neuigkeiten," sagte Vincentius und schaute ganz blaß drein. Denn solch ein offenkundiges Wunder machte einen starken Eindruck auf sein frommes Gemüt. „Immerhin scheint mir jedoch in dieser Stimmung der Bürgerschaft wieder etwas Tröstliches zu liegen; denn sie umgibt Euch mit einer starken Leibwache und stellt Euch sogar an die Spitze eines ganzen Heeres. Von welcher Wichtigkeit dies aber ist, werdet Ihr einsehen, wenn Ihr mich anhöret. Denn auch ich habe Euch etwas Wichtiges mitzuteilen."

Und jetzt erzählte er, was mit dem Entwurf jenes frommen und scharfsinnigen Briefes geschehen war — in welcher Gefahr sie geschwebt hatten und vielleicht noch schwebten. Dies wirkte so kräftig auf seinen Zuhörer, der sich schon durch einen herzhaften Schluck aus seinem Becher stärken wollte, daß die roten Tropfen über die graue Kutte hinunterperlten.

"I nun, mein frommer Vater! Ihr habt doch vorläufig geringeren Grund als ich, mit der Hand zu zittern — Profit! Gott sei mit Euch und halte seine Hand über mich, der ich meinen Nacken geradezu in die Schlinge stecken muß. Zu guter Letzt sind wir freilich in demselben Kahn und müssen schwimmen oder ertrinken zusammen — Amen! Schlimm-

stenfalls sind wir nicht waffenlos. Aber unsere Waffe wird uns recht bald aus der Hand gleiten. Heute ist es Euch eine leichte Sache, diese wütenden Bürger und Bauern zu leiten. Aber in ein paar Tagen zerstreuen sich die Bauern in ihre Dörfer, und Ihr werdet Euch wundern, wie taub das Ohr der Bürger für einen Kreuzzug dann schon geworden sein wird. Was uns jedoch die größte Macht über den Bischof gibt, merkt Euch das, mein frommer Vater — vom Beichtstuhl her seid ihr ja mit den Schwächen der Menschenkinder vertraut: ich säge Euch, Seine Hochwürden ist so verliebt wie ein Vater im Mondschein, und was die Begerin betrifft, sieht sie mir danach aus, recht zärtlich zu solcher Musik zu miauen.“

Die nunmehr fast leere Kanne, in die der Mönch prüfend hinunterstarrte, gab einen hohlen Widerhall seines zufriedenen Grunzens.

„Sie ist ein Pfand in unserer Hand.“

„Ich seh's, mein Sohn — ich seh's.“

„Gut, aber seht Euch auch die andere Seite der Sache ein wenig an!“

Bruder Martin nickte mit tiefgründiger Miene, indem er den leider sparsamen Rest vorsichtig abmessend in den Becher goß.

„Freilich, man soll immer beide Seiten einer Sache betrachten . . . hm . . . Was meint Ihr eigentlich mit der anderen Seite?“

„Ich meine, daß diese heftige Leidenschaft bei ihm einen furchtbaren Haß und Rachedurst gegen jeden erzeugt, der auch nur daran denkt, ein Haar ihres Hauptes zu krümmen. O, ich habe schon einen

Schimmer davon gesehen. Ich sage Euch, das Herz wird ihm in der Brust lachen, wenn unsere Gliedmaßen auf der Solterbank krachen. Ja ja, es kann so weit kommen, falls er wirklich meinen Entwurf gefunden hat und er uns ganz in seine Macht bekommt. Die Frau ist unser Saustpfand, das wir nicht ent schlüpfen lassen dürfen. Das ist ja gerade die große Gefahr, daß er sie von hier wegbringt — weiß er sie erst irgendwo in Sicherheit, dann kann er mit uns tun, was ihm beliebt. Und was das heißt, wenn er einen solchen Beweis wie den Entwurf gegen uns hat, unterstützt durch das Stück deiner Beredsamkeit, das er genossen hat — nun, dies hab ich ja schon hinlänglich angedeutet.“

Der Franziskaner nickte bedachtam.

„Ja ja, Ihr habt recht. Gott sei Dank, daß Ihr gekommen seid. Denn meine Stellung hier war schwierig. Ich trug und trage noch eine schwere Verantwortung. Da tut es gut mit einem klugen Mann wie Euch, Herr Samulus, zu sprechen und mit ihm Rat zu pflegen.“

Und sie pflegten Rats.

Betreffs der Hauptaufgabe, der Verbindung zwischen Vincentius und Bruder Martin, wurden folgende Maßregeln verabredet:

Das einzige Fenster der Burg, das nach der Stadt blickte, war von der Kammer des Mönches aus zwischen zwei Giebeln sichtbar, gar nicht davon zu reden, daß Stephan der Wirt es immer im Auge behalten konnte. Die erste Mitteilung, die es zu vermitteln galt, war die, ob der Entwurf an seinem Platz

läge oder ob der Bischof ihn schon gefunden hätte. Im letzteren Fall sollte Vincentius ein weißes Tuch zum Fenster hinaushängen. Ein schwarzer Flor hingegen bedeutete, daß man Anstalten zur Abreise mache, so daß keine Zeit mehr zu verlieren sei. Wie Vincentius sich Gelegenheit zu solcher Zeichensprache verschaffen konnte, ward seinem eigenen Scharfsinn und seiner Verbindung mit Gertrud überlassen.

Sollte sich aber dieser Plan als unmöglich herausstellen, dann müßte er sein eigenes Zimmer benutzen, dessen Fenster freilich nur von jenseits der Flußkrümmung beobachtet werden konnte und außerdem das Mißliche an sich hatte, daß ein von dort aus gegebenes Zeichen nur zu leicht in der Burg bemerkt werden konnte.

Käme die weiße Sahne nicht zum Vorschein, dann läge wahrscheinlich keine unmittelbare Gefahr für sie beide vor. . . .

Aber die kann er leider getrost sofort aushängen, denn daß sein Entwurf in der Hand des Bischofs ist, darüber kann kein Zweifel bestehen.

Nun hat freilich der Bischof davon gesprochen, ihn mit dem Brief an den Kanzler nach München zu schicken. Welche Bewandnis es damit hat, wird er ja bald erfahren. Zuerst gilt es, diesen Brief fertig zu machen.

Er legt das Papier mit der Diktatschrift des Kaufmanns vor sich auf den Tisch.

Eine schöne, sehr deutliche Handschrift.

Vincentius hat aber nur wenige Zeilen gelesen, als er stugt und innehält.

Woher kennt er nur diesen Zug, diesen eigen-  
thümlichen Schnörkel, der sich mehrmals wiederholt?  
Erst vor wenigen Tagen hat er ihn gesehen!

Jetzt weiß er's: — Die Widmung in Gertruds  
Verdeutschung der Paulus-Episteln: „von ihrem  
Freund und Gottes“.

Also dieser Kaufmann Rind aus Basel ist vor  
fünf Jahren hier gewesen! Er kam vom Kloster  
Weltenburg, gab sich damals für einen Baumeister  
aus und schien die Kenntnisse eines solchen zu be-  
sitzen, wie er denn auch jetzt unten in der fünfeckigen  
Kammer mit einem Zirkel in der Hand da stand und  
dem Bischof und der Burgfrau einen Bauriß erklärte.  
Und von diesem Gast hat Bruder Martin kein Wort  
erwähnt! Das heißt: keine Seele in Langenstein  
hat eine Ahnung von seiner Anwesenheit. Wie  
kommt es, daß seine Ankunft so unbemerkt geblieben  
ist? Ja, wie war's doch vor fünf Jahren? Damals  
war er mitten in der Nacht über den Kalvarienberg  
und den Steg gekommen und hatte „auf räthselhafte  
Weise“ Eintritt in die Burg gefunden.

Vincentius springt auf.

Ist es möglich? Der Bischof hat ihn unter dem  
Vorwand weggeschickt, an den großen Gottesfreund  
Hand zu legen. Sollte es sich nun so verhalten,  
daß er unverrichteter Sache zurückgekehrt ist, um  
diesen Erzleher an der Seite des Bischofs zu finden?  
Und ist es gerade jener erfahrene Prior gewesen (an den  
ihn der Bischof angelegentlichst empfahl), der das  
Mittel wurde, seine Augen helllichtig zu machen!  
Wobai es noch der abgefeimteste Schicksalszug wäre,

daß sein hoher Vorgesetzter ihn offenbar nur deshalb über Weltenburg schickte, um seine Reise länger auszudehnen. O Bischof Ottmar, da warst du übel beraten! Wie lautete doch die Weisung des erfahrenen Weltenburger Priors? „Sucht ihn nicht unter den fahrenden Spielleuten; sucht ihn unter den reisenden Kaufleuten und Baumeistern.“

Und hier waren beide in einer Person!

Und ein Gottesfreund noch dazu!

Daß er gerade der ‚große‘ Gottesfreund ist — das ist das wichtige Glied, das noch fehlt.

Aber die Möglichkeit, die schon fast eine Wahrscheinlichkeit ist, versetzt Vincentius' ganzes Wesen in wilde Erregung. Er ist von der Jagdleidenschaft ergriffen, von dem rasenden, brennenden, blutigen Beutedurst, der die Zunde des Herrn — domini canes — auf die Spur der Ketzer hegt.

Und es gilt Edelmild, großes Wild, Löwenjagd!

### Drittes Kapitel.

#### Vogler und Vogel.

Es pocht.

Eine Küchenmagd zeigt sich in der Thür, ein mit Eswaren wohl besetztes Brett tragend.

Über ihrer Schulter lächeln ihm Gertruds lebhafteste Augen entgegen.

Das Edelräulein bewillkommnet ihn auf Langenstein. Sie möchte wissen, ob alles nach Wunsch ist, was sie in der Eile zu seiner Verpflegung angerichtet

hat? Ob er etwas Besonderes wünsche? Ob sie ihm vielleicht ein Fußbad herausschicken solle?

Vincentius bedankt sich. Er habe kaum Zeit sich die Erfrischung durch ein Fußbad zu gönnen, da sein hoher Vorgesetzter ihm eine Arbeit gegeben hat, die keinen Aufschub verträgt.

Die schwarzen Brauen Gertruds ziehen sich unwillig zusammen ob solcher Tyrannei. Um so milder betrachten die sammetweichen Augen den schwer belasteten Jüngling. Dieser aber versichert ihr lächelnd, ein solches Willkommen habe ihm schon alle Müdigkeit weggeblasen.

Als nun das Ritterfräulein Miene macht, der Küchenmagd zu folgen, die eben um den Pfeiler der Wendeltreppe herum verschwinden will, ergreift er beherzt ihre Hand und zieht das sich sträubende Mädchen — das wegen der noch hörbaren Nähe jenes dienenden Geistes keinen lauten Widerspruch erheben kann — so weit in die Kammer herein, daß er hinter ihr die Türe schließen kann.

Worauf der Widerspruch laut wird.

„Nein, Gertrud! o ja, ich darf dich ‚Gertrud‘ nennen! Du würdest dich nicht so bald und so kalt von mir trennen, wenn du wüßtest, in welcher Gefahr ich um deinetwillen schwebe.“

„Gefahr! mein Gott!“

„Du wirst blaß! Darf ich glauben, daß dir mein Leben teuer ist?“

„O Vincentius!“

Ihr Ausbruch stirbt eines seligen Todes auf seinen Lippen, die die ihrigen schließen.

„Dann komme, was kommen mag! Möge er sein Schlimmstes tun! Du bist mein. Ich will uns beide retten.“

„Aber hier kann dir keine Gefahr drohen, Vincentius!“

„Gerade hier, Geliebte! . . . Wisse, daß Bischof Ottmar mich haßt, weil er mich fürchtet.“

„Er fürchtet dich?“

„Ja, weil ich Dinge von ihm weiß — Dinge — o, vor deinen jungfräulichen Ohren kann ich nicht einmal andeuten, was ich von ihm weiß. Deshalb will er mich aus dem Wege räumen. Ja, Gertrud! Ich weiß, daß er im Besitze gewisser Papiere ist, Briefe von meiner Hand mit unvorsichtigen Äußerungen — Worten, die, falsch gedeutet, gegen mich zeugen können . . . Der Prior in Weltenburg, der mir wohl gesinnt ist, hat mich gewarnt. Er wollte mir in seinem Kloster eine Zufluchtsstätte geben — —“

„Und du kehrtest zurück! O Vincentius — doch nicht, um mich wiederzusehen?“

• „Das allein hätte mich schon zurückgerufen. Aber es war nicht alles. Wie hätte ich denn mich selbst retten können und dich, ohne Schutz, hier in seiner Macht bleiben lassen?“

„In seiner Macht? Ich?“

„Du und deine Schwägerin — Ihr alle hier seid in seiner Gewalt . . . auch dieser Kaufmann aus Basel . . . ja, der ganz besonders . . . Wann kam er?“

„Gestern.“

„In der Nacht?“

Gertrud flucht.



„Ja.“

„Als der Blitz auf den Kalvarienberg niederschlug?“

„Gerade als er die Höhe betrat, zersplitterte der Blitz das Kreuzifix. Der Schlag hätte beinahe Bischof Ottmar getödtet — er ist noch von der Erschütterung krank.“

„Bischof Ottmar? War er denn auch dort?“

„Ja. Er muß gewußt haben, daß der Kaufmann kam. Du weißt ja, daß er ihn aufgefordert hatte, Langenstein zu besuchen. Er war ihm mitten in der Nacht entgegen gegangen. Niemand wußte etwas davon . . . Vincentius!“

Ihre Stimme ist ängstlich, bittend . . . oder als ob sie ihren Liebhaber zu sich zurückrufen wollte.

Er starrt vor sich hin — gerade auf sie. Aber es ist, als sehe er durch sie in einen Abgrund hinab, dessen lockende Tiefe ihn schwindlig macht.

Gerade in dem Augenblick, wo sich jene Beiden begegneten — gerade als der Fremde seinen Fuß auf das Langensteiner Golgatha setzte, hat der himmlische Zorn das Schutzheiligtum der Gegend, das wunderwirkende Kreuzifix zerschmettert!

„Mein Gott! wer ist denn der Mann, der durch sein vermessenens Betreten des Heiligtums den Blitz aus der Wolke holt? . . .“

Wer anders als der Erzkezer — der große Gottesfreund?“

In Vincentius' kirchlichem Gemüt läßt ein solches Wunder keinen Zweifel zurück.

Aber er bedarf eines Zeugnisses von allgemeiner Überzeugungskraft — und er hat es bei der Hand.

„So ist es ihm wirklich gelungen!“

„Was meinst du, Vincentius?“

„Bischof Ottmar hat ihn in seine Macht bekommen  
— den großen Gottesfreund.“

„Den großen Gottesfreund —?“

„O Gertrud! hast du nicht mehr Zutrauen zu mir? Ich weiß ja sehr wohl, wer dieser Kaufmann ist. Wie kannst du aber glauben, ich würde einen Mann ins Unglück bringen, der dein Freund ist? — dein Freund und Gottes, wie er in deine Epistelverdeutschung schrieb. Wenn du mich wirklich liebst, kannst du so etwas nicht von mir glauben.“

„O nein, gewiß nicht, Geliebter! Aber es ist doch ein so großes Geheimnis. Ich hatte kein Recht, es jemandem anzuvertrauen. Er ist von Gefahren umgeben, wir müssen alle hier vorsichtig sein. Und erst ich! Was bin ich nicht diesem Manne schuldig! Denke dir, er hat das Leben meines Bruders gerettet.“

„Ist's möglich!“

„Ja, das ist lange her. Es geschah in Straßburg, wo mein Bruder mit Junker Ottmar um Kenatas willen kämpfte.“

„Das hast du mir nicht erzählt.“

„Nicht? Aber ich erzählte dir, daß Junker Ottmar mit Kenata verlobt war und sie schimpflich verließ. Darum forderte ihn mein Bruder heraus und verfolgte ihn bis Straßburg.“

„Verfolgte ihn?“

„Ja, denn Ottmar von Winterstetten verschwand heimlich aus Regensburg.“

Vincentius' Gesicht strahlt.

„Er flüchtete! Der Feigling! Das sieht ihm ähnlich . . . Und sie kämpften in Straßburg!“

Gertrud nickt.

„Dort wurde Hugo schwer verwundet. Verwandte, die wir dort hatten, pflegten ihn. In deren Haus kam der große Gottesfreund. Das heißt, damals nannte ihn noch niemand so. Er war Kaufmann, war aber weniger der Kaufgeschäfte wegen nach Straßburg gekommen, als um Tauler zu hören, von dessen Predigten man viel Rühmliches redete. Auf seinen Reisen im Welschland hatte er manches von der Heilkunst erlernt; er pflegte Hugos Wunde und sprach dabei viel mit ihm von Tauler und von dem Leben in Gott. Mein Bruder, der sich am Rande des Todes glaubte, war darum empfänglicher für solche Betrachtungen, als er es wohl sonst gewesen wäre. So fand er einen Arzt sowohl für die Seele wie für den Körper und hing seitdem mit großer Liebe an diesem bürgerlichen Freund. Seine Wunde aber heilte so gut, daß er noch leben würde, wenn sie nicht durch einen unglücklichen Sturz mit dem Pferde wieder aufgebrochen wäre.“

„Dann ist Bischof Ottmar der Töter deines Bruders!“

Gertrud nickt, und ihre dunklen Augen werden noch dunkler, blank von aufsteigenden Tränen.

„Sie haßt den Bischof,“ denkt Vincentius. „Auch das Schlimmste, was ich von ihm sagte, würde sie bereitwillig glauben!“

„Ja, dieser Mann ist gewiß für uns alle verhängnisvoll. Du siehst nun, wie sehr ich recht hatte, als ich vorhin sagte, er habe uns in seiner Gewalt. Uns alle. Selbst deinen unglücklichen Bruder — wenn er lebte, würde der Bischof ihn in seiner Macht haben, wegen seiner Verbindung mit dem großen Gottesfreund. Wie viel mehr denn Renata! Und über ihren Kopf hält er auch noch das weltliche Schwert. Er erhebt gegen sie die Anklage: sie habe ihren Gemahl durch Gift aus dem Wege geräumt.“

„Ist die schändliche Beschuldigung auch dem Bischof zu Ohren gekommen? Ich habe wohl gehört, daß Stephan der Wirt, den Renata aus ihrem Dienste wegzagen mußte, solche Gerüchte verbreitet, um sich zu rächen. Aber ich, die ich selber dabei stand, weiß es am besten: als sie ihm die vielen Tropfen gab, die seinem bösen, tödlichen Leiden ein Ende machten, war sie von eitel Mitleid bewegt und konnte seinen Bitten nicht widerstehen.“

„Also doch! Welch wichtiges Zeugnis! denkt Vincentius. Er sagt aber:

„Ich habe mir immer gedacht, wenn das wahr wäre, müsse es etwa so zugegangen sein.“

„Aber in einem Punkt irrst du dich, Vincentius. Bischof Ottmar will Renata sicher keinen Schaden verursachen, sondern sie vielmehr auf jede Weise beschützen. Freilich hat er sich damals abscheulich gegen sie betragen, als eine leichtsinnige Base Renatas, die alle wunderschön fanden, ihn in ihr Garn gelockt und bezaubert hatte. Aber jetzt liebt er sie, dessen

bin ich gewiß — mehr als einem Bischof erlaubt ist zu lieben.“

„Um so wichtiger für ihn, im Besitze von Machtmitteln zu sein, womit er sie nach seinem Willen beugen kann.“

Gertrud, deren letzte Worte ihr das Blut bis in die Schläfen getrieben haben, blickt ihn mit großen erschrockenen Augen an.

„Das möchte immerhin sein, wenn er nur nicht auch dich in seiner Macht hätte.“

„Mich? Was siehst du denn für Gespenster am hellen Tag? Du törichter Mann, du hörst nur mit einem halben Ohr, was ich dir sage! Hab' ich dir nicht gerade erklärt, daß er in Renata verliebt ist? Ist er doch offenbar nur deshalb hierher gekommen, weil er es vor Sehnsucht nicht mehr aushielt! Was kann ihm dann daran liegen, ob er mich in seiner Macht hat oder nicht?“

„O du holde Unschuld! Weißt du denn nicht, daß solche Männer mehr denn Eine lieben können, und daß du schöner bist als deine Schwägerin?“

„Vincentius! treibst du Spott mit mir? Als ob es mir einfiel, mich mit Renata zu vergleichen! Wüßtest du nicht schon, daß ich die deine bin, ich müßte glauben, du wollest mich durch falsche Schmeichelei gewinnen.“

„Mir muß es jedenfalls erlaubt sein, dich schöner zu finden. Und daß du weit jünger bist, kannst du nicht leugnen. Glaubst du, er sei blind gegenüber deiner Frische, deiner magdlichen Anmut — er, Bischof Ottmar! Ich sage dir, der Sultan in seinem

Harem ist ein Heiliger gegen einen solchen Kirchenfürsten.“

Gertrud ist weiß und rot geworden. Sie hat sich auf die Ruhebank gesetzt und ringt die Hände.

„Mein Gott! ist so etwas möglich!“

Vincentius nimmt Platz neben ihr und bemächtigt sich ihrer linken Hand.

„Er glaubt zwar, dich in seiner Macht zu haben, aber er wird sich täuschen. Darum bin ich ja hier.“

Sie drückt warm seine Hand.

„Und bist du in Lebensgefahr?“

„Denke nicht daran! Wir beide werden ihm zu stark sein. Aber sage mir: glaubst du, daß es uns möglich ist, aus diesem Gefängnis zu entflüchten?“

Gertrud blickt eine Weile mit peinvoll zusammengezogenen Brauen vor sich nieder, und schüttelt dann hoffnungslos den Kopf.

„Es gibt eine kleine Thür in der Mauer, unter einem Erker, weißt du? Könntest du nicht den Schlüssel dazu bekommen?“

Wiederum hoffnungsloses Kopfschütteln.

„Die Thür wird freilich sonst selten abgeschlossen. Sie muß noch gestern Nacht offen gestanden haben, denn aus ihr ist der Bischof hinausgegangen, ohne daß jemand davon wußte. Aber Konrad — unser Hausmeier — sagte heute früh zu mir, daß er sie jetzt jeden Abend selber abschließt und den Schlüssel mit den Hauptschlüsseln zusammen an Renata abgibt, und sie hütet sie unter ihrem Kopfkissen.“

„Im . . . Teilst du die Schlafkammer mit ihr?“

„O nein! . . . Ich schlafe unten mit der Ur-

fula zusammen — das ist die Haushälterin, die einst meine Amme war. Denn ich fürchte mich nachts allein zu sein. Renata aber will am liebsten allein sein.“

„Nun, ich hatte auch darauf wenig gebaut. Glücklicherweise habe ich unten in Langenstein einen guten Freund, einen angesehenen Mann, dem Alle folgen, der wird uns nicht im Stiche lassen. Die Hauptgefahr ist, daß der Bischof plötzlich aufbricht und uns mit sich fortschleppt, mich auf die Solterbank im Regensburger Rathaus, dich in seinen Palaß. Weiß ich nur das im voraus, dann werde ich schon Hilfe schaffen. Natürlich wird er verhindern, daß ich umhergehe und irgend etwas entdecke, aber vor dir können sie es nicht verbergen, wenn du die Augen offen hältst.“

„Daran soll es nicht fehlen, und alles, was ich bemerke, sollst du sofort erfahren. Aber Liebster, was nützt es, da du von jeder Verbindung mit jenem mächtigen Freund abgeschnitten bist? Wer ist es übrigens? Er kann unten nicht ansässig sein, sonst müßte ich doch den Mann kennen.“

„O nein! Er hält sich jetzt nur dort auf, um der Bevölkerung in ihrer großen Not zu helfen. Und ich bin auch nicht gänzlich von ihm abgeschnitten . . . Sage mir, kann ich in die Stube hincommen, wo — — wo ich dich zuerst sah?“

Ein liebevoller Blick und ein weicher Händedruck sagt ihm, daß er die richtigste Benennung gefunden hat.

„O ja. Die ‚Stadtstube‘, wie wir sie nennen, ist nur selten abgeschlossen. Und sollte das auch

der Fall sein, so kann ich dir leicht dazu verhelfen, denn ich habe alle Augenblicke in dem Schranke dort etwas zu suchen. Aber was kann das dir nützen?“

Sie blickt ihn plötzlich mit ängstlich forschenden Augen an und ergreift krampfhaft seinen Arm: —

„Vincentius! du gedenkst doch nicht, an einer Strickleiter hinabzuklettern?“

Er blickt hinweg, als ob ihm dieser Gedanke nicht gerade neu wäre.

„Wäre ich allein, würde ich lieber das wagen, als in der Gewalt dieses Mannes bleiben.“

Seine finstere Entschlossenheit macht sie erzittern. Er fühlt, daß er das Rechte getroffen und sie damit am besten vom Ernste der Gefahr überzeugt hat.

„Vincentius — Geliebter, Einziger! Versprich mir, nie mehr daran zu denken! Ein Versuch ist der sichere Tod.“

„Wie könnte ich es jetzt, da ich doch dich hier zurücklassen müßte!“

Gertrud ist getröstet und überzeugt.

„Ich zweifle aber nicht, daß mein Freund zur Zeit des Sonnenunterganges sich auf der Brücke ergehen wird, und wenn er mich dann am Fenster stehen und mit einem Tuche winken sieht, dann weiß er wenigstens, daß ich nicht gefesselt im Turm liege, und das wird ihm zum Troste reichen. Indessen möchte ich sehr gern ein rotes Tuch haben — das wird ihm um so mehr auffallen, er wird dann auch sicher sein, daß nicht zufällig jemand dasteht und hinunterwinkt. Kannst du mir ein solches verschaffen?“



„Mit der größten Leichtigkeit. Aber jetzt muß ich dich verlassen. Sonst könnten sie mich leicht vermissen.“

„Du hast recht. Wir dürfen keinen Verdacht erwecken. Leb wohl, meine Geliebte! Halte den Mut aufrecht und diese herrlichen schwarzen Augen klar und wach. Sei mein mutiges Mädchen — leb wohl!“

Eine lange Umarmung . . . ein letzter Kuß . . . ein allerletzter — für diesmal . . . wer weiß? vielleicht für immer!

Und Gertrud verläßt die Turmkammer, möglicherweise ein ganz Klein wenig enttäuscht, weil ihr Liebhaber sie nicht länger festgehalten hat . . . Obwohl es hohe Zeit war, daß sie ging.

Jedoch auch nicht zu spät. Denn als sie leise an der fünfseitigen Kammer vorüberschleicht, hört sie Stimmen, die bezeugen, daß Renata und die beiden Männer drinnen noch in tiefer Beratung sitzen. Auch die rauhen Kehllaute Konrads sind vernehmbar.

Kein Zweifel, daß etwas Wichtiges im Werke ist. Und für sie hat man keinen Gebrauch!

Oder hat man sie schon vergebens gesucht?

Sie überzeugt sich bald, daß niemand nach ihr gefragt habe, als etwa vor einer halben Stunde Konrad in die fünfseitige Kammer gerufen wurde . . .

Was haben sie nur vor, das sie nicht wissen soll?

„O Gott, wenn mein getreuer Vincentius nicht wäre! Und wenn er nur an seine eigene Rettung dächte, wie verlassen stände ich da! Dieser schreckliche Bischof Ottmar hätte dann uns alle in seiner Gewalt!“

## Viertes Kapitel.

### Es flaggt die Burg.

Seitdem Gertrud Vincentius in der Turmkammer verließ, hat der fleißige Samulus in ein paar Stunden den Brief an den Kanzler in München fertig gestellt und begibt sich hinunter, um das Schreiben seinem hohen Vorgesetzten zur Unterschrift und Versiegelung zu überreichen.

Er ist nicht wenig neugierig, welche Miene Seine Hochwürden wohl aufsetzen wird, wenn sein dienst-eifriger Samulus ihm vorschlägt, ohne geringste Ruhe sofort wieder zu Pferde zu steigen und in die Nacht hinauszureiten, obwohl er ein schlechter Reiter ist und sich in der Dunkelheit vor Gespenstern fürchtet; was der Bischof längst entdeckt hat und ihm bei jeder Gelegenheit unter die Nase reibt.

Raum ist er von der Wendeltreppe in den Gang getreten, als eine wohlbekannte Mädchengestalt, die sein Herz klopfen macht, sich am anderen Ende des Ganges zeigt, wo die große Treppe nach der Halle hinunterfährt. Zu vertraulicher Begegnung bietet sich leider keine Gelegenheit, denn in der Halle ist die Stimme Renatas hörbar. Als aber Gertrud mit einem zärtlichen Blick an ihm vorbeischlüpft, läßt sie ein rotes Halstuch fallen.

Vincentius hebt es schnell auf und fühlt dabei, daß ein Stück Papier oder dünnes Pergament mit einer Nadel in den Falten befestigt ist.

Die fünfeckige Kammer ist leer.

Vincentius pocht an die Thür zum Gemach, aus dem die Stimme seines Herrn ihm einzutreten gebietet.

Ottmar sitzt in einem Sessel am Fenster, und blättert in einem Gebetbuch — gewiß eine geziemende Beschäftigung für einen Bischof, wenn auch sein Blick ausschließlich an den vergoldeten, in brennenden Farben leuchtenden Initialen und Marginalen haftet, auf die er sich so gut besinnt und von denen er weiß, daß sie schon die Kinderaugen Renatas bezauberten.

Seine Hochwürden ist gnädig gestimmt, huldreich sogar. Er lobt die schnell und sorgfältig verrichtete Arbeit und will nichts davon hören, daß sein Samulus sich schon an diesem Abend wieder auf den Weg begeben. Niemals war ein großer Herr besorgter um die Nachtruhe seines Untergebenen. Er hat sich sogar überlegt, wo dieser sie finden soll: — hier gerade nebenan — nein, nicht in der fünfeckigen Kammer, sondern in der sogenannten „Stadtstube“. Sollte er selber die Dienste seines getreuen Geheimschreibers nötig haben, so braucht dieser nicht die steile Treppe herab zu steigen — setzt hier, wie bequem: vom Kloven des Gemachs tritt man gerade hinein.

Er öffnet die Tapetentür und führt seinen Samulus in dessen neues Schlafzimmer, zeigt ihm das Polsterbett, das für ihn auf der Diele bereit liegt: dort werde er schon schlafen können, wenn auch das Lager etwas feldmäßig sei . . . *ecclesia militans* . . . nicht wahr?

Worauf Seine Hochwürden zu seinem Fensteressel und seinen Gebetbuchbetrachtungen zurückkehrt.

Raum hat sich Vincentius überzeugt, daß er allein ist und jedenfalls hoffen darf, für einige Minuten ungestört zu bleiben, als er das rote Tuch hervorzieht und den Papierstreifen aus den Salten löst.

Er liest: —

„Wir reisen morgen ab. Man will es vor mir verheimlichen. Gott steh' uns bei! Deine Gertrud.“

Vincentius nickt: es ist, wie ich fürchtete. Also das ganze Signal — und noch etwas dazu!

Er lauscht an der Thür zum Kloven. Nichts rührt sich drinnen.

Schnell schnürt er sein Gewand so weit auf, daß er hervorziehen kann, was er auf der Brust trägt: eine lange Schnur, an die er ein paar wimpelförmige Stoffstücke befestigt hat: ein weißes leinenes und eines von schwarzem Flor. Um sich das erstere zu verschaffen, hat er oben in der Turmkammer ein Seid entzwei geschnitten; das zweite hat er seiner Mühe entnommen. Es ist nur lose angeknüpft, da vielleicht kein Gebrauch dafür ist. Jetzt aber muß es fester angebunden werden. Dann das rote Hals-  
tuch Gertruds unter dem Flor, damit dem goldenen Stierkopfe die Lust zum Stoßen recht wütend ankommt — und die Vorbereitungen sind fertig.

Und nun die ganze Schnur mit den Zeichen unter das Bettpolster verborgen, bis die Zeit zum Gebrauche da ist.

Die Zeit wäre freilich schon da, wenn nur die Gelegenheit sich fände.

Daß ihm gerade die Stube als Wohnung angewiesen wurde, zu der ein freier Eintritt ihm so wichtig

war, scheint eine gütige Fügung des Schicksals zu sein. Diese Gunst wird aber wiederum durch den Umstand aufgewogen, daß der Bischof daneben wohnt und jeden Augenblick hereinschauen kann — ja es gewiß tut, wenn er hört, daß ein Fenster geöffnet wird.

Im Notfalle muß er es mit äußerster Vorsicht dennoch wagen. Als er bei seiner Ankunft dieses Zimmer betrat, stand das Fenster offen. Er weiß es genau, denn wie deutlich hatte er nicht die Stromschnellen unten vernommen! Dies ist eine tröstliche Betrachtung. Denn in solchen alten Burgzimmern werden die Fenster oft jahrelang nicht geöffnet und schließen dann so fest, daß beim gewaltsamen Öffnen die Scheibchen in den Bleirahmen rasseln.

Indessen — noch kann er warten. Er hat das Gefühl, daß ihm das Glück beistehen wird. Hat es ihm nicht bis jetzt geholfen?

Was ist das? Hört er nicht Stimmen von Männern?

Ja, der Gottesfreund ist drinnen beim Bischof.

Und jetzt Schritte — einer geht auf und ab — alles still.

Er pocht an. Keine Antwort. Zögernd macht er auf und schleicht in den Alkoven, bereit, einer barschen Nachfrage mit der Entschuldigung zu begegnen, er glaubte, der Bischof habe ihn gerufen.

Das Glück steht ihm bei. Das Gemach ist leer.

Also, schnell in die Stadtküche zurück . . . die Wimpelschnur unter den Polstern hervor . . . das Fenster auf . . . ein Ende der Schnur um die obere, das andere um die untere Klappe gewickelt — das

ist schneller gemacht als er es sich vorgestellt hatte. Freilich ist es nicht möglich, das Fenster ganz zu schließen. Aber mittels eines Stück Bindfadens gelingt es ihm, es so gut befestigen, daß es wohl kaum auf-  
fliegen wird.

Wind ist freilich genug da — glücklicherweise.

Die Wimpel flattern lustig, man muß sie von weitem sehen können. Vincentius ist fürsorglich genug gewesen, die Schnur an der richtigen Seite zu befestigen, so daß die Wimpel vom Fenster weg-  
getrieben werden. Dies ist sehr wichtig für den Fall, daß der Bischof hereinkommen sollte.

Nur ab und zu sieht er selber einen Schimmer davon, und zwar fast nur vom roten, dessen Zipfel am weitesten weht. Auch kann er häufig das leise Schnalzen der Enden vernehmen — das klingt seinem Ohre gar fröhlich.

Das Herz pocht heftig. Diese gehegte Tätigkeit und die Furcht, mitten darin überrascht zu werden, üben ihre Nachwirkung. Ein Schwindelanfall ist auch nicht sofort gänzlich verwunden.

Während er die Schnur befestigte, konnte er nicht umhin, mehr als ihm lieb war von dem Abgrunde zu sehen, und das Brausen der Stromschnellen drang mit peinlicher Deutlichkeit in sein Ohr. Auch zu jeder anderen Zeit hätte ihn dies schwindlig gemacht; jetzt wirkte es aber mit doppelter Macht, weil ihm Gertruds Befürchtung in den Sinn kam und er sich vorstellen mußte, er befestige eine Strickleiter, um sich nächstens daran hinunterzulassen.

Als er nun nach getaner Arbeit dort am Fenster steht, kommt ihm der Gedanke: sollte das vielleicht gerade der Plan des Bischofs sein? Dieser ränkevolle Prälat hat ihn von der Turmkammer herunterholen und ihm diese Stube anweisen lassen, die einzige des ganzen Hauses, aus der es einem ebenso behenden wie dreisten Kletterer vielleicht möglich wäre, die Burg zu verlassen. Vincentius war kein behender Kletterer — wie aber wenn die Angst ihn überdreift machte, und er einen Fluchtversuch unternähme, bei dem er unfehlbar den Hals bräche?

Als er es versuchte, Gertrud in Bischof Ottmar den fleischgewordenen Teufel sehen zu lassen, ist Vincentius so gänzlich in seiner Rolle als Verleumder aufgegangen, daß dieser Gedanke kaum aufgetaucht ist, als es auch schon bei ihm feststeht: dies sei der geheime Sinn des Zimmertausches. Welche gerechte Nemesis aber, wenn es ihm gerade dadurch möglich wäre, sich mit seinem Bundesgenossen in Verbindung zu setzen und sich nicht nur Hilfe, sondern sogar Sieg zu verschaffen! Welcher Triumph, wenn er durch diese ganz unerwartete Benutzung des hinterlistigen Schachzuges seines Gegners diesen matt setzen könnte!

Ein hohes Spiel, o, er weiß es! Aber er fühlt kaum mehr die Gefahr. Sein ganzes Wesen zittert vor Kampf- und Jagdlust. Seinen verhaßten Vorgesetzten zu demütigen und dabei noch das große Kegerwild zu erlegen! Wie leicht gelang es ihm, das Herz der jungen Ritterdame zu gewinnen und eben dadurch jenem Edelwilde so auf die Spur zu kommen,

daß es ihm kaum mehr entschlüpfen kann, selbst wenn auch der Kirchensürst dazwischen treten und seinen Krummstab dem Jagdspieß entgegenstrecken sollte! Ja, damit würde er dann auch die Kegerin fangen und das Herz seines bösen Herrn zertreten. Und möglicherweise ginge dann auch jener Traum in Erfüllung, durch Gertruds Hand ihr rechtmäßiges Erbe, diese Burg, zu gewinnen!

Wenn er die Edelfungfrau gewinnen könnte, was gibt es dann, was zu erreichen er nicht imstande wäre? Wohin vermag nicht der zu fahren, dem der Wind des Erfolges die Segel bläht!

Sieh die rote Schlagge wehen — höre, wie ihre Salten in der Luft schnalzen!

Längst schon hat Bruder Martin das Zeichen gesehen.

Wird er's auch verstehen?

Was der weiße und der schwarze Wimpel künden, das weiß er ja. Nun aber der rote, der in der brennenden Nachmittagssonne so weithin leuchtet? Vermag er diese Farbe zu deuten? Vernimmt er ihren Siegesruf: — „Ich hab' ihn, ihn, den großen Erzkezer! Nur schnell zugreifen, damit er nicht entwischt! Wir sind's, die ihn fangen, die den Preis gewinnen — und noch viel mehr: stehen wir nicht als die Wohlräther der Kirche und der ganzen Christenheit da? Zu mir — zu mir!“

O nein, das kann er nicht hören! Aber sein alter Mönchskopf ist gewitzigt genug, um zu begreifen, daß etwas Neues und Unerwartetes hinzugekommen ist, etwas Entscheidendes, das



doppelt und dreifach mahnt, alle Kräfte zu sammeln, sie zum Stoße anzusehen, und, während man sie beisammen hat, schnell und hart zu treffen.

Blase, Wind! Entfalte dich, flattere, schmalze freudig in der Luft, du meine leuchtende Flagge! Du bist die Farbe meiner Dame; sie selber hat dich ihrem Ritter geschenkt. Du bist die Farbe des Kampfes und des Sieges! Du bist gehißt auf Sortunas goldenem Schiffe, seine seidnen Segel schwellen, es trägt Vincentius und sein Glück!

### Sänftes Kapitel.

#### Exit Vincentius.

Atemlos kommen Renata und Gertrud die Treppe von der Halle hinauf, als die Thür der fünfeckigen Kammer aufgeht und Bischof Ottmar und der Kaufmann auf sie zueilen, mit demselben Ausdruck von Bestürzung, die in ihren eigenen Mienen und Bewegungen sich spiegelt.

„Habt Ihr's auch gehört?“ fragt Renata.

„Ja aber was? es ist ein unbestimmtes Summen in der Luft — ein verworrener Klang — —“

„Hier, glaub' ich, werden wir es besser hören können,“ antwortet Renata und pocht kräftig an die Thür der Stadstube.

Keine Antwort.

Ottmar, der jetzt neben ihr steht, öffnet mit einem heftigen Ruck die Thür.

Indem sie eintreten, treibt der starke Luftzug das Fenster auf — es mußte schlecht geschlossen gewesen sein.

Der frische Morgenwind trägt ihnen den Laut entgegen. Er ist nicht zu verkennen.

„Sie beiern unten.“

„Mein Gott! sollte die arme Stadt auch von Seuersnot betroffen sein?“

Alle stürzen zum Fenster.

Über den grauen Schiefer- und Schindeldächern dort unten ist kein Rauch zu sehen.

Aber noch etwas anderes als das Beiern der Glocken ist in der Luft: — ein beunruhigendes massiges und wirres Summen und Murren.

Und jetzt, in unmittelbarer Nähe, hinter und über ihnen das Horntuten des Turmwächters, das so plötzlich und gewaltsam einsetzt, daß sie alle unwillkürlich zusammensfahren.

„Ist's dort — dort unter den Kastanien — nicht schwarz von Menschen?“ fragt der Kaufmann, der weitsichtiger ist, als der Bischof.

Dieser beugt sich eifrig zum Fenster hinaus.

Etwas Rotes flammt vor seinen Augen und legt sich wie eine Binde darum.

Die freimachende Hand ergreift ein rotes Halstuch, das an einer Schnur am Fensterrahmen flattert.

„Was ist dies? — Drei Wimpel!“

„Offenbar ein Zeichen!“

Gerrud, die blaß wie ein Laken geworden, wankt ein paar Schritte zurück und sinkt auf einen Stuhl. Sie darf nicht mehr bei den anderen stehen. Sie

fühlt sich als Verräterin, wenn sie es auch Allen zum Besten getan hat — den bösen Bischof ausgenommen.

Ein tausendstimmiges Gebrüll von unten — selbst das Tuten vom Bergfried her ertrinkt darin.

Alle Blicke richten sich nach der Brücke.

Sie ist nicht mehr leer.

Unter dem Dache der Kastanienkronen bricht ein dunkler Strom hervor, gleich einem Fluße, der aus einer geöffneten Schleuse sich in sein Bett ergießt. Eine eng zusammengedrängte Menschenmenge — goldene Kreuzfixe, Prozessionsbanner und Gildesahnen, Morgensterne, Zellebardenärte, Speerspitzen, Sensen, Heugabeln und Spaten schwancken und blinken über allen diesen Köpfen, deren Gesichter nach oben gewandt sind — nach ihnen. Die Spitze des Zuges ist schon über den steinernen Teil der Brücke hinweg, die Bretter dröhnen hohl unter den Massentritten. Immer wieder und wieder entsteigt diesem Menschenfluß ein brüllender Ruf: — stets derselbe kurze fanatische Ausbruch. Man kann die drei Worten nicht verstehen, aber erratend hört man den alten Kreuzfahrerruf — jenes „Gott will es!“, das schon so manche blutige Gewalttat eingeläutet hat.

„Sie kommen. Es ist zu spät!“

Mit diesem Ausruf wendet Renata sich ab. Sie ist blaß, nicht wie die Schwägerin gleich einem Laufen, sondern gleich dem Marmorbild eines Grabgewölbes.

Jene innere Stimme, die vorgestern hier in der Burgstube ihr so mahnend ertönte: „werden für dich

noch vier Tage kommen? — noch drei? — noch zwei? wie wahr hat sie gefragt! Nur zwei, und von dem zweiten nur ein paar Stunden, deren letzte schon verrinnt!

„Wo ist der Hausmeier? Wir müssen — —“

Ottmar stürzt zur Thür, wo er mit dem hereintretenden Vincentius fast zusammenstößt.

Bestürzt, sein Zimmer voll ungeladener Gäste zu finden, blickt Vincentius sich verwirrt um.

„Kommt Ihr, um nach Eurem Werke zu sehen? Wie, mein Herr Samulus? Wißt Ihr vielleicht, was jenes Zeichen bedeuten soll?“

Vincentius hat seine Fassung schon wiedergewonnen. Seine blassen Lippen umschlingelt ein giftiges Lächeln.

„Es bedeutet, daß ich Euch nicht in die Halle ging. Nein, ich ließ mich nicht durch die schöne Gelegenheit verlocken, mich durchs Fenster zu flüchten und mein Genick zu brechen — das schlug fehl.“

„Aha! Also das war meine Absicht?“

Gertrud faltet die Hände, als sich dieser teuflische Anschlag auf das Leben ihres Geliebten entschleiert.

„Gewiß war das Eure Absicht. Zu dem Zwecke habt Ihr mir die Stube anweisen lassen. Ich aber benutzte sie dazu, Hilfe herbeizurufen — Hilfe für mich und für diese edle Dame, die ihr Schicksal mit dem meinigen verbindet, und die Ihr schon wähn- tet in Eurer Gewalt zu haben, um Euch ihrer Person und dieser Burg, die ihr Erbe ist, zu bemächtigen.“

„Seid Ihr von Sinnen?“

„O, ich habe keinen Grund es zu sein. Denn die Hilfe kommt. Und es bedeutet, daß die schwer heimgesuchte Stadt Strafe über diese Frau verlangt, Lure Geliebte, unter deren Sünden sie so furchtbar leidet. Denn sie ermordete ihren Gemahl, sie tat es, ich weiß es . . . um Lure Kebsweib zu werden tat sie's, ich habe Zeugnis dafür. Ihre pestilenzialische Kezerei aber ist am besten bezeugt durch ihre Verbindung mit diesem Manne, mit dem großen Gottesfreunde. — Wie? überrascht Euch das nicht?“

„Nichts überrascht mich — außer Lurer Strechheit.“

„Wirklich nicht? — Nicht der Scharffinn, der das Wild aufspürte, obwohl Ihr mich absichtlich auf falsche Fährte geschickt habt? Jawohl, ich ganz allein fand den Erzleher und habe sichere Beweise, — daß er der große Gottesfreund ist. O, das ahnt noch keiner dort unten. Auch Bruder Martin läßt sich in diesem Augenblick nicht träumen, welchen unvergleichlichen Sang — — “

In der Alkoventür steht Konrad.

Mehr denn je scheint das pelzartige rotbraune Haar seine Spitze in die zusammengewachsenen Augenbrauen bohren zu wollen.

Der Blick, der unter ihnen hervorschießt, lähmt die Zunge des triumphierenden Samulus.

Gertrud, die sich beim Hereintreten ihres Geliebten erhoben und mehr als einmal versucht hat, eine Aufklärung zu geben, so wenig sie auch selber eigentlich das Betragen Vincentius' begreifen kann: — Gertrud benutzt diese Pause. Sie ergreift die Hände Renatas und die des Gottesfreundes: —

„Fürchtet Euch nicht. Er spricht ja nur so! Es ist gar nicht seine Absicht, meinen Freunden Schaden zu tun — im Gegenteil! Er will uns alle aus der Gewalt dieses furchtbaren Mannes befreien.“

Ihr Blick zeigt auf Ottmar, der sich jetzt an Konrad wendet: —

„Gut, daß Ihr da seid, Hausmeier! Ich wollte Euch gerade suchen — —“

Aber Konrad unterbricht ihn, indem er sich mit untertäniger Verbeugung an Renata wendet: —

„Ich muß der gnädigen Herrin melden, daß Kurt, den ich durch den Wald nach Affortsbach zu schickte, den Hohlweg mittels gefällter Bäume gesperrt und den Verhau von bewaffneten Bauern stark besetzt gefunden hat.“

„Der einzige noch übrige Weg!“

„Über der Steg?“ fragt Ottmar. „Kann nicht wenigstens der Kaufmann zu Fuß über den Steg entkommen?“

Ein freundlicher Blick der Kleinen hellen Augen Konrads dankt ihm diese Frage. Sie wird jedoch mit einem mißmutigen Kopfschütteln beantwortet.

„Auch der Steg ist bewacht. Der Turmwächter meldet, daß der Kalvarienberg von aufrührerischen Bauern wimmelt.“

Vincentius lacht: —

„Die Falle ist zugeklappt. Bruder Martin hat Wort gehalten. Bald wird er an das Tor klopfen.“

Ja, bald — sie kommen. Er kann von unten den Ruf der Kreuzfahrer vernehmen. Sie zu sehen, ist er hergekommen, und sehen will er sie.

Ungeduldig schiebt er Gertrud zur Seite, die ihm Schnell etwas ins Ohr raunen will.

Er steht am Fenster.

Die Brücke dort unten ist voll von Menschen. Sie sind an der untersten Biegung des Süßpfades zu sehen — an der nächsten noch nicht. Einige klettern aufwärts durchs Gebüsch zwischen Felsstücken, wo kein Steg ist, offenbar weil der Zug den Weg versperrt hat. Dieser ist vom Bergwalde verborgen. Nur dort — blinken nicht dort Waffen durch das Laub?

Er neigt sich weiter vor, um besser zu sehen.

Das flatternde rote Tuch blendet ihn.

Er reißt es los. In wahnsinnigem Eifer schwenkt er es, als ob er dadurch den Zug der Kreuzfahrer beschleunigen könnte.

Mit einem verzweifelt ratsuchenden Ohnmachtsblick sieht Kenata auf den Meister, der leise zur zitternden Gertrud spricht, auf den finster grübelnden Ottmar, auf Konrad — —

Aber sein Gesicht verschwindet, kaum daß sie ihr Auge darauf richtete.

Alle zucken zusammen — blicken sich erschrocken um.

Was geschieht? Was ist das für eine gewaltsame Bewegung in ihrer Mitte, in dem engen Raume, wie wenn ein mächtiges Raubtier in seinem Käfig auf das Gitter losspringt — ?

Suchtelnde Arme und Säuste, zappelnde Beine gegen die Luft, Brachen, Rasseln, Klirren von ausgestoßenen Scheiben, Bleieinfassung, Holzrahmen . . .

Reuchend steht Konrad am Fenster — allein.

Versteinerte Stille.

Endlich, endlich — tief unten ein dumpfes Platzen.

Und dann — fast gleichzeitig — ein Wutgebrüll von dem Zug unten auf der Brücke, aus ihrer eigenen Mitte aber ein herzerreißender Schrei.

Gertrud liegt wie leblos am Boden.

Sechstes Kapitel.

Exit amicus Dei.

„Eine schwere, eine furchtbare Tat!“

Es ist die weiche Glockenstimme des großen Gottesfreundes, die sich vernehmen läßt.

Konrad wischt sich mit dem Ärmel die Schweißtropfen von der Stirn, seufzt und holt tief Atem, bevor er antworten kann: —

„Wohl weiß ich, daß geschrieben steht: wer das Schwert zieht, soll durch das Schwert umkommen. Das sagte unser Heiland zu dem getreuen Jünger, der zu seiner Verteidigung das Schwert zog. Wenn aber auch wegen dieser Tat Dämonen Macht gegeben würde, mich in einen Abgrund zu werfen, der zehnmal so tief wie dieser wäre, so werde ich die Tat dennoch nicht bereuen.“

„Ach Konrad!“ ruft Renata, die zur Seite Gertruds kniet, ihren Kopf auf einem Kissen zur Ruhe bettet und ihre Stirn mit Wasser aus einem irdenen Krug besprengt, den ihr der Gottesfreund reicht, „ach, Konrad! die wird auch keinem von uns Rettung bringen.“



„Mit Verlaub, darin irrt Ihr Euch, Herrin. Denn er hat ausdrücklich gesagt, er wäre der Einzige, der wisse, wer der Meister sei und daß er sogar Zeugenaussage dafür habe — womit er wohl mein armes Fräulein gemeint haben mag, die sich durch seine glatte, gleißnerische Zunge hat betören lassen und doch gewiß nur das Beste meinte. Ja, nicht ein Einziger von denen, die jetzt kommen, sagte er, habe eine Ahnung, daß der große Gottesfreund hier auf der Burg sei.“

„Der Hausmeier hat recht!“ ruft Ottmar. „Gott lohn' es dem Manne Konrad, er hat für uns alle gedacht und gehandelt. Denn wenn es uns auch gelänge, den Meister aus der Burg fortzubringen, so wäre das verlorene Mühe, wenn der Verräter, der jetzt seine Strafe erhielt, wohlbehalten hier unter uns bliebe und die Bluthunde auf seine Fährte hegen könnte. Welchen Vorsprung würde er dann haben, welche Aussicht, ihnen zu entkommen? Jetzt aber, sintemal niemand die Anwesenheit eines solchen Mannes ahnt, außer deinen Leuten, auf deren Schweigen wir uns wohl verlassen können — !“

„Das könnt Ihr, Hochwürden,“ bestätigt der Hausmeier.

Renata blickt von ihrer Beschäftigung mit dem bewußtlosen Mädchen auf und nickt: —

„Sie sind alle treu.“

„Nun denn, dann sehe ich jetzt, mit der Hilfe der Vorsehung, nichts, was verhindern könnte, daß ein reisender Kaufmann aus Basel mit Geleitsbrief u Empfehlung von mir und mit meinem Siegelri

als besonderen Ausweis, daß er sogar in meinem Auftrag von dannen zieht, frei und unbelästigt durch die Reihen der seltsamen Kreuzfahrer gehen könnte, um unverfolgt dorthin zu wandern, wohin ich ihn schicke. Noch bin ich der Bischof von Regensburg, und meine Autorität ist unangefochten. Dazu, denk ich, ist mein Krummstab noch immer tauglich, ein Wanderstab für diesen Apostel zu sein. Jedenfalls ist das der beste Weg. Denn sie werden hier alles durchstöbern, und ein Mann, den sie hier als Gast der Kegerin verborgen fänden, würde ihnen höchst verdächtig vorkommen.“

Der Gottesfreund ist eifrig damit beschäftigt gewesen, Renata in ihren Versuchen, Gertrud zum Bewußtsein zu bringen, beizustehen.

Er hat das Schlüsselbund der Hausfrau bekommen, den Eichenschrank geöffnet und daraus eine Flasche mit Essig und etliche Leinenstücke hervorgefucht. Eine feuchte Binde ist auf die Stirn der Ohnmächtigen gelegt, und ein mit Essig getränkter linnener Streifen über ihre halbgeöffneten Lippen gebreitet worden.

Von dieser Samariterarbeit erhebt er sich jetzt und legt seine Hand auf die Schulter Ottmars: —

„Das habt Ihr alles gut und richtig erwogen. Allein Ihr habt Eure Rechnung ohne den rechten Kaufmann gemacht. Glaubt Ihr, ich sei der Mann, der seine Freunde in einer solchen Stunde der Not verläßt!“

Überrascht — und höchst peinlich überrascht — blickt Ottmar ihn sprachlos an. Er muß es sich

gestehen, daß er, ungewohnt, wie er ist, seine Verfügungen durch fremden Widerspruch gestört zu sehen, diese an sich so natürliche Weigerung nicht in Betracht gezogen hat und augenblicklich nicht recht weiß, wie er ihr begegnen soll.

Konrad aber räuspert sich und mit einer seltsamen Mischung von Verlegenheit und Entschlossenheit tritt er an den Tisch, wo Ottmar in einen Sessel niedergesunken war, als das jähe Ende seines veräterischen Samulus ihn fast wie ein Schlag traf.

„Mit Verlaub, Herr, es geziemt freilich einem geringen Manne wenig, einem heiligen Meister zu widersprechen. Es steht jedoch geschrieben, daß Gott manchmal aus dem Munde des Unmündigen spricht. Darum sage ich getrost: — Ihr gehört nicht Euch und nicht uns, sondern Gott und den Freunden Gottes. Das sind eben die ‚Freunde‘, die Ihr in einer solchen Stunde der Not nicht verlassen wollt.“

Die unbewusste Würde des einfachen Mannes ist so eigenartig, daß sie alle überrascht und auf den Gottesfreund sichtlich einen starken Eindruck macht, zumal als die Schlußwendung ihn gewissermaßen im höchsten Sinne beim Worte faßt.

Er will eine abwehrende Bewegung machen; aber bevor er noch ein Wort der Erwiderung finden kann, hat Renata, noch immer Eiland, sich von der Ohnmächtigen wegwendet und seine Hand ergriffen: —

„Lieber Herr und Meister! Niemand kann das eindringlicher sagen als es dieser Getreue getan hat. Aber laßt auch Eine, die am besten weiß, was Ihr für eine auf den Tod erkrankte Seele sein könnt,

Luch an die Vielen gemahnen, die sich Luch zu Grunde gelassen und jetzt ringsum auf Eure Hilfe warten. Ihr wollt sie nicht vergebens warten lassen, wenn die Vorsehung Luch einen Weg zu ihnen eröffnet.“

„Und das tut sie durch mich“, fügt Ottmar hinzu. „Euer Widerstreben dagegen, fortzugehen und uns unserem Schicksale zu überlassen — selber das Leben — dies kostbare Gut! — zu retten, während wir im Todeschatten zurückbleiben: dies Widerstreben versteh' ich wohl. Sieht es doch aus, als ob Ihr uns verließet, während in der That wir es sind, die Luch verlassen müssen, um das leichtere, das bessere Teil zu wählen, das uns gnädig geboten wird. Ihr wißt das sehr wohl. Auch seid Ihr über Vorurteile erhaben. Und doch sind solche Vorstellungen unserem Fleische so tief eingepflanzt, daß Ihr es wider bessere Einsicht fühlt, als ob Ihr eine Handlung der Seigheit begehen würdet, wenn Ihr Eure Person in Sicherheit brächtet. Allein es handelt sich hier nicht um eine Wahl, sondern um eine Pflicht, um Gehorsam, den Ihr nicht verweigern dürft. Und gerade deshalb eröffnet die Vorsehung Luch diesen Weg durch mich, der ich Macht und Befugnis zum Befehlen habe. Denn Ihr habt mir ausdrücklich versichert, daß Ihr Gottesfreunde die Gewalt der Kirche und ihrer Würdenträger anerkennen, wofern sie nichts gegen das Wort Gottes und gegen das Gewissen befehlen.“

Der große Gottesfreund neigt bestätigend das Haupt.

„Nun wohl! Ihr seid hier in meiner Diözese, und als die oberste geistliche Behörde hier befehle ich Euch Kraft meines Amtes und im Namen der Kirche, die in dieser Zeit ihrer Erniedrigung Euch, Meister, und Eure Bauhütten zu ihrem Aufbau doppelt nötig hat, Euch unzüglich von hier fortzubeben auf die Mission, die Ihr selber am besten kennt, und mit den Brieffschaften versehen, die ich Euch dazu sofort ausstellen werde. Denn die Zeit ist uns knapp bemessen, und wir wollen sie nicht mit Worten verlieren.“

So wenig ist Ottmar willens, dies zu tun, daß er noch während er spricht ein paar Pergamentstücke vor sich zurecht legt, sich eine Feder ausucht und eintaucht und zu schreiben anfängt. Alles ist bei der Hand — auch Siegelwachs —, denn Vincentius hat es nicht versäumt, am vorhergehenden Abend seine Siebensachen auf dem Tische schönstens zu ordnen.

Wiederum neigt der Gottesfreund sein Haupt als Zeichen des Gehorsams.

Sein Blick ruht in dem Kenatas, die noch immer, zu seinen Füßen Knieend, seine Hand hält. In diesem Blicke liegt die ganze bittere Wehmut des Abschiednehmens von einer geliebten Tochter, aber auch der Trost, sie noch beim Scheiden ob ihres Loses beneiden zu dürfen. Denn es ist ja wahr, daß diese Beiden das leichtere und bessere Teil erwählen. Als ein Gnadengeschenk wird es ihnen geboten, und es ist ihr gutes Recht, es anzunehmen. Scheiterhaufen werden — Gott sei es geklagt —

bald genug aufflammen. Diese dürfen in einer sanfteren Glut verlöschen. Er dankt Gott, daß er, indem er selber einem dunkeln und drohenden Schicksal entgegengeht, seine Tochter geborgen weiß; daß ihr der Gefängnischmutz und die rohen Hentershände erspart bleiben. Diese Beiden ruft die Doppel-Luthanasie mild von dannen. Zum Abschiede drückt ihnen das Leben noch eine Gabe in die Hand als Entschädigung für alles das, was es ihnen versagte: das sarazenische Gläschen, das Vermächtnis des heidnischen Mädchens als Gegenstück zum Fluche des Kreuzritters.

Ottmar spricht wieder, während die Feder über das Pergament gleitet, bedachtsam, zurückhaltend gar; denn die Schrift muß leicht zu lesen und von stattlicher Form sein: —

„Der beste Weg, der Euch am schnellsten aus dem Hausen führt und auf dem Ihr Euch am frühesten beritten machen könnt, ist der nach dem Kloster St. Jakob. Kennt Ihr den? Ich meine den Fußpfad, der wenige Minuten von dem Burgtor vom Langensteiner Weg rechts abbiegt und über die Waldblöße um die Höhe des Berges führt.“

„Ich kenne ihn sehr wohl von meinen früheren Aufenthalten her.“

„Vortrefflich . . . Ach, Hausmeier! ein Licht zum Versiegeln!“

Konrad geht in das Gemach, wo er schon im Kasten eine Kerze auf dem kleinen Tische neben dem Bette findet. Es ist keine ganz leichte Sache, mit dem Feuersteine Licht zu schlagen. Seine Hand

ganzes Leben. Sein Leben lang ist er ein Mann  
des Friedens gewesen und nicht an Beschwerden ge-  
wöhnt. Im Schanden erinnern er sich jenes  
Locals — es ist noch keine Woche her! — als der  
Sammels Kon. Wie er über die Brücken am Ufer-  
spüher stand und sah, daß der Schwartze seine  
Fertig anordnete und sich nur vor einer Zeit unter  
dem Ufer heimlich behauptete . . . und wie gleich-  
zeitig aus der Stadt drängen das Schreien der  
Stromschiffen so ungeschwätzlich laut herüberbrang  
und die Last, den ungeschwäteten Gult zum offenen  
Fenster hinauszutreiben, in ihm saß . . .

Und jetzt hat er's getan!

Er muß einen Augenblick das Scharfgehirn hängen  
und wieder den Schwartze von der Seite weichen.  
Die Uferer hängen in den Brücken und blenden ihn.

Nicht daß er die Last kennt! Es ist, wie er  
gelegt: nicht, wenn er sie auch durch eine Höllestrafe  
blühen sollte. Ein schrilles Wort, das er einst vom  
Meister gehört, kommt ihm in den Sinn: „Der  
Mensch kann in der Hölle genau so geborgen sein  
wie im Himmelreich.“ Ja, so würde es mit ihm  
stehen, wenn er wegen dieses Mordes in die Hölle  
käme. Nein, bereuen tut er es nicht.

Aber was wird jetzt geschehen? Wird es dem  
Meister gelingen, frei von dannen zu gehen? Es  
muß gelingen! Nicht umsonst hat Konrad seine  
Hände mit Blut besetzt. Auch hält ja der Bischof seinen  
Krummstab schützend über den Meister. Ab-  
was wird aus Ottmar selber werden? und aus d  
Fertig? und aus Fräulein Gertrud, der Ärmsten

die er schon als Kind auf dem Arm getragen? Aus ihm selber? daran denkt er nur wenig. Die Burg zu halten, ist unmöglich. Wenn die Männer Belials hereinbringen, werden sie mit ihm kurzen Prozeß machen, falls sie es herauskriegen, daß er es war, der eigenmächtig den Samulus in die andere Welt schickte. Mögen sie's tun!

Konrad hat die Kerze angebrannt und trägt sie hinein.

Der Bischof schreibt. Gertrud liegt noch auf der Diele ausgestreckt, den Kopf auf dem Kissen. Der Meister spricht gedämpft mit Renata, die vor dem offenen Schrank an einem Tischlein steht, worauf sie den Ebenholzschrein gestellt hat, dessen Deckel zurückgeschlagen ist. Sie füllt gerade jetzt eine ganz kleine Flasche mit Wasser aus dem irdenen Krug und der Gottesfreund reicht ihr ein längliches, goldig glühendes Kristallfläschchen, das er inzwischen für sie gehalten und geöffnet hat.

Konrad sieht das zierliche, fremdartige Gefäß zum ersten Mal, aber erkennt es sofort nach dem Hörensagen: das Sarazener Elixir des Kreuzfahrers Valentin von Langenstein.

Sorgfältig träufelt Renata fünf Tropfen des braunen Inhaltes in die kleine Flasche, deren Wasser sich gleich dem Rauchtropas färbt. Dann gibt sie dem Gottesfreund das Elixir zurück, pfropft die Flasche zu und reicht sie dem überraschten Konrad.

„Du mußt jetzt das arme bewußtlose Kind zu der guten Ursula hinuntertragen. Grüße Ursula, wir werden uns nicht mehr wiedersehen. Sie soll



Gertrud dieses zu trinken geben, sobald sie zu sich kommt. Es wird ihr einen tiefen Schlaf bringen, dessen sie sehr bedarf, und der auch sonst notwendig ist. Denn es geht nicht an, daß sie in ihrem verworrenen Zustande nach dem Meister fragt oder vom großen Gottesfreunde spricht, ob er in Sicherheit sei oder ähnliches, wenn fremde und mehr als ungeladene Gäste ihre Sieberrede vernehmen können.“

Ottmar blickt von seiner Arbeit auf: —

„Das ist in der That wohl bedacht.“

Er unterschreibt den letzten Brief mit seinem kraftvollen Schwung, zieht den Rubinring vom Finger und fängt an, die Pergamente mit seinem Siegel zu versehen.

„Unsere Balken und Kiegel werden dem Haufen länger Widerstand leisten, als sie erwarten,“ sagt Renata zum Hausmeier. „Jedenfalls aber mache ich dich dafür verantwortlich, Konrad, daß kein anderer Widerstand stattfindet. Davon hängt die Sicherheit Aller ab. Kommen sie friedlich in die Burg herein, diese verirrtten Bauern und Bürger, dann dürfen wir erwarten, daß kein Blut weiter vergoßet wird. Ich denke, sie werden sich mit dem Opfer begnügen, das sie hier vorfinden. Du selber wirst gut tun, dich so wenig wie möglich sehen zu lassen.“

„Und vergiß nicht,“ fügt Ottmar hinzu, indem er seinen Siegelring in das weiche, duftende Wachs drückt: — „alle hier in der Burg müssen wissen, daß es der Bischof selber war, der, empört über das verräterische Zeichen am Fenster, seinen Samulus in den Abgrund stürzte.“

Renata nicht: —

„Diesmal kann ich sagen: ‚Das ist wohl bedacht.‘  
Niemand kann ja von unten den Täter erkannt  
haben.“

Ottmar hat beide Briefe geschlossen und ist gerade  
daran, die Aufschrift zu vollenden, als ein Ortsname,  
der in gedämpftem Gespräch zwischen dem Gottes-  
freund und dem Hausmeier gewechselt wird, seine  
Aufmerksamkeit fesselt.

„In Merwins Sluchthaus,“ sagt der erstere,  
„könnt Ihr immer meinen Aufenthalt erfahren,  
wenn ich genöthigt wäre, mich längere Zeit verbor-  
gen zu halten. Ich glaube, Ihr könnt nach dem  
grünen Wörth im Illusse Euren Weg finden.“

„Des grünen Wörths werde ich gewißlich mein  
Lebtag nicht vergessen, mag auch mein Ende nah  
oder fern sein.“

Bei diesen Worten Konrads begegnet sich sein  
Blick mit dem Ottmars.

Der Bischof erhebt sich.

„Jetzt weiß ich, Hausmeier, wo ich Euch vorher  
gesehen habe. Ihr wart mit Eurem Herrn Hugo von  
Laufen, als ich mit ihm auf dem grünen Wörth den  
Zweikampf hatte, und er, sehr gegen meinen Wunsch,  
die unselige Wunde erhielt. Deshalb habt Ihr mich  
immer so feindselig angeblickt.“

„Deshalb und wegen des Preises, den Ihr auf  
das Haupt des Meisters gesetzt.“

„Den hat mir der Meister verziehen. Wollt Ihr  
mir jenen Streit mit Eurem Herrn auch verzeihen?  
oder wollt Ihr im Zorn von mir scheiden?“

„Von Euch, der Ihr den großen Gottesfreund rettet!“ ruft Konrad und drückt die ihm dargebotene Hand wie in einer Eisenschraube.

„Ja, das hoffe ich sicher zu tun. . . Hier sind die beiden fertigen Schreiben, Meister. Dies ist ein offener Geleitsbrief, bestimmt, jedem vorgezeigt zu werden, der Euch ausfragt oder sich anschießt, Euch Hindernisse in den Weg zu legen. Er tut kund, daß der Inhaber dieses Briefes und Träger meines Rubinringes, der Kaufmann Johann Kink aus Basel, von mir in einer wichtigen Mission ausgesandt ist, die Sache des großen Gottesfreundes betreffend —“

Ein nachdrückliches Verweilen bei diesen Worten und ein Ausfleuchten des Auges bezeugt, daß Bischof Ottmar trotz dem Ernste der Lage nicht umhin kann, den Doppelsinn des Ausdruckes mit seiner verborgenen Selbstironie weidlich zu genießen.

„ — die Sache des großen Gottesfreundes betreffend, von dem es männiglich bekannt ist, daß ich einen Preis auf seine Gefangennahme ausgesetzt habe, weshalb ein jeder, der sich des Vergehens schuldig macht, besagten Kaufmann unterwegs aufzuhalten, der Kirchenbuße oder in schwereren Fällen dem Kleinen Bann anheimfällt. . . Dieser Brief aber ist an den Prior in Sankt Jakob, einen braven, mir sehr ergebenen Mann, gerichtet; es wird ihm darin mit derselben Begründung ans Herz gelegt, auf jede Weise Eure Reise zu fördern, die in diesen unruhigen Zeiten mit Verzögerungen bedroht sein könnte, insbesondere aber Euch mit einem guten Reittier

zu versehen und Luch einen zuverlässigen Mönch als Wegweiser mitzugeben.“

Ottmar überreicht die beiden Brieffschaften dem Gottesfreunde, der sie in seiner am Gürtel hängenden Ledertasche verwahrt.

Dann ergreift er seinen Rubinring, der auf dem Tische neben dem Siegelwaxse liegt.

„Und nun laßt Luch diesen Ring an den Singer stecken. Ihr werdet ihn zuerst als Ausweis tragen, später aber zur Erinnerung an diese Stunde und an einen dankbaren Freund, der nicht mehr ist. Er paßt sehr gut zu dieser Hand, scheint mir; denn er wurde mir von einem welschen Kardinal geschenkt, an den ich denken mußte, als ich auf dem Kalvarienberg in Luren Armen erwachte. Bei ihm sah ich nämlich ein Bild des barmherzigen Samariters, das er unter allen seinen Besitzümern am höchsten schätzte; und der Samariter war Luch ähnlich. Aber auch dieser Ring war ihm sehr wert. Der Rubin stammt aus der Levante und hat den Ruf, ein starker Talisman zu sein. Möge er seine Kraft bewahren und Luch beschützen!“

„Wenn Gott Gebrauch für mich als Arbeiter in seinem Weinberge hat, dann wird der Ring wohl seine Tugend üben,“ antwortet der große Gottesfreund und legt seine Hand auf die Schulter des Bischofs.

„Das denk' ich auch. Und so geht denn Luren guten Weg, mein teurer Meister, ausgerüstet zu solcher Wanderung von der Kirche selber, so gut wie sie es in diesen Zeiten vermag.“

Das krause Lächeln, womit seine Lippen diese Abschiedsworte äußern, wird noch krauser, als sie hinzusetzen: —

„Von jeher war ich ein Mann der Gegensätze, ein Geist, der seine Freude an der aufstachelnden Kraft des Paradoxons und an der Spannung des Selbstwiderspruches hatte. Daß ich nun dem Manne, auf dessen Kopf ich einen Preis setzte, das Leben rette und selber den Tod als mein Los und meinen Lohn erkläre: — dies sei mein letzter Widerspruch, den Gott einheitlich in Wohlgefallen auflösen wolle!“

## Siebentes Kapitel.

### Exeunt.

Kenata und Ottmar sind allein.

Stille — fast Stille ringsum.

Das Beiern hat aufgehört. Die Brücke unten dröhnt nicht mehr unter den Schritten der Menge. Die auf den Felspfaden Zerstreuten haben sich heiser geschrien. Der Wind hat zugenommen; er heult um die Turmzinnen und im Kamine des Gemaches nebenan; er rüttelt den Bergwald auf, dessen tiefes ständiges Brausen jeden Lärm, der sich in seinem Schatten rühren mochte, ertränkt.

Kenata löst ihren Arm von Ottmars Schulter.

„Um dies Haidplatzschauspiel wollen wir doch jetzt die Langensteiner und Regensburger bringen“ sagt sie, indem sie sich erhebt.

Ottmar hat ihr gerade seinen Traum auf dem Kalvarienberg erzählt, aus dessen Schrecknissen er in den Armen des barmherzigen Samariters erwachte.

„Ein frommer Betrug, Renata. Sie werden einen Doppelmord weniger auf dem Gewissen haben und können es uns danken.“

Aus dem Eichenschranke, dessen Tür noch offensteht, nimmt Renata eine große schwarze Lederkapsel von eigentümlicher Form und stellt sie vor ihm auf den Tisch.

Ein seltsam geheimnisvolles Lächeln umspielt seine Lippen, als er auf den Messingknopf drückt.

Das ungefüge Lederding spaltet sich, und mit vorsichtiger Hand hebt er aus dem rotsammetnen Innern einen silbernen, reich verzierten Pokal heraus.

Lieblosend gleitet seine Hand über die glatte Wand des geräumigen, inwendig vergoldeten Bechers.

„Du schönes Trinkgefäß! Nicht umsonst bist du gleich einem Altarkelche geformt und wirst wie ein solcher aufbewahrt. Du segnest meinen Ausgang wie meinen Eingang hier auf Burg Langenstein.“

Als ob es gestern wäre, erinnert er sich der einzigen Gelegenheit, bei der er diesen Familienschatz enthüllt gesehen und ihn in seiner Hand gehalten hat.

Es war am Abend seiner Ankunft vor mehr als fünfzehn Jahren. Er befand sich mit Renata und ihrem Vater hier in der Stadtküche, wohin man sich aus dem schon halbdunklen Gemach zurückgezogen hatte, weil die Nachmittagssonne dies kleine

Zimmer nicht nur erhellte, sondern auch erwärmte, so daß es an dem Fühlen Apriltag freundlich anmutete. Kenata stellte ein Brett mit Weinkanne und Gläsern auf den Tisch. Aber ihr Vater, der auf derselben Bank Platz genommen hatte, wo Ottomar jetzt sitzt, rief ihr aufgeräumt zu: „Nein, Kenata! nimm das Schlüsselbund vom Gürtel und öffne hier unsere Schatzkammer. Daß mein alter Kamerad auf Winterstetten mir seinen Sohn schickt, damit ich seiner ritterlichen Erziehung die Krone aufsetze — das verdient wohl, durch einen Trunk aus dem Langensteiner Festpokal gefeiert zu werden.“

„Erinnerst du dich, wie mein Vater den guten Pfälzerwein pries, den er damals in diesen vergoldeten Becher goß? Wir aber wollen jetzt einen weit köstlicheren Trank darin mischen.“

Kenata füllt ihn aus dem irdenen Krüge zur Hälfte mit Wasser. Dann nimmt sie aus dem Ebenholzschreine das längliche, goldglänzende Levantinerfläschchen und hält es gegen das Licht: —

„Noch reichlich genug für uns Beide übrig vom Geschenke der unglücklichen Sarazenin.“

Und sie gießt den Inhalt in den Becher.

Einer schwarzbraunen Schlange gleich taucht das arabische Elixir in das Wasser, bäumt sich wieder aufwärts und zerteilt sich, wie die Ufern eines Achats, in viele gewundene Säden, bis sich alles zu einer einsörmigen dunklen Masse vermischt hat, auf der die innere Wand des Bechers ihren goldigen Widerschein spielen läßt.

Sie beugen sich jedes von seiner Seite über das in Gold gefaßte Zauberbrännlein, dessen geheimnisvolle Tiefe ihre Antlitz wieder spiegelt.

„Du sagtest an jenem Abend da drinnen, Ottmar . . . du sagtest, daß du Hugo um seinen Tod be-  
neiden könntest.“

„Ja, aber freilich fügte ich hinzu: — ,nur daß ich dich nicht verlassen möchte, um mit brechendem Auge dich in dieser bitteren Welt zurückbleiben zu sehen.“

„Ich habe es nicht vergessen, deshalb wurde in mir der Wunsch laut: ‚Ach, daß wir sie doch einmal so zusammen verlassen könnten!‘ Und als ich meine eigenen Worte vernahm, klangen sie mir wie eine Verheißung. Du aber seufztest aus Herzensgrund und meinstest, der Traum sei zu schön; wir müßten der harten Wirklichkeit in die Augen schauen.“

„Und hatte ich nicht recht? breitete sie sich in jenem Augenblick nicht finster und drohend vor uns aus?“

„So war es, mein Freund. Doch jetzt ist die Stunde des Traumes gekommen — nun ist er das Wahre. Sieh' wie er uns so hold entgegenlächelt aus diesem morgenländischen Weisagungs-Spiegel! . . . Wohl an, wir wollen den Spiegel zerbrechen und die Weisagung erfüllen!“

Sie ergreift den Kelch, stellt ihn aber wieder von sich.

„Doch erst noch einen letzten Blick in die Wirklichkeit — was wir armen Sinnenwesen die Wirklichkeit nennen — vielleicht bietet sie uns noch einen



Anblick, der auch für ein brechendes Auge sehenswert ist. Denn mir fällt eben ein, daß die ‚Kanzel‘ von hier aus sichtbar ist.“

Sie wendet sich und tritt an das Fenster.

Ottmar springt auf: —

„Du hast recht! Daß ich daran garnicht gedacht habe!“

Schon steht er an ihrer Seite.

„Dort ist er! Siehst du ihn, Ottmar?“

Sie neigen sich hinaus, um besser zu sehen.

Auf einem vorspringenden Felsstück — ‚Sankt Jakobs Kanzel‘ — wo die Berglehne umbiegt, zeichnet sich gegen den Himmel die Gestalt eines Wanderers ab.

„Er ist gerettet!“ jubelt Renata.

„Er ist gerettet . . . und wir sind es auch!“

Noch während er spricht, hört er ein schwirrendes Pfeifen und hinter sich im Fensterholz einen sonderbaren schnalzenden Laut.

Schon blickt er sich um, was das wohl sein mag, als Renata einen Schrei ausstößt und sich in seine Arme wirft, indem sie sich mit beiden Händen ans Herz greift.

Sein flüchtiger Blick hat zwei Armbrustpfeile im oberen Fensterrahmen stecken sehen.

Ein dritter — er weiß es — ist in ihrer Brust verborgen.

Das Triumphgeheul von einer Gruppe Schützen, die an einem hervorspringenden Punkte des Burgfelsens steht, hallt in seinem Ohre wider, als er behutsam in seinen Armen emporhebt.

Konrad hat die Alkoventür offen gelassen, als das Licht hereinbrachte.

Es sind nur ein paar Schritte nach dem Lager.  
Diesmal strauchelt er nicht!

Seine zitternden Hände wollen das Kleid öffnen,  
dessen Brustlag schon rot von Blut ist.

Sie wehrt ab.

„Willst mich wohl gar verbinden?“

Ihre Lippen öffnen sich zu einem eigenen Lächeln,  
wohlbekannt von den jungen Tagen her, wenn sie  
ihn von irgendeiner Unbedachtsamkeit zurückhielt.

Aber sofort pressen sie sich schmerzlich zusammen.

„Den Trank!“ flüstert sie.

Mit ein paar Sprüngen ist er drinnen und wieder  
zurück, beide Hände fest um den Kelch geklammert,  
damit nichts verschüttet werde.

O, wie kostbar ist jetzt ein jeder dieser Tropfen!

Mit zärtlicher Vorsicht hebt er Renata vom Kissen  
und hält sie gestützt, daß sie aufrecht sitzt. Er  
nimmt den Kelch von dem Tischlein, auf das er  
ihn von sich gestellt hat, um ihr zu helfen, und  
führt ihn an ihre Lippen. Selber hält sie am  
Becher, während sie begierig und doch vorsichtig  
trinkt.

Wenn auch für sie beide genug da ist, so darf  
dennoch kein Tropfen verloren gehen! Bevor sie den  
letzten Schluck nimmt, überzeugt sie sich, daß mehr  
als die Hälfte des braunen Saftes in seinem gäl-  
denen Behälter schwimmt.

Dann setzt sie mit einem vertrauensvollen Be-  
freiungsseufzer den Becher von den Lippen ab und  
lehnt den Kopf an seine Schulter.

Ottmar stellt den Kelch auf das Tischlein zurück.

„Das war das Todessakrament,“ denkt er. „Vielen hab’ ich es gereicht, aber keinem, der seiner so würdig war.“

Ihr Kopf bleibt an seiner Schulter liegen, und er hält sie fest in seinem Arm. Ab und zu eine schwache Zuckung, ein Zittern des halbgeschlossenen Augenlides, ein paar kurze keuchende Atemzüge — doch das sind Bewegungen, die bald still werden. In langsamer Regelmäßigkeit hebt und senkt sich der blurdurchtränkte Brustlaß; die blassen Wangen färben sich.

„Ist der Schmerz jetzt vergangen, Geliebte?“

Renata nickt.

Dann leuchtet in ihren Zügen ein Lächeln auf, der Widerschein einer klassischen Erinnerung: jene „unsterblichen Worte“ der sterbenden römischen Frau: —

„Non dolet, Paete!“<sup>\*)</sup>

Sie macht eine Bewegung, um den Kelch zu ergreifen.

Er kommt ihr zuvor und fährt ihn wieder an ihre Lippen.

Renata neigt sie nur:

„Ich trinke dir zu, Ottmar.“

Er leert den Becher bis zum letzten Tropfen.

Ein bitterer, würziger Geschmack. Weich wie ein voller Wein gleitet ihm der Trank über die Zunge, ein dickes, pelzartiges Gefühl hinterlassend.

---

<sup>\*)</sup> „Es schmerzt nicht, Paetus!“ Mit diesen Worten reichte Arria ihrem Gemahl den Dolch, nachdem sie selbst durchbohrt hatte.

Dann durchströmt ihn eine starke Wärme und scheint bis in die feinsten Aderchen hineinzuriefeln . . . .

Als Ottmar den Brief an den Abt versiegelte, war etwas brennendes Wachs auf seinen Finger getropft. So gering die Wunde war, hatte sie doch die ganze Zeit gebrannt. Jetzt hört der Schmerz plötzlich auf. Er stößt den Finger gegen die Kante des Tischleins. Die Berührung fühlt er, aber keinen Schmerz. „So ist es auch bei Renata,“ denkt er; „ihre Wunde schmerzt wirklich nicht mehr; es ist nicht, wie bei Urria, bloß ein heroisches Nichtfühlen.“

Und er drückt sie fester an sich. Sie erhebt den Kopf von seiner Schulter und schlägt die Augen auf.

Sast schwarz erscheinen sie, so groß sind die Pupillen geworden.

Erst jetzt bemerkt sie, wo sie sich befindet.

„Und so hast du mich dennoch hier hereingetragen! Ja, hier mußte es sein. Hier gab ich meinem Gemahl den starken Trank der fünfzig Tropfen, die da ‚heben ab des Lebens Last‘. Hier empfah’ ich ihn selber von der Hand meines Gemahls — ja, meines Gemahls vor Gott, Ottmar!“

Ihre Lippen begegnen sich in einem langen Kuß — einem unendlichen Kuß, denn die Lippen trennen sich kaum mehr, während ihre Häupter auf das Kissen zurücksinken, um dort beisammen liegen zu bleiben.

„Ich frage mich, Geliebte, ob das nicht die erste ganz glückliche Stunde meines Lebens ist.“

„Gewißlich die des meinigen.“

„Meinst du? . . . Dann sei denn dies das allerletzte Paradoxon, der Gipfel des Weltwiderspruches,

daß das Beste, was uns das Leben zu bieten hatte,  
der Tod war. Und dafür sei es gepriesen!“

„Ich kann dein Lächeln hören, Ottmar. Sehen  
kann ich es nicht mehr.“

„Wie? Siehst du mich jetzt nicht?“

Ihre Augen werden größer und schwärzer.

Ein stilles Kopfschütteln.

„Zu viel Licht . . . Siehst du mich?“

„Wie durch einen goldenen Schleier werde ich  
deine lieben Züge gewahrt. Sie lächeln so hold! . . .  
Du fühlst gewiß keinen Schmerz, nirgends?“

„Ich fühle nichts . . . Doch — ich fühle gerade jetzt  
deine Lippen auf den meinigen. Küsse mich wieder,  
mein Geliebter, mein Gatte!“

— — — — —  
„Hörst du etwas? — Renata!“

„Rieffst du?“

„Gott sei Dank! du hörst mich!“

„Ich hörte meinen Namen . . . Er klang in  
meinem Inneren . . . Es war, als ob Gott mich  
zu sich rief.“

„Geliebte — Gattin! bleibe bei mir! bleibe bis  
zuletzt — eile mir nicht voraus! Du warst mir  
ja immer voraus! Als ich glaubte, um meiner  
Seele willen dich verlassen zu müssen, war mein  
Geist durch Aberglaube verfinstert. Als ich meinte,  
dich zu deinem eigenen Besten betrügen zu sollen,  
wurde ich selber von deiner durchschauenden Liebe  
fromm betrogen. Als ich entsetzt wähnte, du seiest eine  
Regerin, war dein Glaube der reinere, der höhere . . .  
Ach, aber kannst du auch hören, was ich sage?“

„Ich höre alles in meinem Innern . . . Ich weiß  
alles was du sagen willst . . . Fürchte dich nicht . . .  
Ich bin bei dir . . . bei dir bis zuletzt . . . mein  
Gatte . . .“

---

„Was war das? hörtest du das auch, Renata?“

„Lärm . . . fern . . . ganz fern . . . Höre nicht  
hin . . . Nichts . . . die Welt . . . Lausche nicht  
. . . Bleibe bei mir . . . bleib in Gott! . . .“

Und das Krachen des gesprengten Tores, das  
Gedrüll des Laufens, der in den Burghof dringt,  
erreicht sie gerade — und erreicht sie kaum noch —  
als ein letzter Gruß einer Welt des Wahns und  
der Gewalt, die hinter ihnen liegt, tief, tief unter  
ihrem wachsenden Ewigkeitsfrieden.

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Karl Gjellerup

**Der goldene Zweig** Dichtung u. Novellen.  
Franz aus der Zeit des  
Kais. Liberius. 9. — 13. Tauf. 339 S. Geh. M. 5. — Geb. M. 7. —

„Es sind Bilder von überwältigender Schönheit. Mit der Gestaltungskraft und der Kennterschaft des historischen Forschers und philosophischen Denkers läßt er äußeres und inneres Leben erstehen und malt in bezaubernden Farben die südlische Landschaft und den Prunk römischer Kunst und Verschwendung. Aber seinem Buche liegt die Weihe eines Bekann-  
nisses zur sieghaftesten Kraft der christlichen Heilslehre und des germa-  
nischen Wesens.“  
Hamburgischer Correspondent.

**Die Gottesfreundin** Roman. 6—9. T. Geh.  
M. 5. — Geb. M. 8. —

„Eine Reihe farbenprächtiger, tiefgründiger Bilder, die sich auf dem düstern Hintergrund des 14. Jahrhunderts mit seinem Aberglauben und seinen Hexenprozessen abspielen. Wie die Herrin der Burg Langenstein den Führer der „Keger“ schützt, und wie der zelotische Bischof Ottmar, der die Keger verfolgt, vom Saulus zum Paulus wird, und mit der Burgherrin, die er in fröhlicher Jugend heiß geliebt hatte, als sieghafter Besiegter in den Tod geht, das wird uns in hochdramatischer, von dichterischem Schwung befeelter Darstellung berichtet.“  
Berliner Morgenzeitung.

**Seit ich zuerst sie sah** 430 S. 5.—8. Tfd. Geh.  
M. 5. — Geb. M. 7. —

„Dieses schöne Idyll mit seinem tragischen Ausgang ist eins der wunderbarsten Werke Gjellerups. Ein ganzer Liebesfrühling ist hier in die Stimmungsbilder aus Dresden und aus der sächsischen Schweiz hineingezaubert; tiefe Wehmut, tragischer Schmerz verleihen dem Roman sein wunderbares, unvergessliches Aroma. . . Der Verfasser fesselt, mag er nun die Natur, die Kunst oder die Menschen schildern. Immer vertieft er sich in seinen Stoff.“  
Aarhus Stiftstidende.

**Das heiligste Tier** Ein elysisches Fabelbuch.  
400 Seiten. Gehftet  
M. 7. — Gebunden M. 10. —

Nur ein Dichter von Gjellerups Gestaltungskraft, seinem sonnigen Humor, seiner tiefen, auf reichem philosophisch-historischen Wissen beruhender Weltanschauung konnte sich an einen solchen Stoff heranwagen. Im Elysium erwacht unter den ewigen Heiterkeit auf der Aphodeluswiese wandelnden Tieren der Wunsch, ein Tier möge heilig gesprochen und von allen anderen verehrt werden. Dies entfacht sofort den Ehrgeiz, die Parteibildung, den Wettkampf. Die einst im Leben berühmten Männern angehörenden Tiere übernehmen die Führerrolle und werden zu Trägern der Ideen ihrer Herren. Erhabene und groteske Szenen wechseln sich so ab, und in unterhaltender Form rauschen die großen weltgeschichtlichen Vorgänge an uns vorüber. Eine einzigartige Dichtung.

Karl Gjellerup

**An der Grenze** Roman. 272 Seiten. Geheftet M. 5.—. Gebunden M. 8.—

Mit seinem neuen Werke führt uns Gjellerup in die herbe, meerdurchseuchtete Schönheit seiner dänischen Heimat. Wunderliche und spröde Menschen stellt er in einem Kleinstadtidyll nebeneinander, den griesgrämigen Amtsrichter Thomsen, seinen pedantischen Sohn, den Assessor, den schlichten Gutbesitzer und die prachtvollen und tatkräftigen Mädchengestalten. Gjellerup zeigt sich in dem neuen Werke als Meister realistischer Darstellung und feiner landschaftlicher Schilderung.

**Die Hügelmühle** Roman in fünf Büchern. 3. Auflage. 450 Seiten. Geheftet etwa M. 8.—. Gebunden etwa M. 10.—.

„In streng dramatischem Aufbau steigt die Handlung empor. Jede Gestalt atmet Wirklichkeit: die hellseherische, sterbende Mälerin, der unentschlossene Müller, die sinnliche und doch kalt berechnende Mählmagd Lise und ebenso alle Nebenfiguren. Eine brüderliche Schwüle liegt über der Erzählung der ersten vier Bücher. Immer mehr verstricken sich die Bewohner der Mühle in Schuld, bis die schreckliche Katastrophe erfolgt. Und die Sühne im fünften Buche ist so grauig erhaben, daß kein Abflauen der Handlung spürbar wird.“  
Bartburg.

**Der Weltwanderer** Romandichtung. Zwei Bände. 3. Aufl. Etwa 700 Seiten. Geheftet etwa M. 10.—. Gebunden etwa M. 14.—

„Der Gedanke der Wiedergeburt wird darin in einer seltsamen, auf das feinste geschliffenen Form veranschaulicht. Dieselben Menschen, die im entferntesten Altertum atmeten, und deren Taten und Leiden uns Gjellerup zeigt, — wir sehen sie zugleich als Personen in modernerer Zeit. . . . Karl Gjellerups Bücher gehören mit ihren unvergänglichen Schönheiten der Weltliteratur an. Seien wir stolz darauf, daß sie in unserem geliebten Deutsch erfunden und niedergeschrieben wurden, und sorgen wir nach Kräften dafür, sie zum Allgemeingut unseres Volkes werden zu lassen.“  
Der Bücherwurm.

**Die Hirtin und der Hinfende**

Ein arkadisches Idyll. 2. Auflage. Geheftet etwa M. 4.—. Gebunden etwa M. 6.—.

„Mit seiner Schalkhaftigkeit und seinem sommerlichen Behagen versenkt sich der Dichter in dieser wunderzarten Liebesgeschichte in das unter Mittelmeerzone warm erglühende Wesen altgriechischer Hirtenkultur. Dem Leser dieses entzückenden Büchleins steigen im Sinnen grüngoldige und rostigbraune Landschaften Claude-Lorrains auf und die idyllische, bewegte Handlung, das Verlieren und Wiederfinden der herbsteuhen schönen Sphänel und ihres treuen, stolzen Werbers Atlas fesselt immer von neuem.“  
Berner Bund.



Carl Busse

**Die Schüler von Polajewo** Drittes bis vier-  
tes Tausend. 283 Seiten. Geheftet M. 3.— Gebunden M. 5.50

„An diesen Bildern können wir Lehrer lernen mit der Jugend fühlen und empfinden, können wir tieferes Verständnis für sie gewinnen. . . Die kleinen Schülerkomödien und -tragödien sind meist erst abgelesen; einige steigern sich trotz ihrer Kürze oder gerade deswegen zu einer dramatischen Kraft, daß man den Atem anhalten muß. . . Hätte ich B.'s Schüler von Polajewo schon als Schulamtskandidat gelesen, ich hätte manchen Erziehungsfehler nicht begangen.“  
Geheimr. Dr. Adolf Matthias (Zeitschr. f. höhere Schul.)

**Im polnischen Wind** Ostmärktische Ge-  
schichten. 302 Seit.  
Geheftet Mark 3.50. Gebunden Mark 5.—

„Zu erzählen versteht Carl Busse. Man hat bei ihm zum erstenmal wieder das Gefühl, gleichsam in einem zufällig zusammengekommenen Kreise von Zuhörern zu sitzen, aus denen heraus, durch das Gespräch angeregt, sich einer ganz ungezwungen löst, um den Lauschenden ringsum eine Geschichte zum besten zu geben. Etwas von der Gesellschaftsphäre wird lebendig, aus der die ersten echten Novellen zur Zeit Boccaccios geboren wurden.“

Westermanns Monatshefte.

**Federspiel** Westliche und östliche Geschichten. 397 Seit.  
Geheftet Mark 3.50. Gebunden Mark 5.—

„Es ist eine eigenartige und bedeutende Kunst, die in den Geschichten Carl Busses ihren Ausdruck gefunden hat: wundervolle Beobachtung des Lebens und seiner Werte, Ernstes und Lachendes, Trauriges und Wahres in der irisierenden Mischung, die eben nur das Leben kennt. . . Eine Welt von feinen Dingen, von intimen Klängen, von echten Menschen: und Herzenstönen tut sich in dem Buche auf. Wer es liest, wird dankbar sein.“

Samburger Nachrichten.

**Flugbeute** Neue Erzählungen. 2. Auflage. 373 Seiten  
Geheftet Mark 3.50. Gebunden Mark 4.70

„An Reichtum kann sich Carl Busse mit allen diesen Poeten messen, in fröhlicher Laune wie in zartem Sinnen, in Geistigkeit wie in Leidenschaftlichkeit. Vor allem auch in Lebensbeobachtung und Erfindungskraft. Er ist ein Fabulierer, der ebenso in der Vielseitigkeit wie in seiner Erzählungskunst an die italienischen Novellisten des Quattro- und Cinquecento erinnert. Stilistisch hat er sich frühzeitig zu einer feinen Reise durchgerungen, die aber, wo es sein muß, frische Saftigkeit nicht vermissen läßt.“  
Belhagen & Alafings Monatshefte.

Carl Busse

**Winkelglück** Ein fröhlich Buch in ernster Zeit. 57. bis 71. Tausend. 237 Seiten mit Buchschmuck von Paul Hartmann. Gebunden M. 4.—

„Die Fröhlichkeit, die das Buch kündigt, quillt aus dem Herzen, aber was mehr ist: sie strömt aus dem reichen Herzen eines echten Dichters. Und das vergoldet sie, macht sie feingliederig, füllt sie mit still leuchtenden Farben und läßt doch tief, tief auf ihrem Grunde auch das große Herzweh der Zeit in wehmütig heimlicher Musik zitternd weiterklingen. Ein fluger und innerlich reicher Mensch, dem verliehen ist, mit Dichteraugen in die Welt zu schauen, zeigt uns, wie auch die schweren Dinge Glanz und Schimmer erhalten, wenn sie ein helles Auge und ein aufrecht vertrauendes Herz ansehen.“

Leipziger Neueste Nachrichten.

**Fläumchen** 331 Seiten. Schefvet M. 5.—. Gebunden M. 8.—

Dies Buch ist ein Denkstein, den sich der leider so früh gestorbene Dichter selbst gesetzt hat. Diese abgerundeten, innerlichen Erzählungen aus Erlebnissen der letzten Jahre atmen echt Duffesche Kunst. Die Wärme des Gefühls, die Fähigkeit des Mitreisens, das feine Naturgefühl paaren sich mit reifster Formgestaltung. So gehören diese Erzählungen zu dem Schönsten, was Busse geschrieben hat. Nicht nur die köstliche Novelle „Fläumchen“, die dem Duche den Namen gab, sondern auch die anderen werden zu den Perlen deutscher Prosa zählen.

**Aus verflungenen Stunden**

Ein Skizzenbuch. 300 Seiten. Geh. M. 5.—. Geb. M. 8.—

Diese Sammlung meist unbekannter Novellen ist ein Spiegel von Duffes innerlich so reichem Leben. Sie führen uns zum Teil in Duffes Jugendzeit, da er als Stürmer und Dränger mit seinen „Gedichten“ ganz Jungdeutschland mit Begeisterung erfüllte. Ein sonniger Humor geht von den einzelnen Erzählungen aus und tut uns doppelt wohl in der trüben Gegenwart. Solche Geschichten liest man gern am Abend und vergißt dabei die Sorgen des Alltags. Wir haben nur wenig in unserer Novellenliteratur, was wir diesen Skizzen an die Seite stellen können.

**Gedichte** Gedichte. 6 u. 7. Auflage. 171 Seiten. Geb. M. 4.—  
Neue Gedichte. 3. u. 4. Aufl. 150 Seiten. Geb. M. 3.50  
Heilige Not. 2. Auflage. 149 Seiten. Geb. M. 3.50

„Carl Busse steht in vorderster Reihe unter den jüngstdeutschen Lyrikern. Schon der erste Band seiner Gedichte ließ den ungewöhlich begabten Dichter erkennen. Die Technik ist nahezu vollendet, der Zauber der Sprache wirkt schon beim stillen Lesen, die Melodie des Verses hat etwas Beständendes. Durch viele seiner Lieder klingt gedämpft eine leise Schwermut hindurch. Aber auch andere Töne weiß der Dichter anzuschlagen und die ganze Scala unserer Empfindung in Schwingung zu versetzen.“

Die christliche Welt.

Wilhelm Scharrelmann

**Täler der Jugend** Roman. 218 Seiten. Geb. M. 5.—. Geb. M. 7.—

„Täler der Jugend“ — das sind die blumigen Gründe mit den jungen Hainen der ersten Freundschaft und der ersten Liebe, durch die der junge Mensch wie durch ein Märchenland geht. „Täler der Jugend“ — das sind aber auch die Niederungen, durch die jedes junge Leben geht, ehe es die Kraft findet, die Höhen und Gipfel zu erklimmen. Es ist der Roman eines jungen Arbeiterkünstlers, der den Willen und den Drang zur Höhe hat und einen einsamen Weg geht. Mädchenbilder von einer zarten, milden Schönheit, wie mit dem Silberstift gezeichnet, wandeln durch den Roman.

**Rund um Sankt Annen** Neue Diäbälge-Geschichten. 269 Seiten. Heftet Mark 5.—. Gebunden Mark 7.—

Es ist eine völlig einheitliche, in sich abgeschlossene Welt, die „Diäbälge“, aus der Wilhelm Scharrelmann diesen neuen Band humorvoller Erzählungen geschrieben hat. In eine enge, vom Strom des Großstadtlebens abseits liegende Gasse, in eine idyllische Welt hat Scharrelmann mit dem Auge des Dichters geblickt und mit sicheren Strichen merkwürdige Gestalten und ergötzliche Geschichten daraus festgehalten, die sich dem Leser mit einer Eindringlichkeit einprägen, daß man sie nicht leicht wieder vergißt.

**Piddl Hundertmark** Geschichte einer Kindheit. 3. Auflage. 188 Seiten. Gebunden M. 4.80

„Ein herzhafter und gesunder Geist weht durch dieses Buch, und ein aufrechter Mann steht dahinter. Er ist mit den Worten eher sparsam als verschwenderisch; er moralisirt und reflektirt nicht; er hat mit sicherem Gefühl an der rechten Stelle nicht nur angefangen zu erzählen, sondern — was feltener und schwärziger ist — auch aufgehört. . . Man kann sich an dieser Geschichte einer Kindheit recht erfrischen — sie gehört vor allem in sämtliche Volksbibliotheken.“  
„Veitagen und Klafings Monatshefte.“

**Die Fahrt ins Leben** Bilder u. Geschichten. 239 Seiten. Heftet Mark 4.—. Gebunden Mark 6.—

„Jedermann wird seine Freude haben an diesen kleinen Geschichten, die gleicherweise durch ihren eigenartigen Inhalt, wie durch die plastische Darstellung fesseln. Ob nun der Schall aus den Blättern guckt oder vom Ernst und Kampf des Lebens erzählt wird oder moderne Anekdoten auf eine Schnur gereiht erscheinen — ein Grundsatz geht durch all die bunten Bilderchen; das ist der Kinderplauderton, der in den einfachsten Dingen eine Seele sieht, toten Gegenständen Leben einhaucht und vom Geheimsten Kunde bringt.“  
Die Wf.